L. O. Germ. Heinroth
~~1569m~~.
593r

<36614241640012

<36614241640012

Bayer. Staatsbibliothek

Gesammelte Blätter

von

Treumund Wellentreter.

Zweiter Band.

Prosaische Aufsätze.

Leipzig,
in Commission bei J. F. Gleditsch
1818.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An die Leser.

Die wahre Freude ist der Preis des wahren Lebens. Wir sollen nicht träumen, sondern wachen; wir sollen nicht sinken, sondern steigen. Wenn diese Blätter als unbrauchbar, als ungenießbar bei Seite gelegt werden, so wünscht ihr Verfasser, daß es aus dem Grunde geschehen möge: weil man ihrer nicht bedarf; und daß man ihrer nicht bedürfen möge: weil man schon in vollem Maße hat, was hier, dürftig genug, gegeben wird.

Zweiter Band.

Prosaische Aufsätze.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Zur Lebenslehre.

I. Das Gesetz der Freude . . . Seite 3
II. Das Leben, von seinen verschiedenen Seiten betrachtet 21
III. Das Tagewerk 34
IV. Das gesunde Leben 51

Zweite Abtheilung.

Blicke in das Gebiet der Wahrheit.

Aus einer Reihe von Vorträgen.

(Mit Ausschluß der letzten vier Aufsätze.)

I. Was ist Wahrheit? 81
II. Natur 100

III. Vernunft … Seite 123
IV. Gott … 139
V. Ueber Grund, Wesen und Zweck der Welt. (Für Denker.) … 153
VI. Ueber die Entwickelung des Menschengeschlechts. 185
VII. Ueber die Heroen der Menschheit … 218
VIII. Ueber Ausartung und Gebrechen der Menschheit 243
IX. Ueber den Hang zum Bösen … 270
X. Ueber Offenbarung und Wunder … 293
XI. Ueber Erlösung und Heiligung … 321
XII. Ueber die Liebe … 345

Anhang.

Blicke in das Himmelreich … 363
(Aus Selbst-Unterhaltungen.)

Berichtigungen.

S. 4. Z. 13. st. entweihenden, l. entweichenden.

S. 154. Z. 22. st. Zeitpunkt, l. Zielpunkt.

S. 278. Z. 14. st. Entwickesiung, l. Entwickelung.

Erste Abtheilung.

Zur Lebenslehre.

I.

Das Gesetz der Freude.

Was ein Sonnenblick, durch zerrissene Wolken, der Erde ist, die lange des freundlichen Lichts entbehrte: das ist ein Augenblick der Freude dem vom Kummer belasteten Gemüth. Die Pflanzen, um zu gedeihen, bedürfen des erheiternden und erwärmenden Sonnenlichts; und die Menschen gedeihen nicht, wo nicht die Strahlen der Freude ihr Leben erwärmen und erhellen. Wenn der Mensch keine Freude mehr hat, wenn sich nicht Alles um ihn her warm und innig an ihn, so wie er sich hinwiederum mit voller Seele an Alles schmiegt,

was ihn umgiebt: so ist es auch mit seinem Leben aus; denn ein Leben ohne Freude ist keines. Und so dürfte man leicht geneigt seyn anzunehmen: es gebe nicht viele Lebendige unter uns, die Kinder ausgenommen; denn diesen glänzt und blüht hell und warm alles, was um sie her ist; das Geringste ergetzt sie und ist ihnen von hohem Werth; dahingegen den meisten der gereiften Menschen die Freude, die sie einst in lebendiger Gegenwart umgab, entweder blos als verbleichte Vergangenheit, oder doch nur als dämmernde Zukunft erscheint. Unter Sorgen, Unruhen, Leidenschaften, Schmerzen mancherlei Art hascht der Mensch immer vergeblich nach der entweihenden Nahrung seines Lebens, wie Tantalus, und verbringt seine Zeit in einem kampf- und arbeitvollen Zustande. Denn man blicke in das Gewirr und Treiben des Lebens, und sehe, ob dies nicht das Loos sogar derer ist, die von den Meisten als glücklich gepriesen werden. Die, welche sorglos durch das Leben taumeln, sind darum nicht glücklicher und freudenreicher: sie suchen nur mit blinder Begierde, umsonst, was Andere mit besonnener Anstrengung eben so wenig erreichen. Daß es die Freude sey, nach welcher das

Leben aller Menschen hinstrebt, ist gar keine Frage; denn in ihr allein, sie erscheine nun unter welcher Gestalt sie wolle, findet jeder, bewußt oder unbewußt, die gesuchte Befriedigung. Aber eben daß die Meisten im Leben nicht befriedigt werden, ist der Beweis, daß die Freude sie flieht. Sonderbar! Alles in der Natur ist so eingerichtet, daß es findet, was es zu seinem Bestehen und Gedeihen bedarf; und dem Menschen sollte der Weg verschlossen seyn, mit Sicherheit und Leichtigkeit dem wesentlichsten Bedürfniß seines Lebens genug zu thun? Das Thier, wenn es seine Nahrung sucht, wird von seinem Instinkt geleitet; sollte der Mensch, wenn er sich nach der Freude, der lieblichsten Nahrung seines Lebens, sehnt, von aller Anweisung verlassen seyn, wo er sie zu finden, und wie er sie zu suchen habe? Keineswegs! was das Thier durch seinen Führer, den Trieb, entdeckt, das enthüllt sich dem Menschen durch den Geist und durch aufmerksame, besonnene Betrachtung.

Der Baum wurzelt, grünt und blüht nur in dem Mutterschooße der Erde; der Fisch regt und bewegt sich lebendig nur in seinem Elemente, dem Wasser;

kurz, alle Natur hat ihren festen Kreis, in welchem allein sie Leben athmet, und außer welchem sie versiegt und untergeht. Und alles dies nicht willkührlich, sondern nach eingebornen, unveränderlichen Gesetzen. Jedes Wesen nun giebt durch sein eigenthümliches Streben das Gesetz zu erkennen, nach welchem sein Daseyn geleitet und erhalten wird. Der Stein hält mit kräftigem Zuge seine Atome zusammen; ungemessene Dauer ist sein Gesetz. Die Pflanze ist in immerwährender Entfaltung begriffen; das Gesetz ihrer Natur ist, sich auszubreiten. Das Thier sucht Nahrung und Weide; und in ihm spricht sich das Gesetz der Selbsterhaltung am deutlichsten aus. Das Element des Menschen ist: nicht das verschlossene, schlafende Leben des Steines, nicht das stille, schlummernde der Pflanze, nicht das blinde, träumende des Thieres, sondern, wie wir uns darüber so eben verständigt haben, das wache, helle, heitere Leben der Freude. Was für ein charakteristischer Zug aber im Menschen verräth uns das Gesetz, nach welchem er, wie jedes andere Wesen, auf seine eigenthümliche Weise, die Nahrung seines Lebens findet?

Wenn wir auf uns selbst achten, in Augenblicken, wo unser ganzes Daseyn von voller, inniger, ächter Freude durchdrungen, erweitert, und gleichsam über sich selbst erhoben wird: so finden wir, nicht blos, daß dieses der Zustand völliger Befriedigung ist, in welchem wir immer zu seyn wünschten, sondern wir finden uns selbst auch in diesem Zustande merklich verändert, oder wenigstens in einer nicht gewöhnlichen, höhern Stimmung, welche uns alle Gegenstände umher in sanftern, angenehmern Farben, und so zu sagen, in einem reinern Lichte zeigt, so wie unser eigenes Wesen sodann uns als der erwärmende, belebende, erhellende Punkt erscheint, von welchem diese Verklärung der Welt um uns her ausgeht. Wir fühlen uns leichter, ungefesselter, freier, alles spricht uns harmonisch und angenehm an, und wir wirken auf unsere Umgebungen mit spielender Kraft, mit heiterer Klarheit, mit freigebiger Liebe zurück. Dieser Zustand des Gemüths nun, dieses innere Befinden, wo uns so wohl ist, wo wir uns so lebendig, so gehoben, so kräftig und thätig, und dabei so empfänglich und gefühlvoll, im Ganzen aber so heiter und leicht erscheinen, zeichnet sich allezeit, wenn wir

uns darin finden, durch ein besonderes Gepräge, durch einen eigenthümlichen Charakter aus, der mit ihm unzertrennlich verbunden ist, ja der sein eigentliches Wesen, seinen wahren Gehalt auszumachen und ihm zugleich Ton und Haltung zu geben scheint. Es ist dies das vorherrschende Gefühl der Freiheit von jeder Schranke, von jedem Druck, in uns oder außer uns. Fast scheint es, als ob uns die Freude blos wegen der Erregung dieses Gefühls so über alles theuer wäre: wenigstens ist so viel gewiß, daß erst dann die Freude vollkommen genannt werden kann, wenn sich dieses Gefühl von ungestörter Freiheit und ungehinderter Bewegung unsers Wesens, in uns erhebt; wenn es uns däucht, als hätten wir Flügel erhalten, mit denen wir uns über alles Gemeine und Einengende emporschwängen. In diesem Moment, wenn wir ihn in der Betrachtung erfassen, werden wir mit Ueberraschung zuerst unsere wahre Natur, unser eigentliches freies Wesen und Leben gewahr; entzückt erfahren wir, in diesem Zustande des gesteigertsten innern Lebens, daß wir göttlicher Abkunft sind, und die Tiefe des göttlichen Wesens selbst ist für uns in solch einem Augenblicke kein Geheimniß

mehr. Desto empfindlicher aber und niederschlagender ist es, wenn wir von dieser Höhe zu schnell in das gewöhnliche Daseyn zurück- und hinabgezogen werden, welches geschieht, indem irgend ein Druck von einer oder von mehreren Seiten die freie Bewegung unsers Innern hindert und einengt. Je stärker dieser Druck wirkt, je weniger wir ihm Widerstand zu leisten vermögen, je näher sich die Schranken um uns legen und uns mannigfaltig umwinden und umstricken, desto unaufhaltbarer geht jenes Gefühl des unbeschränkten, heitern, freien Daseyns verloren; an die Stelle der friedlich-sichern, hellen, wonnevollen Stimmung tritt ein unruhvoller und ängstlicher, trüber, schmerzlicher Zustand; die Freude und das süße Gefühl des innern vollständigen Wohlseyns entflieht, und ein leeres, schmachtendes Sehnen nach dem verlorenen Gute bleibt allein zurück. Verschwunden ist das Gefühl der Kraft, der Klarheit und der reich aus uns hervorströmenden Liebe, und es ist, als wäre mit jener freien Stimmung, welche der Freude das Daseyn gab, unser einiges und wahres Leben entwichen.

Erwägen wir dieses Steigen und Fallen unsers innern Lebens, und die Zustände unsers Selbst, welche

damit unzertrennlich verbunden sind, aufmerksam und genau: so finden wir, daß nur in dem Maße, wie die einengenden Schranken von uns entfernt werden, auch unser Leben sich aufheitert, wahrhaft lebendig, hell und froh wird; daß hingegen, so wie wir uns gedrückt und beschränkt fühlen, auch die Fröhlichkeit unsers Daseyns schwindet: woraus wir mit Sicherheit folgern können, daß die alleinige Bedingung und das Gesetz der Freude die Freiheit unsers Innern ist.

Jetzt nun, wo wir auf den Punkt gekommen sind, die Freude, das letzte und höchste Ziel alles unsers Strebens, (welches nur ein schiefgerichteter Verstand, oder ein abgestumpfter Sinn nicht anerkennen wird,) von einer Bedingung abhängig zu machen, die wir vorläufig ein Gesetz genannt haben: ist es vor allen Dingen nöthig, uns davon, was ein Gesetz sey, eine bestimmtere und deutliche Vorstellung zu machen. Der aufmerksame Beobachter findet, daß alles Entstehen, alle Entwickelung und alles Bestehen der Dinge in der Natur auf festgestellten und unveränderlichen Richtungen ihrer Kräfte beruht. So bewegen sich die Sterne in ihren Kreisen, so saugt die Pflanze mit ihren Wurzeln

den Regen, mit ihren Blättern das Licht ein, so baut der Vogel sein Nest, so verfolgt das Wild seine Beute; alles mit einem bestimmten, unwiderstehlichen, unveränderlichen Zuge. Diese Einrichtung nun, wo die den Dingen eingepflanzte Kraft genöthigt ist, so und nicht anders zu wirken, nennt man Gesetz. Findet sich nun, daß das Bestehen des menschlichen Daseyns ebenfalls von einer bestimmten und nothwendigen Richtung seiner eigenthümlichen Kraft abhängt, so wird man anerkennen müssen, daß auch dieses Daseyn unter einem Gesetz steht. Das wahre, volle, menschliche Daseyn offenbart sich nur in der Freude. In ihr allein geht uns das eigentlich menschliche Leben auf. Alle andern Zustände im Menschen sind nur Vorbereitungen zu diesem Daseyn oder krankhafte Abweichungen von demselben. Nach Freude, als nach dem Leben seines Lebens, strebt unaufhörlich das Herz des Kindes, wie des gereiften Menschen. Bald ist es das Spiel, bald die Liebe, bald die Einsicht, bald die Macht, bald das Besitzthum, wodurch wir Freude zu erlangen, die Flamme unsers Lebens zu ernähren trachten. Nicht in jenen Gegenständen, nur in der Freude, welche sie uns

gewähren, ruht, wenn wir uns recht bedenken, unser Ziel. Allein nur indem unser Gemüth frei wird, entzündet sich in ihm die Freude; und jene Gegenstände können nur in so weit erfreuen, als sie das Gemüth von einer oder der andern Schranke, die es drückte, befreien. Das Kind fühlt sich beschränkt und ist unruhig, bis sich ein Gegenstand des Spieles zeigt, an dem es seine freie Thätigkeit üben kann. Das Herz des Mädchens, wie des Jünglings, fühlt sich beengt und gedrückt, bis glückliche Liebe das zurückgedrängte Gefühl seiner Fesseln entledigt. Der Mann, welchem die Wissenschaft, wie jener, welchem Macht und Herrschaft das Höchste ist, gelangen beide auf verschiedenen Wegen zu demselben Ziele: Denn die Wissenschaft ist unbeschränkte Erkenntniß, wie die Macht unbeschränktes Handeln; in beiden Fällen ist das Gefühl innerer Freiheit die Frucht der Mühe. Wenn endlich das Greisenalter vorzüglich nach Besitzthum trachtet, so findet es darin den sichern Damm gegen die Schranken, in welche es von seinem zunehmenden Unvermögen gezwängt wird: der Besitz vertritt die Stelle der Kraft, durch welche das rüstigere Alter seine Freiheit sichert. So

kann also der Mensch nur durch das Gebiet der Freiheit in das der Freude dringen. Ist es nun Natureinrichtung, daß wir nach Freude streben, so muß es auch Natureinrichtung, d. h. Gesetz seyn, daß wir nach innerer Freiheit streben, deren Tochter die Freude ist. Demnach dürfen wir uns nur beobachten, wie wir, bestimmt und unveränderlich, jeden Druck, jeden Zwang, verabscheuen, wie wir auf alle Weise bemüht sind, jede Schranke, die uns einengt, zu entfernen: und wir entdecken in diesem uns angebornen Bestreben den nothwendigen Zug der Natur: das Gesetz der Freiheit, welches zugleich das Gesetz der Freude ist. Folgen wir diesem Zuge unausgesetzt, wie der Vogel dem Zuge, der ihn nach der fernen Heimat treibt: so können wir mit Sicherheit auf die Erhaltung unsers eigentlich und wahrhaft menschlichen Lebens, auf die Fortdauer des Lebens in der Freude rechnen.

Es öffnen sich hier Aussichten, welche zu reizend, zu bedeutend für die ganze Einrichtung und Leitung unsers Lebens, wiefern es unserer Willkühr unterworfen ist, ja auch zu heilig sind, als daß wir sie blos oberflächlich berühren oder gar übergehen sollten. Nie hat die Betrachtung, deren ernste und strenge Gestalt

uns nicht erschrecken darf, zu einem schöneren Ziele geführt. Folgen wir ihr noch eine kleine Weile, und sie schließt das Paradies vor unsern Blicken auf.

Aus der Freiheit unsers Gemüths geht alle Vollkommenheit, alles Gedeihen unsers Lebens, und zugleich alle Heiterkeit und Freude hervor, deren unser Wesen fähig ist. So lange wir uns frei fühlen, sind wir auch gut, rein, heilig, und von Freude beseligt. Unser Leben, so beschaffen und gestaltet, ist das Meisterstück aller Natur. Was Wunder, wenn der Künstler, der uns schuf, sein Werk durch eine Einrichtung zu sichern suchte, welche, wenn wir sie klar erkennen, unsere tiefste Bewunderung und Anbetung erregt. Man erzählt aus der Mährchenwelt von Ringen, welche den Finger, der sie trug, stachen, wenn der Besitzer eine Thorheit begehen wollte. Ein solches Kleinod ist das Gesetz der Freude, welches in unserm Innern unermüdlich, ein schützender Talisman, über unser wahres Leben wacht. Wo wir Freude suchten und Schmerz fanden, werden wir durch ein wunderbares Gefühl von Beschränkung und Einengung zurückgedrängt, und uns wird nicht eher wohl und leicht, als bis wir, uns über die Schranken

erhebend, die Freiheit unsers Wesens gerettet haben. Sollen wir an Beispiele erinnern, wie sie das Leben fast in jedem Augenblicke herbeiführt? Ein lockendes Vergnügen zieht uns an; entgegen führt uns ihm der angeborne Hang zur Freude; allein je näher wir ihm treten, um desto mehr fühlt sich das Herz beengt. Unruhe und Angst bemächtigt sich der Brust: wir zaudern, wir erwägen, wir treten scheu zurück; und sieh, mit jedem Schritt rückwärts und hinweg von dem Zauberkreise der verführerischen Lust, athmen wir leichter, unser ganzes Wesen erheitert sich, und eine himmlische Wonne durchbebt uns zuletzt, im Gefühl unserer Freiheit, welche wir retteten, indem wir den Banden entflohen, in welche der Genuß uns schmieden wollte. Wir erkennen nun, in freier Ruhe des Gemüths, mit Klarheit, daß wir im Begriff waren, uns aus dem Gebiet der Freude in das des Schmerzes zu verirren; denn alle Lust, die uns nach außen zieht, gebiert nur Schmerz. Wir dürfen nur weichen, nur nachgeben, um zu sehen und zu erfahren, daß das Gefühl nicht log, welches uns warnte, die Schlinge zu fliehen, die unserer Freiheit gelegt war. Denn im Augenblick, wo

wir des Gegenstandes werden, haben wir aufgehört unser zu seyn: es reißt der Gegenstand uns mit sich fort, wir sind sein Spiel und seine leichte Beute. Dann giebt es keine Freude mehr für uns. Unruh und Angst, Furcht und Begierde treiben uns umher; wir leiden nur, wir leben nun nicht mehr. Ein ganz anderes Loos trifft uns, wenn wir jeden Augenblick unsers Lebens nur in dem Bezirk zubringen, wo uns die Freude begleitet, wo uns wohl ist, wo wir keine Schranke fühlen. Indem wir dem Gesetz der Freiheit folgen, welches, mit leisem Zuge, jede Beschränkung durch ein Gefühl von Weh- und Bangseyn kund thut, erfüllen wir zugleich, oder vielmehr eben dadurch, das Gesetz der Freude, und diese schüttet nun das volle Maß ihrer Güter über uns aus. Ein die Schranke fliehendes, fröhliches Gemüth schwebet frei und unbefangen über der Welt, erkennt mit Klarheit ihre Verhältnisse, fühlt mit Innigkeit den Aether der Liebe, der aus der ganzen Natur strömt, lebt in Harmonie und Einheit mit dieser Liebe, wirkt, wie sie, schaffend, in freier, spielender, künstlerischer Kraft. Der Ernst, der Druck, die Gefahr des beschränkten Lebens verschwinden vor einem solchen

Gemüth; es lebt wie ein Kind in des Vaters Hause, sorglos, unbefangen, froh, entgegen einer immer schönern Zukunft.

Nicht erkünstelt, nicht übertrieben ist die Beschreibung eines solchen Gemüthszustandes, welcher aus einer beständigen Achtsamkeit auf das zarte Gesetz der Freude hervorgeht, das in der Brust eines Jeden spricht, so lange es nicht durch Leidenschaft gewaltsam zurückgedrängt, oder durch Laster allmählig erstickt wird. Jeder, der sich die Mühe geben will, mit Hülfe des besagten Gesetzes, welches, wie der Kompaß den Schiffer, das verwickeltste Leben sicher leitet, sich aus dem Gewirr von Beschränkungen herauszuarbeiten, in welche ihn die angewohnte Nichtachtung jenes Gesetzes allmählig gezogen hatte, wird bald die Kraft und Wirkung desselben an der zunehmenden Heiterkeit, Freiheit und Fröhlichkeit seines Gemüths wahrnehmen. Das Gesetz der Freude ist ein lieblicher, freundlicher Wegweiser, der uns überall nur die schönsten Wege zeigt, und nur da uns ernst und streng zurückhält, wo uns Abgründe drohen, oder wo wir, geblendet, in Wildniß und Dornen zu gerathen Gefahr laufen. Bei jedem Schritte,

den wir unter seiner Leitung thun, erscheint uns die Welt lebenvoller, erfreulicher, herrlicher. Es möge sich niemand schämen, von der Freude durch's Leben geführt zu werden: die Freude, wenn sie nur ächt ist — und die unächte ist nur verlarvter Schmerz, und verräth sich augenblicklich — ist das Erhabenste, Reinste, Göttlichste, was es im Himmel und auf Erden giebt. Darum ist auch das Leben in der wahren Freude, die wir mit Gewißheit, als solche, fühlen und erkennen, das einzige wahrhaft göttliche Leben; und es ist Thorheit, oder wenigstens mächtiger Irrthum, zu glauben, daß finsterer Ernst und harte Strenge das göttliche Leben und Wesen ergriffen habe und jemals ergreifen werde. Die Freude ist das Allerheiligste der Schöpfung, und die Freiheit dessen Hüterin und Pförtnerin.

Noch bleibt vom Gesetz der Freude einiges zu sagen, das uns ganz bekannt und vertraut mit ihm mache, das uns in ihm unser bestes innerstes Wesen selbst, unsere eigenthümliche Seele zeige, und uns anrege, dasselbe wie eine zarte, wunderschöne Blume zu warten und zu pflegen. Nämlich es ist zu bemerken, daß, was einige das Sittengesetz in uns genannt haben,

und was in Menschen, die mit religiöser Aengstlichkeit für die kalte, erstarrende Pflichterfüllung erzogen worden sind, als strenger Richter ihrer Handlungen auftritt und ihre Vergehungen als züchtigendes Gewissen straft — daß dieses zwar allerdings mit unserm Gesetz der Freude eines und dasselbe ist, aber nur von einem tiefern Standpunkte aufgefaßt; von dem Standpunkte, wo wir Alle als unnütze Knechte angesehen werden. Allein das liebende Leben, das selbst Freude ist und uns zur Freude schuf, konnte uns zum Leitfaden unsers Lebens auch nur das Gesetz geben, welches ihm selbst die Fülle seiner Freude bewahrt, das überschwenglich schöne und edle Gesetz der Freiheit. Ruft uns die Stimme dieses Gesetzes, unser edleres Ich: „wache über deine Freiheit!": so spricht die Gottheit selbst das Gesetz aus, indem sie lebt; und wir sind über alle Kreatur geadelt. Und ist denn diese heilige Stimme etwas Fremdes, das etwa von oben herab in uns hinein schallte? Nein, wir selbst sind es, uns erfassend in unserer höhern, uns verliehenen Kraft; wir selbst, unser eigenthümliches, reines, angestammt-göttliches Streben verkündigend. Wer diesem Selbst-Zuruf, mit gehaltener Energie,

zur That, erst zur augenblicklichen, dann zur fortgesetzten That verwandelt, so daß sie Gewohnheit seines Lebens wird: der ist geläutert von den Schlacken; sein Inneres ist höherer Bildungen empfänglich; die Weisheit schließt sich an ihn an, und weiht ihn ein zu Kunst und Wissenschaft, zu Tugend und Religion.

II.

Das Leben,

von seinen verschiedenen Seiten betrachtet.

Wie selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien —
Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht;
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.
Göthe's Tasso 3. Aufz. 2. Auftr.

Unter den tausendfältigen Kreisen, welche das Leben der mannigfaltigsten Menschen-Naturen beschreibt, ist keiner vorzüglicher, keiner geringer, als der andere, wenn er sich in der vorgeschriebenen Bahn hält. Denn eben die richtige Bahn, welche einem jeden durch das Gesetz in seinem Innern für seinen Kreis vorgezeichnet wird,

diese nur ist es, nach welcher der Werth oder Unwerth eines jeden Lebenslaufs abzumessen ist, nicht aber der Umfang, oder die größere Menge von Windungen in dieser Bahn. Aus dem gesetzmäßigen Fortschreiten des Lebens entspringt die Harmonie desselben mit sich selbst und dem Ganzen. Ein solches Leben ist gleich stark und gleichförmig durchdrungen von Ruhe und von Thätigkeit, von gebendem und empfangendem Genuß, und alles Leiden ist daraus verbannt, weil es nur durch Störung der Harmonie zwischen dem Innern und dem Aeußern, der Seele und der Welt, entsteht. Nun ist es zwar gewiß, daß wir keinen finden werden, der in einer solchen vollständigen Harmonie lebe: wir werden aber doch Mehrere finden, die sich derselben annähern, und die in dem Maße wahrhaft leben, als sie dieses thun. Inzwischen ist die Zahl derer, die sich von der, Jedem vorgeschriebenen, rechten Richtung des Lebens entfernen, bei weitem die größere; und diese sind es, die uns die verschiedenen Seiten des Lebens zeigen: so wie uns der gebrochne Lichtstrahl die Farben zeigt, da hingegen das erstgenannte Leben, so wie das Licht an sich, rein und durchsichtig ist.

Die verschiedenen Seiten des Lebens nun, welche sich in dem mannigfaltigen Menschen-Leben offenbaren, sind eben so viele Beschränkungen und Einzelnheiten des reinen und vollständigen Lebens, als die verschiedenen Farben Schranken des Lichts sind. Wenn daher in dem reinen Leben (welches in der Erscheinung des göttlichen Nazaräers aufgestellt ist, so wie das reine Licht uns allein von der Sonne zukommt), Ruhe und Thätigkeit, und der Doppelgenuß des Gebens und des Empfangens, auf das innigste verschmolzen ist: so wird in dem getrennten und unvollständigen Leben jener Bund zerrissen und jedes Glied jenes Ganzen als vereinzeltes Leben erscheinen. Daher wir denn die Masse der Menschen aus entweder ruhigen, oder thätigen, oder genießenden, oder leidenden Individuen bestehen sehen, dem Hauptcharakter ihres Lebens nach. Daß übrigens hier zuerst des Leidens Erwähnung geschieht, darf nicht befremden, da das Leiden nur erst dann in das Leben eintritt, wenn die Harmonie desselben, oder ohne dieselbe, gestört worden ist.

Man ist nicht blos berechtigt, sondern auch genöthigt, das unter das ganze Menschengeschlecht ver-

theilte Leben, wie es wirklich erscheint, von den beschriebenen vier Seiten anzusehen, welche schon die Alten genau beobachtet, und, wie bekannt, unter dem Namen der Temperamente festgehalten haben. Auch ist es unverkennbar, daß der Hauptcharakter des sogenannten phlegmatischen Temperaments die Ruhe, der des cholerischen, die Thätigkeit, der des sanguinischen, der Genuß, und der des melancholischen, das Leiden ist; sobald es nämlich jedem derselben verstattet wird, seinen eigenthümlichen und vorwaltenden Hang zu zeigen. Nach diesen verschiedenen Standpunkten des Lebens modificiren sich daher auch nothwendig die Ansichten desselben; und es ist nicht zu verwundern, daß auf diese Ansichten die Denker aller Zeiten ihre Lehrgebäude des Lebens errichtet haben. Die Lehre, welche alles bezweifelt, will sich und ihre Anhänger dadurch in Ruhe erhalten; die, welche aller Spekulation entsagt und nur auf das Wirkliche (auf die thätigen Kräfte) ihr Augenmerk richtet, will dadurch den Menschen zur Thätigkeit führen; die, welche dem Gedanken weniger als dem Gefühl Raum giebt, gönnt ihren Schülern, als das Beste, den Genuß; diejenige endlich, welche ohne

Widerstand die Gesammtheit der Gegenstände auf sich einwirken läßt, giebt sich gehorsam (leidend) dem allmächtigen Schicksal hin, und weiht sich der Betrachtung. Auf diese vier Punkte kommen alle Lehren der Weltweisen alter und neuer Zeit zurück, und die Stifter der Schulen gründeten ihre Lehren auf ihre Temperamente. Aber nicht blos in der Lehre, sondern auch in den Lebensweisen selbst sprechen sich jene vier Seiten des gespaltenen reinen Lebens aus. Die Ruhe ist die Göttin der Gewerbe, welche das Leben fristen; die Thätigkeit ist die Göttin der Kühnern, welche die Welt erobernd durchwandern oder beschiffen; der Genuß ist der Gott der Künstler; und das Leiden ist die Gottheit der Religiösen.

Man wird sagen: Aber die Temperamente, und was sich darauf in Lehre und Leben gründet, sind ja, erstlich, nicht willkührlich erfunden, sondern das Werk der Natur, oder vielmehr der schaffenden Gottheit; zweitens befördern ja die mannigfaltigen Temperamente und die eben so mannigfaltigen verschiedenen Seiten des Lebens die weitere Ausbreitung und verschiedenartigste Entwickelung desselben: wie kann denn also hier

eine Unvollständigkeit und Fehlerhaftigkeit im Menschen-Leben Statt finden, da vielmehr ohne diese bestimmte Mannigfaltigkeit sich das Gesammt-Leben höchst einseitig und unvollkommen zeigen würde? Hierauf ist folgendes zu antworten. Allerdings sind diese vier Seiten des Lebens ein Erzeugniß der Natur, d. h. der Anlagen, welche erst ausgebildet, verarbeitet und aus ihrer Einzelnheit zu etwas Ganzem gebildet werden sollen. Aber eben weil sie dieß sind, dürfen sie nicht so bleiben, wie sie sind, sondern es muß eine jede Natur-Anlage auf ihr Gegentheil gleichsam eingepfropft werden, wenn sie Früchte tragen soll. Jedes Temperament trägt das entgegengesetzte als das Gesetz seines Lebens in sich, und befindet sich nur dann wohl und ist in sich selbst harmonisch, wenn es diesem Gesetze Gnüge leistet. Dem nach Ruhe Strebenden ist in seinem Innersten Thätigkeit, dem Thätigen Ruhe oder Mäßigung, dem Genießenden ist Hingebung, dem sich leidend Hingebenden Genuß geboten, als welchen er am meisten fliehet, und durch den er doch allein sich ins Gleichgewicht mit sich selbst zu setzen vermag; so wie alle übrigen durch das, was ihrer Natur entgegen ist. So wird der Phlegmatiker nie ein

guter Landmann werden, wenn er nicht thätig, der Choleriker nie ein glücklicher Eroberer, wenn er nicht mäßig und enthaltsam, der Sanguiniker nie ein Künstler, wenn er nicht in Ergebung das Begeisternde in sich aufnimmt; endlich der Religiöse nie selig, wenn er nicht die Schönheit des Gottes genießt, dem er sich nur duldend unterwerfen wollte.

Doch zugegeben, daß es so in der Ordnung sey, und daß die vier Grund-Temperamente und die verschiedenen Seiten des Lebens, auf welche diese hinführen, schon so, wie sie sind, unter die weisen Natur-Anstalten gehören: so wird doch gewiß so viel nicht abgeläugnet werden können, daß kein lebendes Individuum unmittelbar durch das Temperament, durch die natürliche Richtung nach einer der vier besondern Seiten des Lebens, seine Befriedigung finde. Der Phlegmatiker ist nur glücklich in seiner Ruhe; weil aber diese beständig gestört wird — denn auf wen dringt nicht wirkend die Außenwelt ein? — muß er beständig suchen, sie wieder herzustellen: er wird ihrer also nicht froh. Der Choleriker findet nie seines Strebens Grenze. Dem Sanguiniker wird nie voller Genuß. Der Melancholiker, da er das Ganze nur in

einzelnen glücklichen Momenten empfinden kann, bringt die übrigen nur in Schmerzen über seine Beschränkung zu. Und so ist es denn überall die Schranke, und überall der Schmerz, welche das Leben, das auf eine besondere Richtung ausgeht, begleiten. Es ist mit diesen Elementen der geistigen Welt, wie mit den physischen. Getrennt arbeiten sie nur auf Zerstörung hin, und nur vereinigt bringen sie Leben hervor. Auf welche Seite des Lebens man sich demnach immer schlage, so sucht man gewiß, so lange man diese einzelne Seite nur verfolgt, Befriedigung vergebens; und es ist unweise, an Alle ohne Ausnahme denselben Ruf ergehen zu lassen: entweder daß sie ausschließlich die Ruhe, oder die Thätigkeit, oder den Genuß suchen, oder daß sie sich leidend verhalten sollen. Und hört man nicht noch täglich diese Anweisungen, die nur auf einzelne Fälle passen, wie bestimmte Arzneien für bestimmte Krankheiten, gleichwohl allgemein und für Alle empfehlen? Ist es nicht von Vielen ein fest angenommener Satz: daß der Mensch nicht eher glücklich ist, als bis er zur Ruhe kommt? von vielen Andern: daß nur in der Thätigkeit das Heil für Alle zu finden sey? von einer eben so gro-

ßen Menge: daß es das Beste sey, zu genießen, was da ist, und dem Augenblicke zu leben? von den Uebrigen endlich: daß der Mensch erdulden müsse, was ihm auferlegt sey, und schweigen?

Wir müssen uns hier vor einem Vorwurfe retten: als ob namentlich das Letztere die Grundlage der Religionslehre sey, welche die neuere Zeit verehrt, und als ob wir deswegen die darauf gegründete Religion selbst als etwas Einseitiges betrachteten. Wer diesen Vorwurf der ächten Christus-Lehre macht, macht dem wahren Leben den Vorwurf, daß es die Elemente zu allem speciellen Unglück enthalte, weil es durchaus Ruhe und Thätigkeit, und gebender Genuß (Kunst) und empfangender Genuß (Religion) ist. Die wahre Religionslehre, wie wir sie von ihrem Meister empfangen haben, steht über alle einzelne und besondere Lebenslehren der Weisen so vollständig und so erhaben da, wie das reine und vollständige Leben über seine einzelnen Seiten. Was nur jemals sterbliche Weise lehrten, wird auch in dieser empfohlen; die Ruhe eben so wohl wie die Thätigkeit; der Genuß eben so wohl wie die Ergebung; aber nichts

ausschließlich, nichts Einzelnes für Alle. Wie auch der Dichter sagt:

„Eines schickt sich nicht für Alle:
„Sehe jeder, wie er's treibe!"

Aber vor Allem wird empfohlen — und dieses ist die Grundlage der wahren Religionslehre — daß ein Jeder das Rechte suche. Da wird es sich denn finden, daß, entweder für immer, oder nur auf gewisse Zeit, und unter gewissen Umständen, für den Einen Ruhe, für den Andern Thätigkeit, für den Dritten Genuß, für den Vierten Ergebung ersprießlich sey; kurz, daß man sich an diejenige Seite des Lebens stützen müsse, deren man am meisten bedarf.

Was wird uns denn gewährt durch die Ruhe im Charakter, und folglich auch in den Handlungen? Die Ruhe hindert und vernichtet alles Aufbrausen und Ungestüm des thätigen und genießenden Lebens, oder vielmehr des Lebens, das nach Wirksamkeit und Genuß strebt; und sie ist das Heilmittel für die, welche durch ein allzurasches Temperament sich die That, so wie den Genuß ihres Lebens selbst zerstören, oder richtiger, es kraft jener Unstetigkeit zu keinem von beiden bringen.

Wem ist die Thätigkeit das Eine, was Noth ist? Allen denen, die zum Schlaf oder zum Träumen durch die Natur ihres Temperaments geneigt sind. So wie das Leben jener Ersten verflattern würde ohne Ruhe, so wird sich das Leben dieser verzehren, indem es immer tiefer und tiefer in sich selbst sinkst, ohne eine heilsame Thätigkeit, die es wiederum an das heitere, wirksame Licht des Tages hervorruft. Wer bedarf des Genusses? Alle die, welche entweder durch eine übermäßige Thätigkeit allzusehr angespannt, oder durch ausdauerndes Leiden allzustark niedergedrückt sind; jene, um die Kraft nicht erschlaffen zu lassen, diese, um sie wieder anzuspannen. Sollte es aber wohl unter so vielen nicht Befriedigten auch nur Einen geben, der des Leidens und der Ergebung bedürfte? Allerdings nicht Einen, sondern fast die Meisten, allein nur nicht die, welche schon resignirt sind; denn für diese gehört Genuß und Thätigkeit. Aber die, welche im Genusse, die, welche in angestrengter Thätigkeit sind, bedürfen es, sich oft mitten in beiden durch Entsagung vor Frivolität und Willkühr zu schützen, und ihre That, und ihren Genuß, durch, wenn auch schmerzliche, Bezäh-

mung und Beschränkung, vor einem schmerzlicheren Untergange zu bewahren. Die auf solche Art arm sind und Leid tragen, sind selig.

Sobald ein Jeder das Gegenmittel für sein Temperament gefunden hat und braucht, hört sein Leben auf einseitig zu seyn, und tritt in den Kreis des vollständigen Lebens ein; denn er löset die Schranke auf, die ihn fesselte, und ist mithin frei; und Freiheit ist ja der Charakter des vollständigen Lebens. Dann ist der Ruhige durch Thätigkeit zum Weisen, der Bewegliche durch Ruhe zum Helden, der Hitzige durch Geduld zum Künstler, der Duldende durch die Wärme der Liebe zum Religiösen geworden. Vorher war Keiner etwas werth, und Alle nur auf verschiedene Art egoistisch: doch jetzt ist durch das Gleichgewicht der Kräfte der Egoismus in Allen verschwunden, und Jeder hat auf verschiedene Art den gleichen Werth: denn sie sind alle Glieder eines Leibes, nämlich des freien, göttlichen Lebens, welches, in sich vollendet und abgeschlossen, keine eckigten und eingeengten Seiten mehr anerkennt. Jeder wandelt friedlich und freundlich neben und mit dem Andern, ja sogar in der Bahn derselben, ohne sie zu zerstören. Er be-

greift sie, er wirkt für sie, sie leben in seinem Geiste, wie er selbst, und er fühlt sich mit ihnen, wie in sich selbst. Mit einem Worte: das Leben des echten Denkers, des echten Helden, des echten Dichters, des echten Religiösen, ist nicht einseitig, sondern allseitig; Ein Geist, Ein Leben ist es, was sie Alle durchdringt, Alle umfängt; es ist das Leben des Himmels auf der Erden; vor der Hand aber, zwar nicht Traum oder Fabel, doch vor der Hand noch Idee. Wie weit wir noch zu diesem Ziele haben, ist eine Frage, die der Fabeldichter Aesop schon dem Wanderer beantwortet haben soll, der ihn fragte, wie lange er noch nach der nächsten Stadt zu gehen habe.

III.

Das Tagewerk.

Nichts in der Welt giebt mehr Heiterkeit der Seele, nichts macht zum Genusse der Güter des Lebens, so wie zur freien Ertragung seiner Beschwerden, empfänglicher, oder vielmehr nichts überhaupt erfreut, belebt, stärkt unser ganzes Wesen so kräftig, als die Erfüllung der Pflicht. Kein Mensch ist in der Welt, dem nicht nach Maßgabe seiner Kräfte ein bestimmtes Tagewerk seines Lebens auferlegt wäre, welches die Meisten, je nachdem sie sich um seine Erkenntniß bemühen, mehr oder weniger üben, die Wenigsten ganz vernachlässigen. Jeder, er mag sich befinden auf welcher

Stelle er will, kann von da aus arbeiten, um der Aufgabe seines Lebens Gnüge zu leisten. Eigentlich sollte einem Jeden von Kindheit auf der Weg zu dem künftigen Geschäft seines Lebens geebnet und die Bahn vorgezeichnet werden, die er zu durchlaufen hat, bis zu dem Punkte, wo seine entwickelten Kräfte ihn sicherer leiten, als alle Vorschrift. Wir sind aber bis jetzt in der Kenntniß der menschlichen Anlagen und ihrer zweckmäßigen Beschäftigungen noch zu wenig vorgerückt, als daß wir den nicht gereiften Menschen mit Sicherheit und Bestimmtheit seinem Ziele entgegen führen könnten. Daher wird Vielen die Wahl ihres künftigen Geschäfts blind überlassen, Viele werden entweder durch Zwang, oder durch überweise Klugheit zu Uebungen der Kräfte angehalten, welche die gesetzmäßige Entwickelung dieser Kräfte, anstatt sie zu befördern, auf alle Weise stören und die lebendigsten Naturanlagen im Keime ersticken. Wenigen glücklichen Naturen gelingt es, vermöge einer höhern Energie, den Damm widriger Umstände und einer verkehrten Leitung zu durchbrechen, und mit fröhlichem Triebe sich in den Raum auszubreiten, den zu erfüllen sie nach der natürlichen Anordnung ihrer Kräfte

bestimmt sind. Viele gelangen erst auf die Mitte ihrer Laufbahn zu einer gewissen Selbstständigkeit, welche ihren Schritt auf dem falschen Wege, den sie betraten, hemmt, und sie antreibt, irgend einen andern einzuschlagen, auf dem sie sich besseres Gedeihen versprechen können. Andere, denen alle Haltung ihres inneren Wesens, auch in späterer Zeit, abgeht, folgen gezwungen und unwillig dem Strome eines fremden, ihrer Natur widrigen Lebens, bis dieses, nach vergeblicher Erschöpfung der Kräfte, verronnen ist; und sie sind eben so unfähig, das Gute des Lebens mit rein empfänglichem Sinn zu genießen, als seine Arbeiten mit Freudigkeit zu vollenden, indem sie nur die Dürftigkeit des Lebens selbst und ein treuloses Schicksal als Quellen ihres Unglücks anklagen. Allein, nichts ist reicher, als das Leben, und nichts gerechter, als das Schicksal. Dieses letztere ist immer nur der Wiederschein der selbsterwählten Lebensweise; denn auch wer sich zu einer Lebensweise zwingen läßt, zieht aus Wahl den äußern Zwang dem innern Widerstande vor. Wie wir leben, so ergeht es uns; und steht unser Schicksal in unserer Gewalt: so haben wir auch offenbar es uns zu-

zuschreiben, wenn das Leben uns dürftig erscheint. In dem Maße, wie wir thätig sind, öffnen sich alle Springröhren des Lebens, und eine reiche Thätigkeit zaubert uns das Leben zu einem reichen Lustgarten um. Wir können aber nicht thätig seyn, und alle unsere Kräfte versagen uns, gelähmt, ihre Dienste, wenn wir sie gegen ihre Bestimmung und natürliche Richtung anstrengen wollen, wenn wir uns ein Ziel vorstecken, auf welches unsere Natur nicht den Preis des Gelingens gelegt hat. Wer nur aus Trägheit das Geschäft des Landmannes, aus Eitelkeit das des Künstlers treibt, aus Habsucht den öffentlichen Aemtern dient, wird nie Befriedigung erlangen; eben so wenig, wie der, welchen der Zwang zum Krieger, oder väterliche Klugheit zum Kaufmann machte, in Kraft gedeihen wird, wenn ihn seine Natur zieht, in heiterer Stille der Väter Land zu bauen. Dazu haben wir denn einen Mahner in uns, der nie schweigt, und der uns deutlich zeigt, ob wir auf dem rechten Wege sind, oder nicht. Dieser Genius, der einem jeden eingebohren wird, leitet uns, oder bemüht sich wenigstens um unsere Leitung, von der Wiege bis zum Grabe. Wenn wir uns gewöhnen, ihm

sein gebührendes Opfer zu bringen, dadurch, daß wir seinen Anweisungen folgen, so verläßt er uns zuletzt nie mit seinem Rathe, und steht uns in allen zweifelhaften Fällen bei, am meisten aber in solchen, die das Haupt und Wesen unsers Tagewerks betreffen. Wer nie den Genius in sich fragte: was soll ich heute thun? sondern immer blind den zwingenden Reizen der äußern Umgebung folgte, wird zuletzt in ein Labyrinth gerathen, in welchem ihn oft nur die harten Schläge des Schicksals, das heißt: die nothwendigen Folgen eines verkehrten Beginnens, aufregen, endlich einmal die lange vernachlässigte Stimme des wohlthätigen Warners zu hören. Doch wer sich von der frühesten Zeit an gewöhnte, ihr zu gehorchen, zu vermeiden, was sie verschmäht, zu suchen, was sie erheischt, wird früh die rechte Straße seines Lebens nicht verfehlen, und späterhin sich schwerlich jemals weit von ihr verirren; oder geschah es, sie bald wiederfinden. Wir leben nur so viel, als wir uns zweckmäßig beschäftigen. Zweckmäßige Beschäftigung fort und fort ist unser Tagewerk und unser wahres Leben: zweckwidrige Beschäftigung gehört nicht zum Leben, sondern zur Verkürzung, d. h. Verstüm=

melung desselben; sie enthält keinen Theil des Lebens, nämlich weder wahre Thätigkeit, noch wahren Genuß, in sich, sondern nur Leiden, nur Siechthum, und Krankheit' deren Folge das Absterben der Kräfte ist. Wer sein Tagewerk verrichtet, wer unausgesetzt das thut, wozu gerade jetzt die Zeit und ein reines Bedürfniß seiner innern Kraft ihn treibt: der gedeiht, dessen inneres Wesen entwickelt sich und breitet sich aus; die Welt empfängt ihn freundlich, und hegt und pflegt ihn als ihren Wohlthäter, als ihren Schmuck; so wie er wiederum ein heiteres, fröhliches Bild von der Welt in sich aufnimmt. Wie ein kräftiger Baum wurzelt er ein in den Mutterschooß der Erde, und treibt seine Zweige frei und spielend nach der heitern Höhe des Aethers; er wirkt, und genießt wahrhaft: er lebt.

Und so lange es noch Tag ist, vermag auch jeder sein Tagewerk zu finden, ohne dessen Verrichtung kein Heil, kein Glück, kein fröhliches Leben denkbar ist. Es sey ein Mensch, übel geleitet durch Andere und sich selbst, in der größten Verwirrung seines Thuns und Treibens; es mögen alle Räder seiner natürlichen Wirksamkeit stocken, alle Quellen eines lebendigen Ge-

nusses versiegt seyn. Mit Verdruß, mit Widerwillen blickt er um sich, auf eine Welt, in die er durch seine Wirksamkeit nicht eingreifen kann, und die ihm, erstarrt und spröde, jede Gabe ihrer Huld, jede Befriedigung seines Bedürfnisses entzieht. Einsam, wie ein verdorrender Baum, steht er da; und warum? weil er es versäumte, solche Nahrung zu suchen, wie sie seinem Wachsthume förderlich war, und weil er unterließ, seine Wurzeln nach dieser Nahrung hinzubreiten. Er fange also an, dieser Verlassene, sich der Welt zu öffnen, da, wo sie in ihn, und er hinwiederum in sie, eindringen kann. Denn so wie jeder Pflanze, jedem Gewürm, die passende Nahrung beschieden ist: so jedem Menschen die Sphäre seiner Wirksamkeit und seines Genusses. Und sich in dieser Sphäre einheimisch zu machen, in ihr zu leben: das ist sein Tagewerk. Er fange also an — er, den wir als in einem fremden Elemente lebend, oder vielmehr vergehend, betrachtet haben, — sich einer jeden fremden Sphäre, die für Andere wohl eine Quelle von Genuß und Thätigkeit seyn kann, es aber für ihn nicht ist, zu entziehen, und sich in immer engern Kreisen seines Daseyns

bis auf den Punkt einzuschränken, auf welchem er endlich beginnet die längst vermißte Ruhe und Befriedigung zu empfinden, und von welchem aus er sich nun wieder mit Leichtigkeit und ohne Widerstand in das Leben verbreiten kann. Diesen Punkt, wo innere Zufriedenheit sein Theil ist, halte er fest, und lasse sich von ihm weder durch den Druck einer äußern Gewalt zurückdrängen, noch durch die Zauberkraft eines äußern Reizes hinwegziehen: denn es ist dieses der Mittelpunkt, an welchen allein sich ein haltbares Gewebe seines äußern Lebens, und folglich auch seines innern, anknüpfen läßt. In dem Augenblick, wo er aufhört reine Selbstzufriedenheit zu empfinden, ist er auf falschem Wege; und er sage nicht, daß er angefangen habe zu leben, wenn er aufgehört hat zufrieden zu seyn. Alle Unzufriedenheit entsteht eben daher, daß wir uns von der rechtmäßigen Beschäftigung unsers Lebens entfernt haben, und nun die Ruhe und Heiterkeit, die wir uns selbst geben sollten, von den leblosen oder lebendigen Umgebungen verlangen.

„Laßt uns besser werden,
bald wird's besser seyn.“

Daß wir uns aber rechtmäßig beschäftigen, davon unterrichtet uns das stets zunehmende Gefühl des weiter verbreiteten Daseyns: eine lebendigere, innigere, wärmere Empfindung der Welt und ihres mannigfaltigen Regens und Strebens; sodann ein schnelleres, leichteres, erfolgreicheres Wirken. — Wenn nun der Verirrte, von dem wir sprechen, und dessen Lebensgange wir jetzt zusehen, mit Ernst um sein versäumtes Tagewerk bekümmert ist: so wird er es jetzt nicht mehr da suchen, wo seine Empfindung keine Nahrung und seine Kraft keinen Gegenstand findet, sondern nur da, wo jene belebt und diese beschäftigt wird. Bei täglicher Uebung wird er dann immer vertrauter mit der Welt, für die er geschaffen ist, und zuletzt ganz in ihr einheimisch, so wie er in der vorigen fremd war; er wird harmonisch mit ihr, so wie er mit der vorigen im steten Zwiespalt lebte; mit einem Worte: er wird glücklich! Unglücklich ist keiner, der das Rechte thut, das, was für seine Natur und seine Kräfte paßt, und was also das Geschäft seines Lebens und sein Tagewerk seyn soll. Aber schuldig, und folglich auch unglücklich, ist jeder, der eine Lebensweise wider seinen Willen und seine

Neigung führt. Ihm widerspricht sein innerstes Wesen und ruft ihm zu: Dieß ist dein Tagewerk nicht! Wie fröhlich, wie heiter, wie ruhig sind die Menschen, die das üben, wozu ihre Natur sie rief, und die nicht aus dem Kreise weichen, der ihnen vorgezeichnet ist! Man sage nicht, daß der mühselig arbeitende Landmann, daß der verachtete, gemeine Handwerker unglücklich sey; er ist fröhlich und seelig, wenn es sein Beruf war, was er treibt; und nicht das geehrteste, nicht das belohnendste Geschäft in der Welt macht uns zufrieden, wenn es unserer Neigung fremd ist. Woher also die unendliche Menge mißvergnügter, unglücklicher Menschen? Nicht daher, daß ein ungünstiges Glück sie verfolgt, ein böses Schicksal sie anfeindet — aus unserm Leben fließt beides, unser Glück und unser Schicksal; — sondern daß sie nicht da sind und da wirken, wo sie seyn und wirken sollen. Und ist dieß die Schuld der Umstände? Entweder diese sind ihnen günstig: so kann sich ihre Natur desto fröhlicher entwickeln; oder sie sind ungünstig: so wird ihre Natur zum stärkern Gegenstreben aufgereizt; und es ist nur die Schuld der Feigheit, wenn der Bedrückte im Kampfe unterliegt; wiewohl

unsere Eigenliebe, und das zarte Mitleid, das wir mit uns selbst haben, dieses kaum eingestehen wird.

Aber mitten unter den Unglücklichen, die das Leben verwünschen, weil es kein verkehrtes Treiben begünstiget, finden sich auch wieder Schaaren zufriedener, ihrer Arbeit im reichen Genusse froher Menschen. Man sehe das Treiben und Wogen der geschäftigen Menge an, die, wie Ameisen und Bienen, nur das thun, wozu sie berufen sind. Ihnen ward Fülle des Lebens, Zufriedenheit und Glück. Nicht als ob das Glück bei den Lastträgern und wandernden Handwerksburschen zu Hause wäre, sondern weil diese, wenn sie zufrieden sind, gerade das thun, wozu sie Kraft und Neigung haben. Je höher die Anlagen eines Menschen stehen, je hervorquellender seine Kraft ist: desto leichter ist es ihm, die rechte Bahn seines Lebens zu verfehlen, und, statt seines Tagewerks, etwas Unnützes zu thun: denn seine Kraft hat freieren Spielraum, und weniger fest ist sie an die leitende Regel gebunden, ohne welche kein Glück und kein Gedeihen ist. Daher sehen wir niedrigere und beschränktere Naturen fast immer glücklich, eben weil sie mehr am Gängelbande der Natur bleiben, und das

Gesetz strenger über sie wacht; höhere hingegen, mit einer fast göttergleichen Freiheit, meistentheils unglücklich; doch eben so wenig diese unglücklich ohne ihre Schuld, als jene glücklich durch ihr Verdienst. Denn es ward den freieren Naturen auch ein zarterer Sinn für das Rechte, Hohe und Schöne gegeben, der sie mit sicherer Hand zu ihrem Tagewerk hinführt und dabei leitet. Kurz, es ist keiner, der, wenn er dieses letztere und sein Glück versäumt, sich mit einem Schein Rechtens entschuldigen oder gar rechtfertigen dürfte.

Wie reizend müßte der Herabblick auf ein Menschengeschlecht seyn, wo jeder aus der Menge sich mit Ernst und Liebe bemühte, den Platz zu erreichen, wohin ihn seine Natur gestellt wissen wollte? Dann ginge keine Menschenkraft, dann ginge keine Gabe der Natur mehr verloren. Jeder würde mit allen seinen Kräften wuchern und mit allen seinen Sinnen genießen, und dieß blos, weil er es gewagt hätte, den treuen Weiser in seinem Innern sich zu seinem wahren Tagewerke führen zu lassen. Dann sähen wir vielleicht Könige vom Throne steigen und in ländlicher Stille das heilige Priesterthum der Natur verwalten. Wir sähen vielleicht

hier einen Sohn des Landes vom Pfluge hinwegeilen, um mit Weisheit das Scepter zu führen, dort den Krieger und den Mahler ihre Geräthschaften vertauschen, anderswo einen Richter des Volks das Werkzeug eines friedlichen Künstlers ergreifen, und wiederum einen schlichten Gewerksmann zum kräftigen Rechtssprecher, zum Arzt, oder zum Priester geweiht werden. Es schiene zwar die Gegend, in welcher sich so etwas zutrüge, ein Fabelland, ein Land voller Zaubereien zu seyn; und dennoch würde es nur den Sieg des Genius im Menschen kund thun, und ein Bürge für die rechte Richtung seyn, welche die menschlichen Kräfte, ihren Anlagen gemäß, genommen hätten.

So viel ist gewiß, wer wahrhaft für das Glück der Menschen besorgt ist, der sorge dafür, daß jeder in seinem Kreise das wahre Geschäft seines Lebens finde, und daß er sich diesem mit Treue und Anhänglichkeit ergebe. Es ist ein ehrwürdiger, wiewohl seltener, Anblick, einen Menschen zu sehen, der ganz das ist, wozu ihn seine Natur bestimmte, der ganz in seinem wahren Berufe lebt, der redlich sein Tagewerk vollbringt. Rastlos und doch nicht übereilt ist sein Gang

durch das Leben und die Welt; jeder seiner Schritte ist mit einer fruchtbaren That bezeichnet, und jede seiner Thaten erwuchert ihm neue, höhere, ausgebreitetere Kraft. In seinem Leben ist keine Leere, kein Ueberdruß, kein Anstoß. Alles fügt sich ihm, alles dient zu seinem Zweck, und erscheint wie gerufen von einer fremden Macht, zur rechten Zeit, als das Werkzeug seiner Thätigkeit, da es doch eigentlich seine höher gebildete, freiere Thätigkeit selbst ist, welche alles, auch das Fremdartigste, zu seinem Gebrauch umgestaltet. Ruhe und Klarheit sind seine Begleiter jeden Augenblick seines Lebens; und wie er nichts widerstreitendes wirkt, so fügen sich auch alle seine Umgebungen für seine Empfindung in Harmonie zusammen und beleben das Gefühl seines Daseyns mit einer wohlthätigen Wärme, die ihn zu neuem, frohem Wirken treibt.

Dieses vom Tagewerke des Menschen, wenn wir dasselbe blos von einem isolirten Standpunkte aus, und blos in Beziehung auf seine Individualität betrachten. Es erscheint uns hier nur als das zweckmäßig eingetheilte Leben jedes Einzelnen, und dieser selbst als der Mittelpunkt eines solchen geordneten, zweckvollen Le-

bens, welches unmittelbar in sich und für sich selbst seine Frucht trägt, und wo der Eigenthümer des Kapitals nur zu seinem eigenen Besten wuchert. Allein es giebt noch einen höhern Standpunkt, wo die Willkühr und die Absicht jedes Einzelnen, so rein sie auch seyn möge, gänzlich verschwindet, wo ein allgemeiner Wille und ein allgemeiner Zweck über das Ganze waltet, und wo der gesammten Welt der Individuen ihr bestimmter Antheil an Kraft und That zugemessen ist. Auf diesem Standpunkte wird die ganze Einrichtung der Natur nur als eine große Oekonomie angesehen, wo jedem Individuum seine Aufgabe zur Erhaltung des Ganzen zugetheilt ist, wie den Arbeitern auf dem Felde die ihrige.

Hier soll das Tagewerk eines Jeden zu einer allgemeinen Erndte behülflich seyn, zu welcher kein Einzelner die Idee entworfen hat, noch entwerfen kann, sondern die er als eine fremde, höhere Ansicht nur zu empfangen und in sich aufzunehmen vermag. Inzwischen entspricht diese Ansicht — die uns bekanntlich nicht durch Denker zugekommen ist, sondern durch ganz schlichte Menschen, die Kinder am Geiste waren und nur den

Worten des Meisters glaubten — einem religiösen Gemüthe auf eine wunderbare Weise. Jene Idee einer allgemeinen Aufsicht über Alles, eines wachsamen, auch das Geringste abwägenden Auges, senkt volle Beruhigung auf das Herz und den Geist des Menschen, der Einheit und Harmonie des Ganzen sucht; und es findet sich, daß alle Lücken unsers forschenden Innern durch nichts auszufüllen sind, als durch diese Idee. Der Herr der Erndte also, dieser heiligen Ansicht nach, ist es, der Jedem sein Tagewerk vorgeschrieben hat, das er nach seinem besten Wissen und Gewissen vollenden soll.

Dadurch erhält das nichtige Menschenleben einen unendlichen Werth, und einen Einfluß auf das unermeßliche Ganze; und dieses letztere hinwiederum, gleichsam als waltend über der That des Einzelnen, läßt alle Hindernisse, die gegen sein kurzes Tagewerk auftreten, als unbedeutend und kraftlos verschwinden. Auch hat es die Geschichte bestätigt, daß alle die, welche mit der religiösen Idee eines harmonischen Ganzen, das durch sie, einem bestimmten Theile nach, gefördert werden sollte, an ihre Arbeit gingen, daß diese schnell und glücklich die schwierigsten Hindernisse

überwanden, und gerade durch ihren belebten Eifer die Fülle des Lebens in reicherem Maße schmeckten.

Nur der Mensch, dessen Vorstellungsweise noch vom flüchtigen Zufalle hin- und hergetrieben, oder von einer eisernen Nothwendigkeit zu Boden gedrückt wird, verliert des Lebens Gewinn und Genuß; wer aber seine Haltung in einer freiwaltenden Gottheit findet, die alle Willkühr und allen Zwang aus ihrem Reiche verbannt, der erblickt in seinem eigenen Leben weder ein Spiel, noch eine Fröhne, sondern ein heiteres, fröhliche Aussicht bietendes Tagewerk.

IV.

Das gesunde Leben.

Vier Stücke sind es, die zu einem gesunden Leben gehören: gesunder Leib, gesundes Gemüth, gesunder Geist, und gesunder Wille. Der Leib ist der Träger der Seele; in ihm wird sie, wie die Pflanze in dem Mutterboden als Keim aufgeschlossen, entwickelt, genährt und gepflegt, ausgebreitet, und zur Vollendung geführt. Der Leib ist ein heiliges Gefäß für einen heiligen Inhalt. Von einem unreinen Gefäß wird auch sein Inhalt verunreinigt, und in einem schadhaften Gefäß ist auch der Inhalt nicht gesichert. Den Leib heilig halten: dieß ist das erste Gebot für eine Seele,

welche gedeihen will. Wer seinen Leib verwahrloset, nimmt auch Schaden an seiner Seele; und wer den Leib pflegt nach den ihm eingebohrnen Gesetzen, hat schon die Hälfte des Seelenwohls beseitiget. Der Leib wird erhalten, und gedeihet, durch Nahrung, Bewegung, und Schlaf: aber nur, wenn ihm Alles dieß auf die rechte Art, zur rechten Zeit, im rechten Maße gegönnt wird. Und hiezu kommt noch Eines: die Einwirkung der Seele auf den Leib, welche den harmonischen Gesetzen der Natur und Vernunft nicht widersprechen darf. Es ist auf jeden dieser Punkte ein besonderer Blick zu werfen. Was erstlich die Ernährung des Leibes, durch Speisen sowohl, als durch Getränke, betrifft: so verlangt, genau genommen, jedes Klima und Land, jede Jahres- und Tages-Zeit, jedes Geschlecht und Alter, jede Constitution und Beschäftigung, eine eigene, oder vielmehr eine entgegengesetzte. Der Süden und das trockne, heitere Land, der Frühling und Sommer, der frühe Morgen und der Vormittag, das weibliche Geschlecht und die Jugend, kräftige Constitution, und leichte oder geringe Beschäftigung, bedürfen in der Regel blos der leichten und kühlen Diät: Wasser

oder Milch zum Getränk; zur Nahrung Pflanzenkost. Der Norden und das kalte, feuchte Land, der Herbst und der Winter, der spätere Tag, das männliche Geschlecht und das reifere und höhere Alter, die schwache Constitution, und schwere körperliche Arbeit, bedürfen reizender und kräftiger Getränke und der Fleischkost. Ueberall aber und in jedem Falle gilt die Regel: Nichts zur Unzeit, Nichts im Uebermaß, Nichts Unbedurftes zu genießen. Der natürliche Trieb oder Instinkt, der auch den Menschen in diesem Gebiete seines Lebens nicht verläßt, ist hier ein sicherer Führer, welcher, wenn er nicht zurückgewiesen, nicht durch Willkühr und Zwang, nicht durch Laune und falsche Meinung irre gemacht, wenn er immerfort treu und aufmerksam gehört wird; unfehlbar, wie mit heiligem Göttermunde, zu dem leiblichen Gefühle spricht, und Leib und Leben mit der süßen Empfindung des Wohlseyns erfüllt. Diese hat ein großer Theil der Menschen zum großen Theil verlohren, weil er ein falsches leibliches Leben führt, von der Noth gedrängt, oder von dem Luxus verleitet, dem Leibe nicht seine Nothdurft giebt, und so ein Heer von Krankheiten herbeilockt, von denen das Thier nichts

weiß, welches die Gesetze des rufenden und warnenden Instinkts nicht übertritt. Der zur Gewohnheit, zum erkünstelten, täglichen Bedürfniß gewordene Genuß erhitzender, aufregender, anspannender, die Ernährungs- und Empfindungsorgane widernatürlich reizender Getränke, desgleichen künstlicher, den Gaumen zum Uebermaß lockender, die Ernährung verderbender Speisen hat Leib und Seele verstimmt, und, zugleich mit einer Menge körperlicher Uebel, die das Leben verkürzen, das Reich des Mißmuths und der übeln Laune, der Trägheit und des Lebensüberdrusses, der Empfindlichkeit und Aergerlichkeit, der Geistes- und Herzens-Stumpfheit, der widernatürlichen Begierden endlich, bedeutend erweitert. Ein nüchternes, naturgemäßes Leben giebt, nebst gesunder Verdauung und gesundem Schlafe, Munterkeit und Fröhlichkeit, heiteren Sinn und klaren Blick, Kraft und Ausdauer, und ein hohes und rüstiges Alter. Alles dieß wird auch durch körperliche Bewegung, als dem zweiten Stück der Leibes-Nothdurft, gefördert. Bewegung ist überhaupt das äußere Zeichen des Lebens. Je weniger Bewegung, desto weniger Leben, und umgekehrt. Nur daß die Bewegung naturgemäß und zweck-

mäßig sey. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand kann sich ohne Bewegung wohl befinden. Die körperliche Bewegung befördert Verdauung und Schlaf, und erheitert und stärkt die Seele. Es ist überflüssig, die verschiedene Art und Weise zu schildern, auf welche der Körper bewegt werden kann; sie ist höchst mannigfaltig, auch wenn wir die Turn-Uebungen nicht dazu zählen. Es genügt unserm Zwecke als allgemeines Gesetz der Leibes-Bewegung aufzustellen; daß sie zur rechten Zeit und im rechten Maße, nämlich dem Bedürfniß und der Kraft angemessen, erfolge. Am besten geschieht die Bewegung in freier Luft, auch bei schlechtem Wetter, auch in rauher Jahreszeit. Gewohnheit macht jede Beschwerde nicht blos erträglich, sondern auch heilsam. Nur Uebermaß, nur Unvorsichtigkeit schadet. Auch hier spricht der Instinkt. Der Leib, zur Zeit wo er mit Nahrung gesättiget ist, begehrt die Bewegung nicht; und der ermüdete Leib begehrt der Ruhe. Diese werde ihm denn auch, als dritte Nothdurft, gleichfalls zur rechten Zeit und in rechtem Maße, zu Theil. Der Schlaf gehört der Nacht. Hier ruft die Natur, die der Arbeit, den Freuden, das Licht entzieht. Wer die

Nacht zum Tage macht, sündigt, wie der, welcher den Tag zur Nacht macht; und wer sündiget, wird gestraft. Zu viel schlafen, wie zu wenig schlafen, reibt das Leben auf; zur unrechten Zeit: nicht minder. Viel Schlaf bedarf das Kind und der Greis, weniger die Jugend und das reife Alter. Schwächlichkeit, zu angestrengte, zu wenige Arbeit ändert die Regel. Der Schlaf schafft das Leben. Dieß bedenke man wohl, und störe die Natur nicht. Spätes und vieles Essen und Trinken raubt den Schlaf oder macht ihn unkräftig. Wie der Schlaf, so das Wachen. Zu vieler Schlaf stumpft Geist nud Gefühl ab, macht träge und trübsinnig; zu wenig Schlaf spannt übermäßig an und ab, und zerrüttet Leib und Seele. Der erquickendste Schlaf ist der Traum-lose: er ist nur die Frucht der Mäßigkeit und der Arbeit und einer sorgenfreien heitern Seelenstimmung. Diese ist die vierte Nothdurft für den Leib. Es ist bekannt, wie sehr die Affekten und Leidenschaften auf den Körper wirken, die Verdauung stören, den Schlaf beunruhigen und verscheuchen, ja, auf die Dauer, die Kräfte des Körpers verzehren und am Leben nagen. Wer gesund bleiben will, und alt werden, muß ein ruhiges Gemüth

haben: Gram, Sorge, Furcht, Neid, müssen ihn nicht beherrschen; hitzige, ungestüme Begierden dürfen keine Gewalt über ihn haben; Empfindlichkeit und Aergerlichkeit muß nicht an ihm nagen, die Phantasie ihn nicht auf ungebahnten Wegen umhertreiben. Seelen-Gleichmuth ist die schönste Stütze des körperlichen Gleichgewichts. Wo alle diese Bedingungen erfüllt werden, trägt ein gesunder Leib eine gesunde Seele, wenn sie sich nicht selbst aufgiebt, oder der Körper durch die Schuld seiner Erzeuger, die Seele durch frühe Verwahrlosung zu stetem Siechthum bestimmt ist. Noch Eines ist, Anhangsweise, den Leib betreffend, zu erinnern: daß er nicht durch unpassende, widernatürliche, seine Thätigkeiten beschränkende, oder ihn verzärtelnde Bekleidung verdorben, überhaupt zu Ertragung des Wechsels der Witterung und der Jahreszeiten untauglich gemacht werde; als welches auf die Dauer von dem größten Einflusse für das ganze Leben ist. Der menschliche Leib ist für alle Klimate, für alle Gegenden geschaffen, und derselbe Mensch kann und soll, wo es Noth thut, in Süden und Norden gedeihen.

Heiligung des Gemüths: dieß ist das zweite Stück, worauf es ankommt, wenn das ganze Leben gesund seyn soll. Wir erfahren und empfinden gar nicht, was Leben ist, so lange unser Gemüth im Tode begraben liegt. Schmerz, Spannung, Druck, Angst, Sorge, Furcht, Qual und Kummer, sind die Kennzeichen eines Gemüthes, das zwischen Leben und Tod ringt; und leere, unfühlende Gleichgültigkeit, in welcher, wie in ausgebrannter Asche, kein Funke der Freude mehr das Gefühl und Bewußtseyn echten Lebens entzünden kann: ist das Zeichen eines gestorbenen Gemüths, und einer für dieses Gemüth erstorbenen Welt. „Die Welt ist gestorben, das Herz ist todt;“ sagt Thekla in Schiller's Wallenstein, mit großer Wahrheit; woraus man sogleich abnehmen kann, daß wir die Liebe als das Leben des Herzens oder Gemüths ansehen. Nur für denjenigen kann das Wort Liebe diese Bedeutung nicht haben, dessen Herz eben ein todtes ist. Wie man in der finstern Nacht keine Gegenstände erkennt, wie man, an Händen und Füßen gebunden, seine Glieder nicht bewegen kann, wie der an sein Lager gefesselte Kranke das Gefühl der Gesundheit verlohren hat: so kann das

Herz in seiner Erstorbenheit das Licht und die Farben seines Lebens nicht empfinden und sich ihrer erfreuen, sich nicht in freier und beglückender Liebe bewegen, sein eigenthümliches, gesundes Leben, die Freude, nicht mehr fühlen. Der Zustand eines so verfinsterten, gebundenen, gelähmten Herzens ist beklagenswerth. Und die so beschaffenen Herzen sind häufiger, als man meint. Finster ist es in jedem Herzen, in welchem die Leidenschaften glühen; wie das geschmolzene Metall dennoch ein dunkler Körper ist, nur von fremder Glut durchdrungen. Gebunden ist jedes Herz, das in jedem Punkte von der Selbstsucht durchdrungen ist und wo es keine freie Stelle giebt, an welcher sich die Selbstsucht selbst erkennen könnte. Krankhaft gelähmt, in kranke Ohnmacht versunken ist jedes Herz, dem das Gefühl, ja die Ahndung möglicher Seligkeit eine Fabel ist. Ein jedes Herz, in dem kein Funke von Seligkeit aufglimmen kann, ist ein krankes Herz. Hieran prüfe sich ein Jeder, und sehe, ob sein Herz gesund sey. Leben ist Seligkeit, und Seligkeit allein ist Leben; alles andere Gefühl ist Krankheit; und Gleichgültigkeit ist Tod. Der Freie allein ist der Lebendige; und das Herz frei

machen, heißt: es zum Leben bringen und zur Genesung. Wir schleichen Alle mit krankem Herzen in der Welt umher, ohne es zu wissen, ohne es uns zu gestehen, und wir werfen die Schuld unseres Zustandes auf die Dinge, auf die Umstände, auf die Verhältnisse außer uns. „Alles ist elend und jämmerlich Ding um uns her,“ sagen wir — „und darum ist es kein Wunder, daß wir keine Freude in der Welt haben.“ Und wir bedenken nicht, daß die Welt der Spiegel unsers Innern ist. Und das Innerste unsers Innern ist unser Herz. Wer mag sich aber heilen, der sich nicht für krank erkennt? Die gefährlichsten Kranken sind jedoch die, welche sich wohl befinden. Dieß scheint ein Widerspruch, indem gerade am Wohlbefinden die Gesundheit erkannt wird; der Widerspruch ist aber nur scheinbar, und die Sache hat ihre fürchterliche Richtigkeit. Wenige werden uns glauben, und die scheinbar Wohlseyenden am wenigsten; aber wir müssen dennoch die Wahrheit sagen. Diese scheinbar Glücklichen klagen nicht über die Welt, sind nicht gleichgültig gegen die Welt, ja sie ziehen aus der Welt und aus dem Spiele ihrer Phantasie und ihrer Gefühle mit

den Weltgegenständen, wie Kinder aus ihrem Spielwerk, große und kleine Freuden mancherlei Art, und sind dabei und dadurch vergnügt und guter Dinge; aber sie bedenken nicht: erstlich, daß sie sich am Scheine weiden, der ihnen, wie ein buntes Gaukelspiel der Wolken, durch jeden Sturm des Schicksals entrissen werden kann, wo dann ihr Herz in vergeblicher Sehnsucht und tiefem Kummer hinwelkt; zweitens, daß sie auf Kosten der Empfänglichkeit ihres Herzens leben, die durch den Genuß selbst abgestumpft wird, und einmal erschöpft, das elende Gefühl der Herzensleere hinter sich läßt; drittens, daß sie eben noch nicht zum Bewußtseyn ihrer höhern Natur gelangt sind, deren Forderungen über kurz oder lang hervorbrechen, wie der Blitz aus der Nacht, und deren Wesen nicht im Auffassen und Genießen des Endlichen, Vorüberschwindenden, blos zum flüchtigen Reiz- und Erweckungs-Mittel unseres eigenthümlichen, aus uns herausquellenden Lebens-Bestimmten, beruhet und bestehet: sondern eben in der Entfaltung und Gestaltung, in der Ausbildung und Vollendung dieses innern Lebens und seiner Thätigkeit, welche gerade in der Vernichtung jener ersten, blos nach

Genuß strebenden, und im Genuß lebenden Art des Daseyns besteht, und welche eben in und nach dieser Vernichtung erst das Gefühl und Bewußtseyn des wahren Lebens in reiner Seligkeit aus unserm Innern hervorlockt, und damit, als mit einem überschwenglichen Lohne für seine Opfer, unser Herz überströmt, so daß dieses, indem es ein Schein- und Schranken-Leben aufgiebt, das wahre Leben in Freiheit und Seligkeit erhält, kennen lernt, ewig sucht und ewig findet. Wir sagen: ewig; denn hier, und für diesen Zustand, ist schon in der Welt und den Schranken der Zeitlichkeit das Zeitliche verschwunden. Niemand nenne uns Schwärmer; oder, wenn man uns die Wahrheit, wenigstens die Möglichkeit, des Gesagten zugiebt, spreche Niemand: Wir lassen Dir deine Seligkeit, laß Du uns unser Glück. Eine heilige Nothwendigkeit waltet über der Entwickelung der Menschennatur; Keiner kann sich ihrer entschlagen; sich ihr widersetzen wohl, und sie abschwören, aber nicht sie vernichten und eine unabänderliche Einrichtung aufheben. So ist es; so liegt es im Menschen; so will es sich entwickeln; und nur die Willkühr, der Frevel, kindische Thorheit und kindischer

Trotz und Stolz kann die Entwickelung unseres ewigen Keimes, unseres für die Seligkeit bestimmten Wesens, stören, auch wohl den Keim zerstören. Niemand wird zur Seligkeit gezwungen; aber der ist ein Thor, der sie verschmäht: denn er hat nur die Wahl zwischen der Seligkeit und der Unseligkeit. Keiner meine, daß er auch, sich wohlbefindend, leben könne, ohne selig zu seyn; (ein abhängiges, unsicheres, vorübergehendes Wohlbefinden wird von unserer innersten, eigensten Natur verschmäht;) oder auch: daß er eben nicht nöthig habe zu leben, und sich im Nothfall vernichten könne. In dieser Meinung — daß ich nicht sage in diesem Hoffnungswahne der Vernichtung — sind Viele, den Leib zerstörend, aus der Welt gegangen, und Andere werden es künftig thun, ohne den Beweis zu hinterlassen, daß sie sich wirklich vernichtet haben: denn es ist nicht Einerlei: aus der Erscheinungs-Welt verschwinden, und: vernichtet seyn. Hinter der Erscheinung steht noch Etwas, nämlich das nicht Erscheinende, welches der Grund der Erscheinung ist, und weder durch das Messer, noch durch den Strick, noch durch die Kugel verletzt oder zerstört werden kann, und

welches von der Macht, die alles trägt und lenkt, abhängig ist. Oder man müßte eine solche Macht läugnen; was man auch thun kann, ohne es beweisen zu können. Was sich aber mit Sicherheit beweisen, oder vielmehr, woran sich nicht zweifeln läßt, ist: daß wir die Bedingungen unserer Natur nicht umändern können. Daß wir Gefühle, Gedanken, Bestrebungen haben, können wir nicht läugnen, so lange wir bei Bewußtseyn sind, und daß es angenehmer ist, ein harmonisches und seliges Bewußtseyn zu haben, als ein in sich uneiniges und unseliges, können wir eben so wenig läugnen; daß uns endlich eine heilige Nothwendigkeit selig macht, wenn wir unser Herz der Weltsklaverei entreißen und ihm ein eigenes, aus ihm selbst hervorquellendes Leben sichern, erfährt Jeder, der den Versuch macht; und wer ihn nicht macht, schleppt sich auf eine oder die andere Weise mit einem kranken Herzen herum. Es ist aber hier von der Gesundheit des Herzens und Lebens die Rede, deren Bedingungen Jeder erfüllen muß, welcher gesund heißen oder werden will. Und die Regel für diese Gesundheit? Sie ist schon genannt: „Machet das Herz frei von der Welt! Heiliget euer Herz!“

Wie mag aber dieses geschehen? Dieß hat uns der All-Befreier durch seine Lehre, durch seinen Wandel gezeigt. Wer die hier vorgezeichnete Lebens-Virtuosität zu suchen entweder zu träg, oder zu stolz, oder zu festgebunden an den Schein der Dinge und zugleich verschlungen ist von dem Strudel des äußern Genuß-Lebens: mag es vorziehen, auf seine Weise zu leben; als ein gesundes Leben können wir das seinige nicht betrachten, kann er selbst es nicht fühlen: denn ihm fehlt das gesunde Gemüth, welches nur ein von der Welt unbeflecktes, reines, freies, heiliges ist.

Wir sagten: das dritte Stück zu einem gesunden Leben sey ein gesunder Geist. Wie könnte auch ohne einen gesunden Geist ein gesundes Leben Statt finden? Aber was ist ein gesunder Geist? Wie das Leben des Gemüths die freie Liebe ist: so das Leben des Geistes, die Erkenntniß, welche der Lohn des aufrichtigen Strebens nach Wahrheit ist. Und so geht denn auch das Leben des Geistes aus dem Gemüthe, als seiner Wurzel, hervor: denn die Aufrichtigkeit ist durchaus Sache des Gemüths. Ohne ein reines, unverfälschtes Gemüth gelangen wir nicht zur Wahrheit, und ohne Wahr-

heit giebt es keine Erkenntniß, sondern nur Schein und Täuschung, Wahn und Irrthum. Daher ist wahre Erkenntniß so selten unter den Menschen, weil sie so selten aufrichtig sind. Die Meisten lieben es, sich selbst und Andere zu täuschen, wäre es auch nur über ihren eigenen Zustand, der, von dem Licht der Wahrheit bestrahlt, als ein dunkler und verworrener erscheinen würde: denn die Klarheit verträgt sich nur mit der Reinheit; und wer kann sich rühmen rein zu seyn? Wenigstens ist es der gewiß nicht, welcher sich dessen rühmt. Und wir thun dieß häufig, wo nicht laut, doch im Stillen, und gleichsam unserer unbewußt, indem wir mit uns selbst zufrieden sind. Wenn wir dieß sind, sind wir nicht aufrichtig: denn wir sind voller Mängel und Flecken, die wir nicht dulden sollten. Schon von Alters her ist die Selbsterkenntniß als die erste und schwerste Tugend, und als die Mutter der Weisheit angesehen worden. Wenn wir uns selbst nicht erkennen, wie wollen wir die Welt und Andere erkennen? Müssen wir nicht, indem wir von Unwissenheit und Täuschung ausgehen, auch Unwissenheit und Täuschung zum Lohne davon tragen? Man hat dieß eingesehen, und Selbst-

Kenntniß, aber auf die falsche Weise, gesucht. Man hat vergessen, sich von Stolz, Dünkel und Selbstsucht zu reinigen, und hat diese unreinen Elemente in das Geschäft der Selbst-Erkenntniß übergetragen, natürlich, ohne sie als solche zu kennen. Nach diesem Maßstabe hat man sich selbst und die Welt gemessen. Ohne Anerkennung unserer Mangelhaftigkeit und Gebrechlichkeit ist keine Selbst-Erkenntniß möglich, und nur diese läßt uns einen richtigen Blick auf die Anderen und auf die Welt selbst werfen. Wie das Bild des Menschen, so das Bild der Welt. Nur ein gesundes Auge erblickt die Gegenstände im richtigen Verhältniß. Unser Geist ist unser inneres Auge. Ein kranker Geist muß auch krankhaft sehen und urtheilen; und ein krankes Herz ist die Quelle aller geistigen Krankheit. Darum läutere zuvor dein Herz, und du wirst die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird dich frei machen von allem Wahn, aller Täuschung, allem Vorurtheil und allem Irrthum: denn dieses sind die Krankheiten des Geistes. Das Wesen des gesunden Geistes ist lautere Klarheit und ungetrübtes Licht; Verworrenheit und Dunkel sind ihm fremd, und wo sie sind, ist kein Erkennen möglich.

Das Element aller Erkenntniß ist die Klarheit; und und nur ein Geist, vom reinen Herzen getragen, kann klar erkennen; wie sich nur auf der Fläche des reinen Wassers das treue Bild der Gegenstände spiegelt. Der gesunde Geist erkennt eben so klar die Ordnung und Harmonie der Natur, und in ihr das Bild ihres Schöpfers, als das Gewirr und die Verkehrtheit der Leidenschaften, Irrthümer und Thorheiten der Menschen; und indem er den letztern Ruhe und Besonnenheit, Milde und Nachsicht entgegenstellt, schöpft er aus ersteren die Nahrung, den Antrieb und das Muster seines eigenen Bildens, Schaffens und Wirkens. Heiterkeit umgiebt ihn, welche von der Klarheit unzertrennlich ist; und, wiewohl in den Schranken der Endlichkeit befangen, erblickt er doch überall das Bild des Unendlichen, welches in dem Gewebe der Endlichkeit sich selbst zu unvergänglicher Schönheit gestaltet. Ueberall findet er sich von verborgener und doch offenbarer Weisheit umgeben, in der beschränkten Entwickelung der Blume, wie in den unüberzählbaren, von dem unermeßlichen Raume getragenen, Welten; er schöpft gleichsam mit jedem Athemzuge diese schöpferische Weis-

heit, und lernt sie auch in der innern Einrichtung seines eigenen Wesens und in der Uebereinstimmung der Gesetze desselben mit den Gesetzen aller Natur verehren. Immer mehr wächst und verbreitet sich in ihm das Bewußtseyn dieser Uebereinstimmung; und in dem Maße, wie er in dem Wesen der Natur und in seinem eigenen Wesen den gleichen Geist erkennen lernt, wächst seine Einsicht, und die Leichtigkeit, das allgemeine Gesetz der Natur in allen ihren Erscheinungen wieder zu finden. Ewige Gleichung heißt ihm dieses Gesetz, dessen That als Erhaltung in der sichtbaren, als Gerechtigkeit in der unsichtbaren Welt erscheint. Aber die Erhaltung ist ein todter Begriff, wenn nicht die Fülle des unendlichen Bestehens in Beseligung hinzugedacht wird, wie sie vom lebendigen Geiste gedacht werden muß; und die Gerechtigkeit kann nur in vollendeter Ausgleichung, d. h. Harmonie und dem Ausdruck dieser Harmonie in Schönheit und Liebe, vollendet erscheinen. Daher erblickt der gesunde Geist in der Schöpfung nur ein Schöpfen ewiger Vollendung und Beseligung aus dem Quell des in sich Vollkommenen und Seligen. Von der Klarheit dieses Gedankens erfüllt und durchdrungen —

denn nur erst mit diesem Gedanken tritt die vollständige Klarheit des Erkennens ein — wirkt der gesunde Geist nichts Anderes, als was mit demselben in Harmonie und Verbindung steht, und hilft so selbst, nach seinem Theile, an dem Gewebe der Ewigkeit arbeiten, ist in diesem Geschäft mit dem reinsten Wesen des Herzens in Uebereinstimmung, und ermuntert, gestärkt, und seiner selbst gewiß in dem Gefühl und Bewußtseyn derselben. Daher, wie kein Dunkel und keine Verworrenheit, so keine Beschränktheit oder Zerrissenheit im gesunden Geiste. Er trägt die Bürgschaft der Wahrheit und rechten Erkenntniß in sich, und ist in dieser Gewißheit frei und glücklich. Und dieß ist das Kennzeichen des geistig = gesunden Lebens.

Das vierte Stück des gesunden Lebens ist der gesunde Wille. Wenn der Wille nicht will, was der Geist als wahr und recht erkennt: so ist er ohnmächtig, oder verkehrt. Beides ist er aber, wenn er in der Sklaverei der Selbstsucht ist. Wenige Menschen kennen den Willen. Der Wille ist eine große Kraft, er ist das ursprünglichste Wesen der Schöpferkraft, welche die Welten schafft, trägt und hält mit ihrem kräftigen

Wort. Durch den Willen sind wir, wie durch den Geist und die Liebe, der Gottheit verwandt. Der Wille beweiset, daß wir göttlichen Geschlechts, göttlicher Abkunft sind. Er ist das tiefste Seyn unseres Lebens, die Quelle, welche unser ganzes thätiges Leben tränkt und beseelt. Ohne Willen hören wir auf zu seyn und zu bestehen, wie ohne den Geist und ohne die Liebe. Keines läßt sich von dem andern trennen. Der Wille ist das Vermögen der That. Ohne den Willen können wir nichts thun; wir handeln blos durch den Willen. Aber der Wille soll und muß frei seyn, wenn wahrhaft gehandelt werden soll. Der Begriff der Freiheit ist ursprünglich in dem Gebiet des Willens zu Hause, wiewohl er auch in Geist und Gemüth überströmt. Im göttlichen Wesen ist Alles dieß Eines; nur im Menschen getrennt; aber es kann und soll in ihm harmonisch verbunden seyn. Heiligkeit heißt das Band, welches alle Kräfte im Menschen zur Einheit verbindet. Nur der heilige Wille ist frei. Nur der freie Wille ist gesund. Erkrankt ist er, wie schon gesagt, in der Selbstsucht; auf doppelte Weise. Die Selbstsucht sucht

nur das Ihre, in der Furcht, wie in der Begierde. Dort ist der Wille ohnmächtig, hier verkehrt; dort Sklav, hier Despot; in beiden Fällen: krank. Der ohnmächtige Wille ist das, was man häufig Willen nennt im Gegensatz des Könnens. Wollen und nicht Können ist aber ein Widerspruch: denn der wahre Wille ist eben das Vermögen des Könnens, der That. Wer da will und nicht kann, dessen Wille ist gebunden. Nur die Furcht bindet. Gegen die Furcht hilft nur der Glaube; er allein macht den ohnmächtigen Willen gesund. Glaube ist Vertrauen. Der Mensch soll aber nur dem Höchsten vertrauen, und immer mit ihm im Bunde seyn. Er ist es aber nur durch Heiligkeit. Heilige deinen Willen, und du wirst ihn kräftigen, nicht mehr wissen, was die Furcht für eine Farbe hat; wie der Willens-kräftige Benevenuto Cellini von sich in seiner Jugend sagte. Ein unbefangenes Gemüth hat auch einen kräftigen Willen; ihm gelingt Alles. Heilige deinen Willen; und du wirst auch frei von Begierde seyn. Die Begierde, wiewohl Despotin, macht dennoch Sklaven. Die Begierde will alles verkehrt; denn sie

will die Ordnung nicht. Ordnung ist Maß; und alle Begierde ist unmäßig. Darum zerstört sie die Ordnung, und dadurch sich selbst und ihren Sklaven. Der Wille, von der Begierde angefacht, ist ein unreiner Wille; er vernichtet sich selbst. Nicht die Begierde soll den Willen beherrschen, sondern die Vernunft; sie ist mit ihm gleicher Abkunft, nehmlich: göttlicher. In das Joch der Vernunft fügt sich der Wille ohne Schaden und Verlust seines Wesens: denn das Element der Vernunft ist Freiheit, wie das des Willens. Aber geleitet werden muß der Wille, denn er erkennt nicht den Weg, den er gehen soll. Die Vernunft erkennt ihn: es ist der Weg der Freiheit durch das Gesetz. Das Gesetz ist die heilige Schranke des Gleichmaßes, durch welches alle Dinge sind. Durch das Gesetz schafft der Wille; ohne das Gesetz zerstört er. Aber die Vernunft zeigt umsonst die Bahn dem Willenlosen, oder vielmehr dem, dessen Wille durch Furcht und Begierde gebunden ist. Den Willen frei machen, heißt erst: sich einen Willen schaffen. Viele Menschen haben nur die Anlage zum Willen, aber nicht die als wirkender Wille ins Leben

tretende Kraft. Der Wille wird aus seinen Banden erlöset, aus seinem Todesschlafe geweckt, von der Krankheit, die ihn drückt, befreit: durch Mäßigung, Entbehrung, Thätigkeit. Die Mäßigung setzt Schranken der Gewalt, welche die Dinge der Welt über den Menschen üben. Durch Mäßigung wird das Maß, und mit ihm die Fülle der Kraft gebohren. Die Entbehrung lernt dem Menschen kennen, wie wenig er bedarf, und welch einen Schatz und Quell von Kraft er in sich trägt. Durch Entbehrung wird man nicht ärmer, sondern reicher. Je mehr der Mensch äußerlich hat und braucht, desto bedürftiger ist er, desto abhängiger, desto ohnmächtiger. Die Thätigkeit endlich ist der Funke, welcher das erstorbene Leben von neuem entzündet, daß es zur Flamme wird, die in Licht und Wärme Wohlseyn und Gedeihen schafft. Die Thätigkeit gleicht dem Pendel der Uhr, durch dessen Schwingungen alle Räder des Werks in Bewegung gesetzt werden. Thätigkeit ist die Seele der Welt, ist die Seele unseres Wesens, ist das Wesen unserer Seele, ist das Wesen der Wesen, und die Kraft und die

Gottheit selbst. Die Thätigkeit schafft und erhält und beglückt. Nicht eine angenommene Stoßkraft: eine ursprüngliche Thätigkeit, ein heiliger Wille, setzt die Welten in Bewegung und auch den Menschen. Die reine Thätigkeit ist kein Leiden, kein Druck und Stoß, sie ist Quelle und Fülle der Kraft und des Seyns. Das Leiden gebiert die Ohnmacht und die Finsterniß und den Haß, aber aus der Thätigkeit geht die Kraft und das Licht und die Liebe, und überschwengliche Seligkeit hervor. In der Thätigkeit ruht das Geheimniß des Lebens und des Willens. Ein unthätiger Wille ist keiner.

So sind die vier Stücke des gesunden Lebens beschaffen, von denen nicht erwiesen oder erinnert zu werden braucht, daß sie zusammen gehören. Was von dem Willen und der Thätigkeit überhaupt gesagt worden, hat keinen Sinn und keine Bedeutung ohne den Geist und sein harmonisches Mitwirken in der Kraft des Willens und durch dieselbe. Die Welt ist vom höchsten, heiligen Willen durch seine Weisheit

geschaffen, wie schon die heiligen Lieder des alten Bundes erzählen. Auch den Willen des Menschen muß die Weisheit leiten. Was ist aber Wille und Weisheit ohne die Liebe, die beide verbindet? Sie ist das geistige Band in der schöpferischen Dreieinigkeit; und die reine Liebe des Gemüths ist das Allerheiligste im Menschen.

Fassen wir schlüßlich das gesunde Leben in Einem Blicke zusammen! Ein gesunder Leib, unter dem Gesetze der Mäßigkeit, von Wohlseyn erfüllt, ist zu allen Diensten, welche er der Seele zu leisten hat, willig und bereit, und rüstet sie selbst mit Kraft und Munterkeit und Heiterkeit und rastloser Thätigkeit aus, die nur, nach den Gesetzen der Natur, in gemessenen Pausen ruht. Welch ein Wonnegefühl nach gesundem Schlaf! Welch ein Wohlbehagen nach mäßiger Sättigung! Welch eine Heiterkeit nach mäßiger Körperbewegung! Ein gesunder Leib erzeugt ein fröhliches Gemüth, einen klaren Geist, einen kräftigen Willen: denn er ist die Bedingung, unter welcher das Seelenleben in die-

ser Zeitlichkeit angefacht und unterhalten wird. Ein gesundes Gemüth ist das Leben und die Freude und die Liebe und Liebenswürdigkeit selbst. Es ist mild und nachsichtig, freundlich, tröstlich, hülfreich. Es suchet nicht das Seine; es giebt und duldet nach Kräften. Es lebt in der reinen, heiligen Liebe der Vollkommenheit und der Wahrheit. Diese ist sein Leben; nur das Leben im Göttlichen genügt ihm. Es ist in dieser Liebe selig, in dieser Seligkeit frei von allem Erdenkummer, von aller Sorge und Begierde. Es hat die herrliche Freiheit der Kinder Gottes. Ihm ist der Geist der Klarheit und der wahren Erkenntniß zugesellt: die Welt und ihre Verhältnisse stehen in reinen, nach dem Gesetz des Maßes und der Ordnung verschlungenen Zügen, vor diesem Geiste da. Er erkennt in Allem das Wahre, er gestaltet in Allem das Schöne. Selbst die auseinandergeworfenen, scheinbar disharmonischen Theile der Wahrheit und Schönheit verschmilzt er in das Ganze und in die Einheit. Dieser Geist ist göttlicher Seher. Ein solcher Geist kann nicht ohne gesunden Willen bestehen: er ist durch

und durch Wille und Kraft; keine Ohnmacht und Schwäche, keine Gebundenheit drückt ihn: und in diesem Gefühl des reinen Vermögens ist er abermals selig. So entwickelt und gestaltet sich dieses schöne Leben, oder vielmehr: so hat es sich entwickelt und gestaltet, wenn es einmal in dieser Fülle und Kraft, in dieser Form und Schönheit dasteht, der Ewigkeit entgegen reifend. Einzelne Züge eines solchen Lebens finden wir wohl bei Manchem unserer Vollendeteren; sollte nicht auch das Ganze zu erreichen seyn? Der Mensch muß an nichts Großem verzweifeln und nach dem Höchsten streben.

Zweite Abtheilung.

Blicke in das Gebiet der Wahrheit.

Aus einer Reihe von Vorträgen.

I.

Was ist Wahrheit?

Wir wünschen alle das Glück, und wer es nicht mehr wünscht, hat aufgehört zu leben, oder wenn noch ein Streben in ihm ist, so betrügt er sich selbst, indem er glaubt, etwas anders zu wünschen, als das Glück. Dieses aber erscheint dem Wunsche der Menschen so verschieden, als sie selbst sind. Der eine hält das Vergnügen und die Ergetzlichkeiten des Lebens, der andere den Besitz von Geld und Gut, der dritte Ansehen und Macht, der vierte stille Zurückgezogenheit, der fünfte ein thätiges vielbewegtes Leben für das höchste Glück; und so geht es auf das Mannigfaltigste weiter, je nachdem Kraft, Talente, Temperament, Constitution, Erziehung und Lebensverhältnisse von einander abweichen.

Manche sind in ihren Anlagen so beschränkt und in ihrer Lebenslage so gedrückt, daß der deutliche Wunsch nach Glück gar nicht in ihnen erwachen kann, so daß sie sich blos zur kümmerlichen Lebenserhaltung gebohren fühlen und auch gar nichts weiter begehren. Dagegen werden Andere von heftigen, unbezähmbaren Leidenschaften durch das Leben gepeitscht, so daß sie darum nicht zur Besinnung kommen, und eigentlich auch nicht wissen, was sie wollen. Sie sind Sklaven eines blinden Triebes, der dem Menschen niemals ein sicherer Leiter ist. Ueberhaupt findet der Mensch keine sichere Leitung durch das Leben, so lange die Vernunft noch nicht in ihm erwacht ist, oder wenn dieß auch der Fall wäre, so lange sie nicht sein ganzes Handeln und Leben bestimmt. Daher die vielen Mißgriffe, die einseitigen, auf so mancherlei Weise getäuschten Bestrebungen, die Irrthümer und Thorheiten, Täuschungen und Ausartungen ohne Zahl, mit ihrem Gefolge: der Unzufriedenheit, der Uneinigkeit mit sich selbst, dem Mißmuthe, dem Lebensüberdrusse, und bei Vielen gar der Verzweiflung. So sollte das Leben des Menschen nicht verrinnen und versiechen. Eine wohlthätig bildende

Macht hatte ihm ein schöneres Loos zugedacht: heiteres Wohlseyn in der Entwickelung mannigfaltiger Kräfte, am meisten aber und höchsten, der Vernunft. Nur eine klare, ihrer selbst bewußte Vernunft kann den Menschen vor Verblendung und Irrthum aller Art bewahren, und vor allen Ausartungen und Gebrechen, die sein Wesen drücken und entstellen. Wer etwas anderes sucht, als die Vernunft ihn suchen heißt, lebt in Verblendung und Irrthum. Vergebens müht sich der Mensch in unruhigen, ängstlichen Bestrebungen ab, vergebens opfert er dem Götzen in seinem Busen, welcher Selbstsucht heißt, vergebens giebt er sich den verführerischen Lockungen der Thorheit hin. Das Glück, was er sucht, wird ihm nimmer begegnen. Nur Einen Weg giebt es zum Glück, zum festen Bestehen, zur Sicherheit und Heiterkeit des Lebens; und diesen zeigt allein die Vernunft. Ein innerliches Gefühl, ein leiser Trieb, ein ewig mahnendes Bedürfniß, zwingt uns auf uns selbst zu achten, und die Stimme zu hören, die sich, selbst wider unsern Willen, zur Rathgeberin unsers Lebens aufdringt, die uns anmahnt, das Rechte zu suchen, das Rechte zu thun, das Falsche, das Un-

rechte auf der Seite liegen zu lassen. Und dieses ist die Stimme der Vernunft: sie fordert uns auf, — in jedem Augenblicke unsers Lebens, wo die Stürme der Leidenschaften schweigen, wo uns nicht die Begierde fesselt oder die Furcht niederdrückt — sie fordert uns auf, das zu suchen, was nicht dem Wandel und Wechsel unterworfen, was keine Lüge und keine Täuschung ist, was uns nicht Unzufriedenheit und Mißmuth, nicht inneren Zwiespalt und Reue, nicht getäuschte Erwartung und vereitelte Hoffnung zum Lohne giebt. Und was mag denn wohl dieses Etwas seyn, welches das Gegentheil von Verblendung und Irrthum mit allen ihren Folgen ist? Es ist die Wahrheit. Nicht ein Kunstprodukt der Philosophie, nicht ein künstlich ausgesponnener, todter und leerer Begriff, sondern ein zu erlangendes Besitzthum unsers Geistes, wie unsers Herzens, ja unsers ganzen Lebens und Seyns: das heilige, das göttliche Wesen, welches sich, unter gewissen Bedingungen, in unserm Bewußtseyn offenbart. Dieses ist die festgegründete, unerschütterliche Wahrheit, welche, wenn wir sie in uns gewahr werden und fühlen, uns die Ewigkeit unserer Abkunft wie unserer Bestimmung verbürgt, und uns die größte,

heiterste Sicherheit des Lebens giebt. Wir leben immerfort in dieser Wahrheit, d. i. im Heiligen und Göttlichen, im ewig fest und sicher Gegründeten, Unwandelbaren, sich gleich und treu Bleibenden, auch ohne daß wir es wissen oder wollen, ja selbst wenn wir es nicht wollten: denn wir können seine Macht über uns nicht antasten, eben weil es unverletzlich, weil es heilig ist. Aber wir *sollen* auch mit Willen und Bewußtseyn darinne leben: denn dieß macht uns selig, und dieß allein. Es kündigt sich uns an dieses Heilige, Unverletzliche, durch unser *Wahrnehmungs*-Vermögen selbst, welches sich in dem Bewußtseyn der Welt und unseres eigenen Ichs wie in seinen Angeln bewegt, und dessen Gegenstände für wahr zu halten wir durch einen eingebohrnen Glauben genöthigt sind. Sie sind für uns; und wir können nicht an ein Seyn glauben, das blos ein Schein, dessen Grund und Wesen eine Lüge wäre. Ein vernichtender Widerspruch erhebt sich gegen den Gedanken, daß das Daseyn der Welt, daß unser eigenes Daseyn Täuschung und Lüge sey. Kurz, unser Bewußtseyn und das Gefühl der Wahrheit fallen hier in Eins zusammen, gehen in einander

auf, sind eins und dasselbe. Und so ist die Wahrheit schon die Muttermilch unsers Geistes. Wir leben in ihr und durch sie; verließe sie uns einen Augenblick, so wären wir vernichtet. Schon daß der Mensch des Gedankens der Wahrheit fähig ist, daß er diesen Gedanken der Lüge entgegenstellen kann, daß er im Stande ist, die Lüge durch die Wahrheit zu vernichten, ist etwas Heiliges im Menschen und knüpft ihn unmittelbar an das Heilige, worinne er lebt, und welches nichts anderes als die Wahrheit selbst ist, die durch Weltanschauung und Gefühl der Persönlichkeit zu ihm spricht, und ihn gleichsam durch ihr aufrichtiges, unwidersprechlich gewisses Wesen an sich zu locken, ihn dadurch gleichfalls zu einem nicht lügenhaften Seyn, zum unverfälschten Empfinden, Denken, Handeln, kurz zum Leben in ihr mit Willen und Bewußtseyn, einzuladen scheint.

Es ist ein erhebender Gedanke, in dem Augenblicke, wo wir uns selbst sagen: es giebt etwas Wahres in uns und außer uns: den Charakter dieses Wahren zugleich als den Charakter des Heillgen, des Unverletzlichen, zu erkennen, zu empfinden, zu umfassen. Die

Lüge ist das Nicht-Heilige, das Wesen der Wahrheit aber besteht in der Nicht-Lüge, in der Gewißheit, in der Treue, in dem Gegentheil von allem Schein, aller Verstellung und Falschheit: im heiligen Seyn. Dieß ist die Antwort auf die große Frage: Was ist Wahrheit?

Wahrheit und heiliges Seyn sind unzertrennlich, sind Eins. Könnte es eine schaffende Lügenkraft geben, die die Menschen mit dem erlogenen Daseyn der Welt und eines menschlichen Bewußtseyns äffen wollte, wir würden uns dennoch gegen diese Kraft der Lüge auflehnen und im unaustilgbaren Gefühl der Wahrheit eine wahre Welt und ein wahres Bewußtseyn fordern. So tief ist das Bewußtseyn des Menschen in das Element der Wahrheit gleichsam eingetaucht; und nur eine Zerstörung des Bewußtseyns kann den Gedanken der Wahrheit in uns vernichten. Aber es ist nicht genug, daß wir uns, wenn wir bei Besinnung sind, eingestehen müssen, daß wir in der Wahrheit leben, daß unser Seyn wie das Seyn der Welt von ihr getragen wird: wir sollen sie auch als unser Eigenthum und unser eigentliches Wesen in unser Bewußtseyn aufnehmen, wenn wir mit uns einig, unserer selbst gewiß

und für immer im heitern Bestehen gesichert seyn wollen. Nur erst nach dieser Aufnahme der Wahrheit in unser Bewußtseyn und Leben erfahren wir vollständig, was sie ist, und erkennen in dem Wesen des heiligen Seyns, auch das Wesen der Freiheit, und der Freude, und des Lebens selbst. Wie dieß aber anfangen? Wie zu dieser Erfahrung gelangen? Es ist schon gesagt, und ein Jeder weiß es durch sich selbst, daß wir gleichsam einen Regulator unsers Lebens in uns tragen, die Vernunft, die mit Recht von sich sagen kann, daß sie selbst die Wahrheit und das Leben sey. Folgen wir diesem Instinkt des Rechten und Wahren, der in uns liegt, so gehen wir den geraden Weg zur Auffindung der Wahrheit: es wird immer klarer, immer mehr Licht um und in uns, eine Welt der Ordnung und Schönheit, der Heiterkeit und des Gedeihens geht immer deutlicher vor unsern Blicken auf, wir sind mit der Wahrheit Eins, empfinden, denken und handeln in ihrem Sinne, und sind in dieser Lebensweise glücklich. Aber die Welt verwirrt sich, zahllose Widersprüche, nicht zu entwickelnde Irrgänge umringen uns, wenn wir von jener heilsamen Einheit unsers Daseyns

weichen, wenn wir aufhören, das Wahre auf geradem Wege, und überhaupt das Wahre zu suchen, und wenn wir uns in Seitenrichtungen des Lebens zersplittern, Dann geht die Welt = Einheit und Ordnung, und der Geist, der diese trägt und uns, für uns verlohren. Finsterniß umgiebt uns. Man kann aber nicht in dem Gefühl und Bewußtseyn des Heiligen und Unverletzlichen leben, ohne es als das Element und gleichsam als den Nahrungsquell unsers reinsten Lebens, folglich als Etwas anzuerkennen, worinne wir sind und leben, folglich als einen Gegenstand, welcher, da unser Leben in ihm ein durchaus Geistiges ist, auch durchaus geistig seyn muß. Dieser Gegenstand ist, so lange die Welt steht, Gott genannt worden; und wir haben uns unter Gott nichts anders zu denken, als eben das heilige Wesen der Wahrheit selbst, als den Träger alles Seyns, ja als das eigentliche, rechte, und wahre Seyn selbst, in dem wir leben, weben und sind. Und dieß ist es, was unsern Begriffe von der Wahrheit zu seiner Vollständigkeit mangelte, welchen Mangel ein jeder anerkennen muß, der in sich einen Zug nach der Wahrheit und einen Zeugen und Bürgen der Wahrheit fühlt. Diese

Leere in unserm Innern, wenn wir uns die Wahrheit blos als etwas in uns allein Befindliches, nicht auch als ein für sich und außer uns Seyendes denken, ist gerade der deutlichste und schönste Beweis für den lebendigen Gott, der sich unserm, nach Wahrheit dürstenden Herzen, durch ein unerschütterliches Gefühl innerer Ruhe, Einigkeit, Befriedigung und Gewißheit verbürgt und verbündet, sobald wir ihn nur als wirklich und wahrhaft seyend, und als den Gegenstand unseres reinsten Strebens und unserer höchsten Zuversicht denken, d. h. sobald wir an ihn glauben. Mit dem Zweifel am Gottes-Seyn wird unser Wahrheitsgefühl zu einem innern, peinigenden Widerspruche, den Diejenigen, welche diesen Zweifel hegen, dadurch zu verbannen bemüht sind, daß sie den Mahner in uns, welcher uns die Wahrheit zu suchen gebietet, durch Zerstreuung aller Art hinwegscheuchen. Was ihnen denn auch zuletzt gelingt, aber nur mit Verlust des Bewußtseyns reiner Einstimmung und Befriedigung ihres Innern. Diejenigen aber, welche jenen Glauben nicht verscheuchen, finden in dem Gott der Wahrheit, ihrem innersten Bedürfniß entsprechend, auch zugleich den Gott

der Macht, der Weisheit und der Liebe, als ohne welche Dreifaltigkeit von Kräften ein wahrer Gott nicht denkbar ist. Daher ihnen die Wirklichkeit eines Weltplans, einer Bestimmung des Ganzen und der Einzelnen zu Vollkommenheit und Seligkeit, als heiliger Zweck eines heiligen Grundes, in schönster Klarheit und Gewißheit einleuchtet. Dieses Heilige nun ist für jeden rein Gestimmten die Wahrheit, die wir mit unserm ganzen Wesen umfassen und von welcher wir uns nicht trennen sollen: das Untrügliche, das Gewisse, fest und ewig Bestehende, welches allein unser höchstes Bedürfniß als vollständige Wahrheit befriediget, die keinen Zweifel, keine Zerrissenheit, keine Lücke in unserm Leben übrig läßt. Wenn demnach menschlicher Weise von Wahrheit geredet wird, so kann dieß nur in Bezug auf dieses ewig-wahre, heilige Wesen und Leben geschehen. Was wir in uns Wahrheit nennen, ist also nur die nothwendige und lebendige Beziehung auf diese Wahrheit außer uns, das lebendige, thätige, klare und innige Anerkennen und Handeln im Sinne und Geiste dieser Wahrheit, das Einsseyn unsers Wesens mit diesem einzigen, wahren Wesen außer uns, indem

wir unser freies und ungebundenes Wesen, unsere Willkühr, unsre Neigungen und Triebe, unsere Phantasie, der Form der Vernunft unterwerfen, durch die wir in unmittelbarer Beziehung mit dem göttlichen Wesen selbst stehen, die das wahre Medium, die Lichtstraße ist, die von der Menschheit zur Gottheit hinüberführt. Alles, was wir gewöhnlich Wahrheit nennen, jede einzelne sogenannte Wahrheit ist nur ein Theil dieser Beziehung auf das ursprünglich wahre, in sich nothwendige, untrügliche Ganze; und wenn wir z. B. von Wahrheiten der Mathematik sprechen, so bezeichnen wir damit nichts anderes, als die Anschauungen einer Gesetzlichkeit, die in dem Wesen der alles ordnenden Vernunft gegründet ist, sich in dem ganzen Weltall ausspricht, und folglich auch in der Organisation unsers Erkenntnißvermögens ausdrückt. Jede Richtung unsers Wesens auf das Allgemein-Nothwendige und Gesetzliche, jede Entfernung von der Willkühr, ist eine Berührung der Wahrheit in irgend einem Punkte; und daher nähern wir uns der Wahrheit in eben dem Maße an, als wir sie in mehreren Punkten berühren. Wie es mathematische und physische Wahrheiten giebt, so auch ästhetische,

intellectuelle, moralische; alle aber sind nur einzelne Strahlen des Lichts, das uns nur dann allseitig erleuchtet, wenn sich der ganze Mensch in seinem physischen, ästhetischen, intellectuellen und moralischen Wesen zum Vernunftmenschen gestaltet: denn dadurch allein macht er sich für die Wahrheit in allen Zweigen seines Daseyns empfänglich. Der Begriff, den wir uns, diesem Allen zu Folge von der Wahrheit bilden müssen, ist, daß sie kein bloßer Begriff, ja auch kein System von Begriffen, daß sie überhaupt nichts Subjectives, in uns allein Ruhendes ist, sondern der Gegenstand unserer reinsten Erkenntniß, unseres reinsten Strebens, daß sie das Göttliche, das Heilige überhaupt ist, welches sich uns zwar mitgetheilt hat in unserer Vernunft; weshalb wir mit Recht sagen können, daß wir die Wahrheit besitzen: aber nur wie ein geliehenes Pfand, wie ein anvertrautes Gut, welches das Eigenthum des Ausleihers bleibt; so daß, wenn wir uns nicht selbst an die Vernunft hingeben und von ihr mit ihrer Kraft erfüllen lassen, wie der Magnet das Eisen mit seiner Kraft erfüllt, alle Wahrheit aus dem Kreise unseres Daseyns verschwunden ist. Wir besitzen die Wahrheit nur in so

weit, als wir ihr angehören, und uns in dem Kreise des Heiligen bewegen. Das Heilige aber erscheint jederzeit und in jedem Verhältnisse: als das Nothwendige. In der Natur, wie in der Vernunft, zeigt sich der Geist dieser heiligen Nothwendigkeit. Nur das ewig-feststehende Gesetz der Natur und Vernunft in jeder seiner tausend und aber tausend Formen ist Wahrheit, und nur das Wandeln in der Bahn dieses Gesetzes und seines heiligen Urhebers ist heilig. Zur unheiligen Kraft würde die Schöpferkraft selbst werden, wenn sie die Bahn ihres Gesetzes verlassen und sich in formloser Freiheit bewegen wollte. Wo kein Bestehen ist, da ist auch keine Treue, und wo diese fehlt, da verschwindet die Wahrheit, da herrscht die Treulosigkeit und die Lüge. Darum macht die heilige Sage den ersten Geist, der sich in der Gesetzlosigkeit gefiel, zum Geist der Lüge und somit zum Geist des Verderbens; denn die Wahrheit vereinigt und baut, bildet, vollendet, und beglückt ins Ewige fort, aber die Lüge, ihrem innersten Wesen nach, vernichtet das Seyn. Darum auch, je gesetzloser der Mensch, je mehr der ausschweifenden Willkühr hingegeben: desto entfernter vom Glück, desto zerrissener in seinem Innern,

desto näher dem Untergange. Nur die Thätigkeit innerhalb der gesetzlich=heiligen Schranken, die uns die Vernunft in jedem Augenblicke vorzeichnet, sobald wir nur klar genug sehen gelernt haben, um sie zu erkennen, nur das gesetzliche Fortschreiten in dieser Bahn führt den Menschen zum Ziel seiner Bestimmung, bildet Weise, Helden, Künstler, Gesetzgeber, Dichter, Redner, aber auch den redlichen Bürger, den fleißigen Landmann, jeden in seiner Art und in seinem Kreise glücklich. Daß es solcher Glücklichen nicht Viele giebt und von jeher gegeben hat, daß im Gegentheil statt der Kraft und Vollendung uns Ausartung und Gebrechen so häufig begegnet: davon ist der Grund in der Verblendung und dem Irrthum zu suchen, der die Glückbegehrenden Menschen auf falsche Wege führt, die sich dem sinnlichen, unausgebildeten Geschlechte auf allen Seiten öffnen. Doch gegen Verblendung und Irrthum jeder Art erhebt sich zeitig die Vernunft, die den Weg der Wahrheit durch die eigene Erfahrung eines Jeden, so wie durch die Erfahrungen von tausend Andern, sehr deutlich bezeichnet. Wir finden unter allen uns bekannten Völkern des Alterthums Schätze solcher Regeln der Weisheit, die

aus dem Leben nicht blos einzelner Menschen, sondern ganzer Stämme und Völker zusammengetragen waren, um einem Jeden zu zeigen, welches der rechte Lebensweg sey, und welches der falsche. Die alte indische, ägyptische, chaldäische, persische, besonders ebräische Weisheit, wie viele goldne Lebensregeln enthält sie nicht! Und wie viel Herrliches haben uns die Griechen, — ich nenne hier nur ihre Tragiker — in Beispielen religiösen und irreligiösen Sinnes und der Folgen dieser verschiedenen Sinnesart hinterlassen! Und so ist die ganze Weltgeschichte eine wahre Pflanzschule der Vernunft und ihrer Weisheit; wiewohl von jeher darüber geklagt worden ist, daß ihre Lehren so wenig gehört und beherzigt werden. Und dennoch ist es unverkennbar: wie das Licht der Sonne in den Kelch der Blumen, so dringt die Wahrheit in das Herz eines Jeden, der sich ihr öffnen will. Und damit auch der Geringste und Schwächste, der Gebrechlichste und Ohnmächtigste Theil an dem Lichte haben könne, das aus einer andern Welt, aus der Welt der Vernunft und des Geistes zu uns herüberleuchtet, so ist zu seiner Zeit, und als das Menschengeschlecht dazu reif war, d. h. als es

an allgemeiner Verdorbenheit wie an einer tödlichen Krankheit darniederlag, ein Werk vollbracht worden, von dem ein Jeder, der noch einen Tropfen reinen Sinnes in seinem Herzen, und einen Strahl von Klarheit und Besonnenheit in seinem Geiste bewahrt, eingestehen muß: hier beweiset sich das Werk der Wahrheit. Unübertrefflich wahr sagt Schiller:

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das erkennet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

In die Einfalt einiger wenigen reinen Gemüther wurde der Schatz der reinsten Wahrheit, der höchsten Weisheit niedergelegt, wie ein Saamenkorn in fruchtbare Erde. In keiner tiefsinnigen Lehre, in keiner hohen Wissenschaft, sondern in der unscheinbaren, aber mächtigen Kraft des Glaubens wurde dem Menschengeschlecht die Arznei mitgetheilt, durch die es allein genesen konnte, durch die es sich bis jetzt erhalten hat, und durch die es allmählich gesünder und kräftiger werden wird. Die größten, die glücklichsten Forscher unserer Tage, sie sprechen in ihrer Enthüllung des Wesens der Vernunft nur schwach und unvollständig dasjenige aus, was in den einfältigen Lehren der

Apostel von dem Wesen der Wahrheit und der Weisheit des Lebens verkündiget ist; und dringen wir tiefer in die Quellen ein, die unsere heutigen Forscher leiten: so finden wir, daß es jene alten einfältigen Lehren sind, die eine Zaubermacht über die Geister, wie über die Gemüther haben, die ein Licht in uns erwecken, das nur durch höheren Strahl entzündet werden konnte, und die dem Herzen Gesinnungen lehren, wie nur eine höhere Liebe sie auszuhauchen die Kraft besaß. Ich wiederhole es: unbefangen, und nur von dem reinen Forschen nach Wahrheit geleitet, muß man den einfachen Lehren des Christenthums die höchste Wahrheit zugestehen und muß die Wahrheit bewundern, die — was keine Philosophie vermag, — auch den Verzweifelnden von dem Rande des Abgrundes durch das einfache Wort: Glauben, d. h. nicht Zweifeln an dem Besten und Höchsten, retten kann. Zweifel ist Zwiespalt, und Zwiespalt zerstört das Leben, der Glaube aber, das hoffende Vertrauen, ist der Quell innerer Einigkeit, Ruhe, Heiterkeit, erneuter Thätigkeit, frischen Lebens, neuen, immerwachsenden Glücks. Auf alle andere Wahrheit der Wissenschaft und Erkenntniß

müssen wir erst mittelbar geführt werden. Diese Wahrheit geht unmittelbar aus dem Herzen hervor, wenn das Herz sich der dargebotenen öffnet. Diese Wahrheit verbindet uns unmittelbar mit der höchsten Wahrheit, welche die Gewißheit und Sicherheit, die Treue und die Liebe, der Quell alles Lebens, und das Leben selbst ist.

II.

Natur.

Der Mensch konnte nicht zum Bewußtseyn erwachen, nicht sein eigenes Leben fühlen, nicht das mannigfaltige Leben der Thiere, nicht die reichen Gestalten der Pflanzen gewahr werden, ohne auch einen Blick auf das zu werfen, was alle diese Erscheinungen trägt, die fruchtbare, immergebährende Erde, und eben so einen Blick auf das, was diese Erde umschließt, den Himmel mit seiner Klarheit, seiner Sonne, die den Tag hervorruft, und seinen Gestirnen, die aus der Nacht, wunderbar glänzend, hervortreten. Der stete Wechsel, und die räthselhafte stete Dauer bei allem Wechsel mußten dem

Beobachter ein Gefühl der Bewunderung, der heitere, wohlthätige Einfluß aller dieser Gegenstände, ein Gefühl der Hinneigung und Liebe, und die unveränderlich bestehende Ordnung und strenge Nothwendigkeit in der Entwickelung aller dieser unübersehbaren äußeren Erscheinungen ein Gefühl von stiller Verehrung abnöthigen.

Die frühesten Kindervölker vergötterten die Erde, die Thiere und die Pflanzen, den Himmel und die Sterne: die feinsinnigen Griechen nannten alles jenes aus dem Unsichtbaren in das Sichtbare Hervortretende und Werdende, und die Kraft, durch die es wird, φυσιν, und die den Griechen nachbildenden Römer: natura. Wollten wir dieses Wort, das bei uns als Natur einheimisch geworden ist, in unsere Sprache übersetzen, so würden wir das herrliche Wort Schöpfung dazu anwenden müssen, welches eben sowohl auf das Geschaffene, als auf das Schaffende, eben sowohl auf das Werdende, als auf die Kraft durch die Alles wird, bezogen werden kann; und es ist die Frage, ob wir nicht besser gethan, wenn wir dieses Wort festgehalten hätten, ohne das Wort Natur auf den Boden unserer eigenen Begriffe zu verpflanzen: der ganze Geist der Forschung früherer und jetziger

Zeiten würde eine andere Richtung erhalten haben. Nehmlich indem wir den fremden Begriff nationalisirten, waren wir auch genöthigt, ihn nach seiner Weise zu behandeln, dieselbe Ansicht festzuhalten, welche die Alten von ihm hatten, und mit unsern Forschungen in ihre Fußtapfen zu treten. Ob wir daran wohlgethan oder nicht, wird eine weitere Untersuchung lehren, die wir anzustellen genöthigt sind, eben weil wir den Begriff der Natur vor uns haben. Machen wir uns aber zunächst mit seinem Inhalte vollständig vertraut.

Alles, was wir äußerlich wahrnehmen, die ganze Welt, wie sie sich vor unsern Blicken aufthut und ins Unermeßliche ausbreitet, gehört nicht sowohl zur Natur, sondern ist die Natur selbst: Natur ist Alles, was in Raum und Zeit ist und wird. Der große Kant drückt sich hierüber so aus: Natur ist das Ganze der Erscheinungen, wiefern es unter Gesetzen steht. Ich darf diesen Begriff, so viel Wahres er enthält, nicht weiter auseinandersetzen und verfolgen, weil er uns zu frühzeitig auf Resultate führen würde, denen erst andere Untersuchungen vorangehen müssen, wenn sie Gültigkeit und Bedeutung für uns haben sollen.

Bleiben wir demnach nur vor der Hand bei dem stehen, was ein blos beobachtender Blick über die Natur und ihre Beschaffenheit aussagt. Es ist schon vorhin bemerkt worden, daß der jugendlichfrische, unbefangene Mensch nicht auf das Weltganze und seine einzelne Erscheinungen blicken kann, ohne von einem Gefühl der Bewunderung, der Liebe, ja der Verehrung, die an Anbetung gränzt, ergriffen zu werden. Die Unermeßlichkeit der Welt und das feste Bestehen des Ganzen bei allem Wechsel des Einzelnen erregt unser Staunen, die Ordnung und Schönheit, die wir in den Bewegungen und in der Majestät der Himmelskörper, wie in dem Leben und in den Gestaltungen der Erde erblicken, zieht unsern Sinn für das Schöne an sich, und erregt in uns eine Hinneigung, eine Liebe zu aller dieser Herrlichkeit; und diese Liebe wird besonders dadurch gepflegt und verstärkt, daß wir ein gewisses mildes Geben und Versorgen alles dessen, was da ist, nicht verkennen können. Der Himmel giebt der Erde seinen Sonnenschein und seinen Regen, den erfreulichen Tag, die erquickende Nacht, die mit mannigfaltigen Seegen abwechselnden Jahreszeiten. Die Erde giebt

den Pflanzen ihr Gedeihen, den Thieren ihre Nahrung, dem Menschen Alles, was er zum äußern Daseyn bedarf. Alles, was da ist, wird erhalten, und scheint sich seiner Erhaltung, seines Daseyns zu freuen. Daher denn die Alten mit allem Recht in der Natur nicht blos ein allgemeines Werden, φυσιν, sondern auch ein das allgemeine Werden hervorbringendes, erhaltendes, förderndes, eine gütige Mutter der Dinge, erblickten. Wir nennen jetzt das, wodurch die Dinge werden, gedeihen, bestehen, Natur-Kraft und schreiben den Dingen diese Kraft als ihnen einwohnend zu; ja wie sondern zum Behuf des Einzelnen Hervorbringens und Bestehens, einzelne Naturkräfte, wie z. B. die magnetische, elektrische u. s. w. jedoch, einigen wir auch wiederum alle jene Naturkräfte unter den Begriff einer einzigen: der schaffenden Naturkraft überhaupt, nennen diese Kraft, mit den Alten übereinstimmend, selbst Natur, und denken uns unter ihr ein bildendes, schaffendes Wesen, das nach Gesetzen der Ordnung, Schönheit, Güte und Wahrheit wirkt. Wir sagen die Natur ist treu, ist streng, ist gütig, ist gerecht, ja wir können uns nicht enthalten, der Natur Heiligkeit und

Weisheit zuzusprechen. Und so ist denn der Begriff der Natur bei uns wo möglich noch vollendeter und veredelter geworden, als er bei den Alten war. Wo die Alten, wenige ausgenommen, noch Zufälligkeit zum Grunde legten, entdecken wir eine gesetzliche, ewige Nothwendigkeit, die jene blos in ihrem Fatum anerkannten; wo die Alten größtentheils noch ein blindes Schaffen und Gebähren annahmen, ja die gebährende Mutter nicht davon frei sprachen, daß sie alles wiederum verschlinge, was sie gebohren, da erkennen wir einen immerwährenden Kreislauf, ja mehr als dieses: eine immer fortschreitende Entwickelung vom Niedern zum Höheren; und wenn einer unserer Philosophen, der Erfinder der deutschen Naturphilosophie selbst, sagt, die Natur sey ein träges Thier, so hat er wieder tausend Stimmen gegen sich, die die Natur als die thätigste, einsichtsvollste Bildnerin nicht blos verehren, sondern enthusiastisch lieben.

Unsere Mahler, unsere Dichter, unsere Aerzte nennen sich Geweihte, Priester der Natur; und es ist nicht zu leugnen, und die tägliche Erfahrung bestätigt

es, daß, jemehr eine Seele an dem hängt, was Natur zu nennen Gewohnheit und Sitte geworden ist, jemehr sie in dieser Natur lebt, ihren Gesetzen nachspürt, diese Gesetze darzustellen bemüht ist in der Wissenschaft, in der Kunst und im Leben: daß auch eine solche Seele vor tausend andern unendliche Vorzüge besitze. Was bildet den großen, den glücklichen Arzt, als die treue Beobachtung, Auffassung, Benutzung der Gesetze der Natur im kranken Zustande organischer Wesen; was schafft den großen bedeutenden Mahler, als das strenge, anhaltende Studium der in den mannigfaltigsten Formen harmonisch bildenden Natur? Denn mit dem glücklichsten Genie läuft der Künstler auf jedem Schritte Gefahr, sich zu verirren, sobald er einen Augenblick die Wahrheit der Natur aus den Augen verliehrt. Darum sind die Alten in ihren Bildungen so groß, so unübertrefflich, mit Einem Worte, das, was man klassisch nennt, weil sie sich überall die Einfalt, die Klarheit, die Strenge und Ordnung der Natur zum Gesetz gemacht haben. Der Schmuck und Stolz unserer Zeit, welcher in seinen Werken die Classicität des Alterthums mehr als einmal erreicht hat, der so vielfach

verkannte, so vielfach falsch verstandene einzige Dichter seiner Art, Göthe, was hat ihn so hoch über so viele gestellt — bei allem Mangelhaften, mit dem auch er die Schuld der Menschheit bezahlte — als diese treue innige Anhänglichkeit an der Natur, d. h. an der einfachen, reinen, klaren, harmonischen Gesetzmäßigkeit, die wir in Allem, was nicht willkührliches Menschenwerk ist, bemerken. Wie denn überhaupt das bloße Walten der Willkühr, die sich nicht dem Gesetz anschließt, von jeher das Grab aller wahren Wissenschaft und Kunst, ja überhaupt alles gebildeten und sittlichen Daseyns gewesen ist. Daher von jeher, und jetzt fast mehr als je, so viele verfehlte Bestrebungen in dem Gebiete des Wissens und der Kunst, ja des Lebens selbst. Doch wir kehren zu unserer Betrachtung zurück!

Fassen wir Alles zusammen, was wir so eben im Vorübergehen als Merkmale des Begriffs der Natur aufgesammelt haben: so werden wir nun ziemlich im Stande seyn, uns diesen Begriff mit seinem Inhalte vollständig und klar auszubilden. In Allem, was wir von der Natur prädicirt haben, weichen wir nicht von dem Sprachgebrauche und der herkömmlichen Art und

Sitte ab. Ob spätere Untersuchungen dem Begriff der Natur die Bedeutung lassen werden, die wir ihm vor der Hand zuzugestehen genöthigt sind, bleibt noch an seinen Ort gestellt. Wir suchen uns jetzt nur ein deutliches Bild von dem zu verschaffen, was man im vollen Sinne des Worts und nach dem jetzt herrschenden Zeitgeiste, Natur nennt. Aber eben dieser Zeitgeist ist es, der eine strenge Unterscheidung, ja gleichsam eine Abstufung in dem Begriffe der Natur, seiner Form und seinem Inhalte, nöthig macht. Je nachdem die Totalität alles dessen, was außer uns erscheint, und was wir im Ganzen Welt, im Einzelnen die Dinge, und im Allgemeinen, nach seinem Beharren und seinem Wechsel, Natur nennen, entweder mit den Sinnen und dem Gefühl aufgefaßt wird, oder mit dem Verstande, oder mit der Phantasie: je nachdem entsteht auch ein verschiedener Begriff der Natur von verschiedenem Inhalte und verschiedener Form. Betrachten wir zuerst den Begriff der Natur bei solchen Menschen, welche ihn mit ihren Sinnen und ihrem Gefühl ausbilden. Es sind dieß die eigentlich sogenannten Naturmenschen, in reinster Bedeutung des Worts. Noch nicht durch ab-

strahirende Reflexion in sich selbst getrennt und geschieden, geben sie sich mit ihrem ganzen Wesen, mit Sinn und Gemüth an die Betrachtung und den betrachtenden Genuß des Aeußern hin in seiner ganzen Fülle und Form, in seiner ganzen Mannigfaltigkeit und Schönheit. Der Athem und das Leben der Natur ist auch ihr Leben, und kommt ihnen immer mit neuem, frischem Reiz entgegen. Sie erkennen in der Natur eine äußere belebende Kraft, deren Wirken nicht ausstirbt, deren Schönheit nicht veraltet; und sie fühlen sich durch den heiteren Glanz des Himmels und durch die bunte Pracht der Erde, zur Freude, zum Gesange, zum Nachbilden so vieles Herrlichen, zum frischen, fröhlichen, wirksamen Leben aufgeregt. So war das heitere Volk der Griechen, so ist noch jetzt jede unverdorbene, kindliche, gemüthvolle Seele, die mit treuer Liebe und frommen Sinn die Natur zur Gefährtin, Freundin und Lehrerin hat. Der einfachruhige, große, gesetzmäßige Gang aller äußern Entwickelung ist solchen Glücklichen ein Sinnbild und zugleich Muster des wahren, reinen und vollen Lebens, und Heiterkeit und stilles kräftiges Schaffen wird ihnen zum eigenen Lebensgesetz. Alle

große Genien haben sich in diesem Sinne gebildet, und das freundliche, sie gleichsam ansprechende und anlächelnde harmonische Walten außer ihnen und um sie her, für ihren Meister erkannt. Nicht der rohe Mensch ist der Naturmensch: für ihn ist noch keine Natur, er bemerkt außer sich bloß Gegenstände des blinden Staunens, blinder Begierde und blinder Furcht, feindliche Gewalten, oder zwingende Reize. Daß den Sinnen und dem Gemüth des Menschen eine Natur erscheine als wohlthätige, freundlichheitere, im gesetzlichen Ebenmaß wirkende Kraft: dazu gehört schon ein Erhobenseyn zu ruhiger Betrachtung, ein inneres Gleichgewicht der anschauenden und handelnden Kräfte. Hat sich dieses aber eingefunden, so steht vor Sinnen und Gemüth ein Bild unendlicher, in immer erneuter Herrlichkeit rastlos schaffender, gestaltender, belebender, beglückender Kraft. Und dieß ist der Begriff der Natur, welchen geläuterte Sinne und unverdorbenes Gefühl hervorbringen.

„Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn, wirst du mir
aus tausend Röhren spielen;

wirst alle meine Kräfte mir
in meinem Sinn erheitern
und dieses enge Daseyn mir
zur Ewigkeit erweitern."

Göthe.

Ganz anders erscheint die Natur dem kalt reflectirenden und abstrahirenden Verstande. Wie sich das todte Selbst von der lebendigen, durch ihre Fülle und Form erfreulichen Gestalt unterscheidet, so der Begriff der Natur, den sich der strenge Physiker bildet, von der Beschauung und dem Gefühl des Naturmenschen. Der echte Physiker, der verständige Experimentator, erkennt in der Natur nur ein Ganzes von todten Massen, Stoffen, Kräften und diesen einwohnenden Gesetzen. Ja, genau genommen, ist dem Physiker der Begriff der Kraft selbst nur etwas angenommenes, hypothetisches, das nur in so weit Realität für ihn hat, als es sich durch Maß, Zahl und Gewicht bestimmen läßt. Der Physiker mißt und wägt alles, sogar die Erscheinungen des Lebens, und er läßt sie höchstens für einen galvanischen Proceß gelten. Ihm ist die Natur bald ein großes Uhrwerk, bald ein chemisches La-

boratorium. Was über die Erscheinungen und ihre durch Beobachtung und Berechnung auszumittelnden Gesetze hinaus liegt, ist für ihn nichts: er erklärt es entweder geradezu für leeren Traum, oder verweiset es doch wenigstens aus seinem Gebiet. Obschon er nun hierinne consequent handelt, und die Natur allerdings für den Forscher auch eine mechanisch-chemische Seite hat: so wird denn doch durch sein Bestreben die Natur in ihrer ganzen Fülle und Form weder erfaßt noch begriffen. Inzwischen ist hier nicht der Ort, das Verfahren des strengen Physikers zu loben oder zu tadeln. So viel ist aber gewiß, daß die Natur alle Einseitigkeit bestraft, und dem bloßen Verstandes-Physiker mit ihren Stoffen und mechanisch-chemischen Gesetzen nur ihre Schalen hinwirft, den Kern aber und die Frucht für sich behält.

Aber es hat sich in unsern Tagen eine dritte Beobachtungsweise und Ansicht der Natur hervorgethan, welche sich selbst die naturphilosophische nennt, und deren Erfinder, und Organ gleichsam, Schelling ist. Wir nennen diese Ansicht kurzweg die Natur-Ansicht der Phantasie, wiewohl der geniale Schelling seiner Be-

trachtungsweise ein eigenes intellectuelles Anschauungs-vermögen unterlegt, welches er Vernunft nennt. Es ist aber diese Vernunft nicht jene, welche wir als höchstes Bewußtseyn des Rechten und Wahren, als moralisches oder religiöses Bewußtseyn kennen, und welche mit dem Genius des Socrates, mit dem Gewissen unverdorbener Seelen, Eines und dasselbe ist, welche alle Erkenntniß, alle Gefühle und alles Handeln unmittelbar auf das Heilige bezieht und mit ihm verbindet, und dadurch zu einem Band zwischen uns und dem Unendlich-Heiligen selbst, ein innerer Sinn für dieses Heilige wird. Die Vernunft Schellings ist eine selbstständige, stolze Kraft, die aus sich selbst die Natur in ihren unendlichen, ja ewigen Beziehungen hervorgehen läßt durch freie Construction des ewig-Nothwendigen (gleichsam des belebten Fatums der Alten, des Spinozischen Gottes) und diese Natur nun hinstellt, als ewiges, schaffendes, sich selbst in unendlichen Ideen gebährendes Wesen, als werdenden Gott. Dieses philosophische Selbsterschaffen einer Natur ist unverkennbar das Werk einer großen Phantasie, welcher die Schranken des Raumes und der Zeit nicht genügen, die aber, los-

gerissen von diesen Schranken, ihr subjectives Spiel für objective Erkenntniß hält. Das Bild der Natur, welches dem philosophischen Dichter vorschwebt, ist, ihm selbst unbewußt, entsprungen aus einem großen Reichthum sinnlicher Anschauung und mathematischer Gesetze des Verstandes, welche beide Elemente durch die gestaltende Phantasie verschmolzen und grenzenlos erweitert sind. Schelling ist ein platonisirender Spinoza, ein Mann von tiefem und reichem Genie, den aber der Feenstab der Zauberin Phantasie aus dem Reiche der Wahrheit gerückt hat. Die Natur Schellings ist ein todtes Leben, eine bewußtlose Intelligenz, eine Seele ohne Herz, mit Einem Worte, ein Widerspruch in der Gestalt eines ungeheuern Gespenstes. Soll die Vernunft die Natur erkennen, wie wir nicht in Abrede seyn wollen: so muß eine solche Erkenntniß auch den Charakter der Vernunft — Beziehung auf das Heilige — an sich tragen. Was ohne diese Beziehung als unendlicher, ewiger Gegenstand, als Quelle alles Schaffens und Gestaltens hingestellt wird, ist kein Product der Vernunft, sondern einer sich selbst bespiegelnden Phantasie.

Auf diese Weise also erscheint dem Menschen derselbe Gegenstand, das unermeßlich Große, unendlich mannigfaltige Aeußere, was uns umgiebt und auf uns wirkt, und was wir Natur nennen, sehr verschieden, und es entsteht uns von der Natur ein sehr verschiedener Begriff, je nachdem wir dieselbe lebendig mit Sinnen und Gefühl, oder todt mit dem abstrahirenden Verstande auffassen, oder endlich ihr begrenzt-unendliches Daseyn und Wirken auf uns verschmähen und ein Bild von ihr aus dem Schooße unserer Phantasie hervorgehen lassen, dem doch zuletzt die Sinne den Stoff und die Verstandes-Gesetze die Form hergeben müssen.

Wenn wir die Wahl haben, ob wir uns unter der Natur einen für Sinne und Verstand verschlossenen, einzig der intellectuellen Anschauung geoffenbarten, ewigen, aber blinden Organismus denken wollen, oder eine Summe von Erscheinungen, die unter mechanisch-chemischen Gesetzen stehen, oder endlich, ob wir uns begnügen wollen, die Natur als ein unendliches Bestehen und Werden außer uns aufzufassen, wo uns von allen Seiten her Spuren schaffender und erhaltender Kraft und bildender Schönheit entgegenkommen und unser Gefühl

freundlich ansprechen: so ist wohl kaum zu zweifeln, daß uns die letzte Verstellungsart, — die sinnlich=gemüthliche — die liebste seyn wird, eben weil sie selbst die natürlichste ist, und keiner todten Verstandeszergliederung, eben so wenig als eines gewaltsamen Schwunges der Phantasie bedarf.

Aber die Frage ist: Können wir uns mit dieser Ansicht und Erklärung der Natur begnügen? Ist es genug, in der Natur ein unübersehbares Ganzes gesetzlicher Erscheinungen und eine denselben einwohnende, schaffende und erhaltende Kraft anzuerkennen? Sind wir nicht, als forschende Menschen, genöthigt, nach dem Quell dieser Gesetze, nach dem Wesen dieser Kraft zu fragen? und haben wir Hoffnung, daß uns die Natur selbst, wenigstens mit der Zeit, hierauf antworten werde, wie sie uns bisher auf so Manches geantwortet hat? Es scheint nicht so, oder vielmehr es ist erweislich, daß dieß nicht geschehen kann. Weiter als bis auf Gesetz und Kraft führt uns die Beobachtung der Natur nicht. Den Quell von beiden erblickt der Beobachter nicht: denn dieser ist hinter den Erscheinungen verborgen, wohin uns kein Blick vergönnt ist. Ja,

genau genommen, sind schon die Begriffe: Gesetz und Kraft, unser eigenes Werk, zwar nicht mit Willkühr, aber dennoch aus uns selbst und unserem eigenen, wenn schon nothwendigen, Urtheil entstanden. Aber warum ist dieses Urtheil nothwendig? Weil wir überhaupt das Geschäft des Denkens aufgeben müßten, wenn wir anders denken wollten. Wie nun? wenn es aus demselben Grunde nothwendig wäre, nicht bei den bloßen Begriffen von Gesetz und Kraft, als dem Wesen der Natur, stehen zu bleiben, sondern noch Etwas dazu zu denken, was uns jenes Wesen vollständig erklärte und dadurch unser Forschen befriedigte? denn bei einem nicht gänzlich befriedigten Forschen stehen zu bleiben, ist gegen unsere Natur. Was könnte es aber seyn, das hier noch hinzu zu denken wäre? Fürwahr nichts anderes, als was in uns selbst der Quell alles Gesetzes und alles kräftigen Handelns und Schaffens ist: der Geist. Es ist aber, wenn wir vor der Natur, als von einem Gegenstande reden, nicht von unserm eigenen Geiste die Rede, sondern von einem Geiste der Natur, als dem Quell ihrer gesammten Gesetzlichkeit und ihrer gesammten schaffenden Kraft. Und diesen

müssen wir denn auch anerkennen, wenn wir folgerecht schließen wollen. Wir sind dazu genöthigt, wie wir zu Anerkennung von Gesetz und Kraft in der Natur genöthigt sind. Wir kennen keinen andern Quell von beiden in unserm Bewußtseyn, als den Geist: denn wir nennen ja eben dasjenige Geist, worinne und wodurch wir uns unserer selbst und unserer ganzen Gesetzlichkeit und unsers ganzen Wirkens und Schaffens bewußt sind. Das Bewußtseyn, und folglich der Geist, ist der Träger unseres ganzen Lebens und Seyns. Wir sind blos im Geiste, wir denken, empfinden, wirken blos im Geiste; und dieses Element unseres Wesens hinweggedacht, sind wir selbst nicht mehr. Daher ist der Schluß von der Erscheinung des Gesetzes und der Kraft auf einen Geist, der in beiden erscheint, für uns ein nothwendiger: und wir können uns die Natur in ihrer Vollständigkeit nicht anders als so denken, wie wir unser eigenes Seyn und Leben denken, nehmlich als begeistet nicht blos, sondern als durchaus geistig, nur für die Anschauung unter bestimmten Formen der gesetzlichen Kraft erscheinend. Und diese Formen in ihrem unübersehbaren Inbegriff nennen wir Welt,

Universum; das darinne wirkende aber, gewöhnlich, Natur; so, daß diesem zufolge die sogenannte Natur nichts anderes ist, als der sich in das Unendliche der Zeiten und Räume hin offenbarende Schöpfergeist in diesem seinem Schaffen, welches, als seine That, als sein Werk, für sich betrachtet, Schöpfung oder Welt heißt; woraus folgt, daß er selbst in seinem Schaffen von nun an nicht mehr Natur zu nennen ist, sondern Schöpfer; und daß der Begriff der Natur, wenn er noch länger Statt finden soll, nur auf die Welt, als das Geschaffene, sich Entwickelnde, Werdende, übergetragen und bezogen werden darf. Fragen wir aber nun ferner nach dem Wesen dieses Schöpfungsgeistes: so können wir abermals nicht anders als nach unserer eigenen, inneren, Nöthigung antworten. Ein Geist, der nichts von sich und von den Dingen weiß, ist kein Geist; der Schöpfer der Dinge muß demnach auch von sich und von den Dingen wissen, muß Intelligenz, begreifendes, einsehendes Wesen seyn. Und in welchem Maße! Ungemessen, unermeßlich, denn er ist ja der Schöpfer des Unermeßlichen; daher auch unbegreiflich, unerforschlich. Ferner: was ist ein Geist ohne Willen? und ein Geist,

wie dieser, wie könnte er ohne Willen gedacht werden? Unendlicher, unbeschränkter Wille muß er seyn; Nichts kann diesem Willen entgegen stehen: denn Alles ist durch ihn, und zwar blos durch sein Wollen: denn darinne liegt eben das Wesen der Schöpferkraft. Aller Wille aber geht auf ein Ziel aus, und der höchste Wille kann nur das Vollendete, das Vollkommene wollen, welches wir ebenfalls nicht in Gedanken fassen und ergreifen, dessen Wesen aber wir in unsern reinsten Empfindungen ahnden können, welche uns sagen, daß das Höchste und Vollkommenste die Heiligkeit, und in der Heiligkeit die Seligkeit sey. Das Wesen der Seligkeit aber ist uns nicht ohne Liebe denkbar. Wir sind daher genöthigt anzunehmen und anzuerkennen, der Weltenschöpfer sey auch die heiligste und seligste Liebe. Aber wir gehen weiter. Alles, in diesem Geiste der höchsten Erkenntniß, Macht und Liebe, lebt, und hat eigenes selbstbewußtes Bestehen: also auch diese Erkenntniß, Macht und Liebe selbst. Sie leben, — wir können es uns nicht anders denken, wenn wir von der Betrachtung unseres eigenen Wesens ausgehen, — in einem heiligen, seligen Bunde, sie selbst der Vollkommenheit höchstes Vorbild. Auf diese Weise

verschwindet der todte Begriff von einer Natur, die nicht lebt und nicht Geist ist; (denn was ist ein Geist ohne Leben; und was wäre ein Leben ohne Geist?) von einer Natur, die in ihrer unendlichen Fülle und Vielheit nicht auch als höchste Einheit gedacht wird: (und wir kennen keine höhere als die des Bewußtseyns); kurz, es verschwindet der Begriff von einer Natur als einer blinden Kraft oder einem Inbegriff blinder Kräfte, welcher, wenn wir den eben aufgestellten nicht annehmen, die unbefriedigende Ausbeute aller unserer Forschungen ist. Ueberlassen wir aber die Welt keinen blinden Kräften, Gesetzen und Trieben, sondern der Herrschaft eines heiligen Willens, der in und durch sich selbst die höchste Macht ist, der Lenkung einer heiligen Weisheit, welche in allen Dingen bildet und ordnet, alle Dinge mit ihrem heiligen Wesen erfüllt und durchdringt, Alles, erkennend, faßt und trägt; endlich dem Walten einer heiligen Liebe, welche in der Beseligung der Welt ihre Seligkeit findet: so geht uns überhaupt der Begriff der Natur, als schaffender Kraft, verlohren; wir erkennen nur eine Natur als etwas Geschaffenes an, und nennen mit diesem Nahmen den Inbegriff der Geschöpfe mit den in sie gelegten

Kräften und Gesetzen; die schaffende und gesetzgebende Kraft selbst aber, welche sich in aller Natur, in allem Geschaffenen offenbart, sondern wir von diesem, vermengen nicht den Schöpfer mit dem Geschöpf, und hangen nicht blind an einem, halb und unreif von uns als blind und seiner nicht bewußt gedachten Allwesen, welches wir in dieser seiner Dunkelheit Natur nannten, sondern verfolgen mit sehenden Augen die Spur des Geistes, welcher der Inbegriff aller Vollkommenheit ist, und uns zum Vollgenuß dieser Vollkommenheit geschaffen hat und erziehen will.

III.

Vernunft.

Alle Fäden unseres Lebens sind an das Bewußtseyn geknüpft. Von dem Bewußtseyn losgerissen ist keine Empfindung, kein Gedanke, kein Handeln denkbar. Wir empfinden, denken, handeln, d. h. wir leben als Menschen, im Bewußtseyn. Unser Bewußtseyn ist gleichsam der Rahmen, in welchem das Gemählde unseres Lebens in der Welt, und in dem Verkehr mit der Welt und uns selbst, aufgespannt ist. So weit unser Bewußtseyn reicht, so weit reicht unser Leben. Wessen wir uns nicht bewußt sind, das erleben wir nicht, wenigstens in dem Augenblicke nicht, wo wir uns jenes Etwas nicht

bewußt sind. Unser Bewußtseyn gleichet auf diese Weise ganz der Flamme des brennenden Lichtes, das in einem bestimmten Umkreise, und auf eine gewisse Weite hin, einen Strahlenkreis wirft, welcher die Gegenstände erhellet und erkennbar macht. Wir selbst sind, oder vielmehr unser bewußtes Ich ist dieses brennende Licht, welches mit seinen Strahlen theils die Gegenstände beleuchtet und erkennt, theils sich selbst. Die Gesamtheit der Gegenstände unseres Bewußtseyns, welche unserm Ich, wie die Kreise des Zirkels dem Mittelpunkte desselben gegenüber stehen, nennen wir: Welt, und unser Bewußtseyn, wiefern es sich auf die Welt bezieht: Weltbewußtseyn; die Einheit und den Mittelpunkt unseres bewußten Wesens nennen wir unser Ich oder unser Selbst, und das auf diesen Mittel- und Brenn-Punkt bezogene Bewußtseyn: Selbstbewußtseyn. Beide aber, das Welt- und das Selbst-Bewußtseyn liegen in demselben Kreise des Bewußtseyns überhaupt: so wie in einem gezogenen Zirkel der Umkreis und der Mittelpunkt desselben zwar einander entgegenstehen, aber doch nicht von einander getrennt werden können, sondern Ein Ganzes, Eine Einheit ausmachen. Man denke sich

den Mittelpunkt eines Zirkels, ohne Umkreis: und man hat keinen Zirkel mehr. Eben so wenig kann man sich einen Umkreis ohne einen Mittelpunkt denken: denn der Umkreis entsteht eben durch die Beziehung auf den Mittelpunkt. So mit dem Bewußtseyn. Man kann sich eben so wenig ein Ich denken, ohne eine Welt, als eine Welt ohne Ich. Im Bewußtseyn werden beide einander gegenüber gestellt und auf einander bezogen; und dieß macht unser menschliches Leben aus. Der Charakter des menschlichen Lebens heißt: Bewußtseyn. Das Bewußtseyn wurde mit dem Licht der brennenden Kerze verglichen. Es kann dieß in mehr als Einer Hinsicht geschehen; wir halten aber den Vergleich nur in so fern fest, als das Bewußtseyn auch, wie die Flamme der Kerze, bald heller und reiner strahlen, bald dunkler und trüber glimmen kann. Das Bewußtseyn kann, wie die Flamme der Kerze, bald kräftig leuchten und einen weiteren Umkreis erhellen, bald ermatten und seinen Lichtkreis enger ziehen, endlich auch verlöschen. Mit dem Erwachen zum Leben glimmt das Bewußtseyn auf, wie das angezündete Licht, und wird immer heller, je weiter das Leben vorrückt; aber nach

und nach verliehrt es seine Kraft und Wirksamkeit, bis es zuletzt wieder verlischt. Wir halten uns hier nur an das volle Leben, an das helle Bewußtseyn. Das Bewußtseyn zeigt uns in seinem Lichte die Welt und unser Ich. Wir vernehmen durch das Bewußtseyn und im Bewußtseyn die Welt und uns selbst. Unser Bewußtseyn ist also unsere Vernunft, und wir sind dadurch, daß wir Bewußtseyn haben, mit Vernunft begabte Wesen. Vernunft ist der Charakter der Menschheit. Wir sind bestimmt, unser Bewußtseyn vollständig zu entwickeln, d. h. wir sind bestimmt zur vollen Vernunft heranzureifen: denn nur das vollständig entwickelte Bewußtseyn wird im strengen Sinne Vernunft genannt. Die Vernunft gleicht der Pflanze, die erst Stamm und Blätter treibt, ehe sie sich zur Blüthe entfaltet und zur Frucht heranreift. Es giebt drei Entwickelungsstufen der Vernunft. Wir vernehmen zuerst die Welt, dann uns selbst, endlich in unserm Selbst etwas Höheres, als die Welt und unser Selbst ist: wir nennen es Gewissen. Das Gewissen ist das Bewußtseyn des Heiligen, welches unser ganzes Wesen durchdringen, und die beiden tiefern Arten des Bewußtseyns:

das Welt- und Selbst-Bewußtseyn in sich aufnehmen, und ihnen sein Gepräge, sein Leben mittheilen soll. Die meisten Menschen bleiben auf der zweiten Entwickelungsstufe des Bewußtseyns stehen; ihr Leben ist nur von der Welt und ihrem Ich erfüllt; das höchste Bewußtseyn ist bei ihnen durch das erwachende Gewissen gleichsam nur angedeutet; es bleibt ihrem eigentlichen Leben fremd; es blickt nur, wie ein Lichtstrahl aus einer fremden Welt, in dieses Leben hinein, als Warner, Mahner, Richter, und Rächer. Gern würden sie sich dieser fremdartigen Einmischung in ihr Welt- und Selbst-Leben entschlagen, wenn es sich thun ließ. Und zuweilen gelingt es auch, den fremden Emporkömmling zu unterdrücken, ihm die Nahrungssäfte zu entziehen, und ihn wie eine saftberaubte Knospe vertrocknen und verdorren zu lassen. Sie wissen nicht, wie sehr sie sich schaden: denn ihr Leben kommt nicht zur Reife. Diejenigen aber, welche den Keim des höchsten Bewußtseyns pflegen und nähren, gelangen zur Reife des Bewußtseyns, der Vernunft und des Lebens. Das Gewissen hört auf, ihnen etwas Fremdes zu seyn: es nimmt inneren Theil an ihrem

Bewußtseyn, es wird ein Theil ihres Bewußtseyns selbst; es wird ihr eigenstes, innerstes Bewußtseyn. Sie vernehmen die Welt und ihr Ich nicht mehr als herrschend, sondern als untergeordnet unter dieses Höchste, welches, indem es sie von weltlicher und selbstischer Abhängigkeit befreiet, ihnen in dem Gefühl dieser Freiheit, das Gefühl der Seligkeit d. h. des höchsten Lebens giebt, dessen der Mensch auf den niedern Stufen des Bewußtseyns nicht fähig ist, wiewohl er immerfort genöthiget ist es zu suchen, aber, ganz natürlich, ohne es finden zu können, da Freiheit und Seligkeit daßelbe ist) aber sich in dem Welt- und Selbst-Joch nicht entwickeln kann. Dahin deuten die Worte: „Wer sein Leben lieb hat, der wird es verliehren; wer es aber verliehrt um meinetwillen (d. h. wer das niedere Bewußtseyn dem höhern, göttlichen unterwirft, welches er in sich aufnimmt,) der wird es erhalten zum ewigen Leben." Denn das ist das ewige Leben, das keine Schranke kennt. Zu diesem höchsten Bewußtseyn, zu dieser vollendeten Vernunft-Entwickelung sind wir berufen, zu ihr werden wir angemahnt durch das Gewissen, das sich uns als Führer ankündigt, und das,

wenn wir ihm folgen, uns unmerklich die Form seines eigenen Wesens einimpft, so daß wir nicht mehr der Welt und uns selbst, sondern ihm leben, in ihm empfinden, denken, handeln, athmen, sind. Dieß nennt der Apostel: Christum anziehen; Christus ist ihm aber nichts anderes, als das göttliche Vernunftwesen, welches als Lebenskeim in uns Allen liegt, als Keim eines Lebens, das über der Raum- und Zeit-Welt steht, und darum, wenn auch Raum und Zeit, d. h. das endliche Daseyn, verschwindet, nicht untergeht: denn Raum und Zeit sind selbst nur Beschränkungen dieses ewigen Seyns und Lebens, in ihm befaßt, von ihm getragen, ohne dasselbige nicht denkbar, weil die Schranke das Unbeschränkte voraussetzt. Aus der Schranke heraus sollen wir uns entwickeln, durch das Welt-Bewußtseyn zum Selbstbewußtseyn gelangen; (welches auch in jedem Menschenleben mit Nothwendigkeit geschieht;) aber dann auch in unserm Selbstbewußtseyn das Höhere ausbilden, welches sich in ihm offenbart, aber nicht mit Nothwendigkeit, sondern nur mit freier Wahl ergriffen werden kann, weil es nicht dem Reiche der Nothwendigkeit, sondern der Freiheit angehört. Auch Welt-

und Selbst-Bewußtseyn sind ein Theil der Vernunft, gehören dem Heiligen an, aber nur so lange, als sich dieses noch nicht in seinem reinsten Wesen bei dem Menschen ankündiget, d. h. blos noch in der Kindheit. Daher ist die Kindheit unschuldig und heilig. Wenn aber das Gewissen im Menschen erwacht, erhält er die Aufforderung diesem zu huldigen, und sein Leben hört auf heilig zu seyn, wenn er, nachdem das Höhere ihn gerufen, fortfährt dem Niedern zu fröhnen. Jetzt hört Welt- und Selbst-Bewußtseyn auf für ihn Vernunft zu seyn: das Gewissen soll nun sein Bewußtseyn, seine Vernunft werden, durch welche er nicht mehr die Welt und sein Selbst als das wahrhaft Seyende, sondern ein höheres Seyn, das göttliche, vernimmt. Denn alles Bewußtseyn ist ein Vernehmen, und alle Vernunft vernimmt ihren bestimmten Gegenstand. Der Gegenstand des höchsten Bewußtseyns aber ist das göttliche Wesen, das wahre und einzige Seyn, die Wahrheit selbst, in ihrer ewigen Fülle. Die Vernunft — in der höchsten, reinsten, strengsten Deutung des Worts — lehrt uns Gott kennen, indem sie uns als innerer Sinn, als innerstes höchstes Bewußtseyn, sein Wesen

erfahren, fühlen und finden, ja ganz eigentlich empfinden, d. h. in uns finden läßt. Aber entwickelt muß dieses Bewußtseyn werden, aufgeschlossen dieser Sinn: denn ohne Auge kann man nicht sehen, und ohne Ohr nicht hören. Wer aber nur die Welt und sich selbst sieht, wer in Welt- und Selbst-Leben verlohren ist: der kann Gott nicht sehen. „Ohne Heiligung kann niemand den Herrn sehen.“ Und: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“ Dieß kann nur die Vernunft selbst sagen, die das Auge, das Organ der Gottheit ist. Daher auch die Worte: „Und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.“ Und folgende: „So ihr bleibt in meiner Lehre, so werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Wen aber die Wahrheit frei macht, der ist recht frei.“ Und so ist es auch, wie Jeder erfahren kann, der die Vernunft in sich leben lassen will. Es steht aber auch geschrieben: „der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes.“ Natürlich aber ist ein Jeder, der noch nicht sein natürliches, ursprüngliches, niedriges, sein Welt- und Selbst-

Wesen, der Vernunft, dem Heiligen und Göttlichen, welches das ganze Leben hindurch im Menschen hervorzubrechen und von ihm Besitz zu nehmen trachtet, geopfert hat. Das Leben des Vernunft-Menschen ist eine fortwährende Heiligung, die nur dann unterbrochen wird, wenn Herz und Sinn, des Höheren vergessend, ihrem natürlichen Hange folgen, und aus dem Reiche des Lichts in das der Schwere hinabgezogen werden. Die Vernunft ist „das Licht der Welt.“ Wer im Licht wandelt, wandelt im Tage des Lebens und in seinem Sonnenschein, wer sich daraus verliehrt, geräth in die Nacht und den Schatten des Todes. Wer dieß thut, ist der Sünde anheimgefallen. Und dieß sind wir Alle, nachdem wir die Schranken der Kindheit verlassen haben. Darum sollen wir wieder werden „wie die Kinder“; doch nicht was unsere Erkenntniß betrifft, als welche immer wachsen und sich weiter entwickeln soll, sondern nur was unsern Hang zum Bösen betrifft, welcher im Kinde noch nicht erwacht ist. „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf und immerdar“: bleibt ein ewig wah-

res Wort; und dagegen sichert uns das: „Habe Gott vor Augen und im Herzen, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebot.“ Wer dieses für das Eine, was Noth ist, erkennt, wem dieses die höchste Lebensregel, das stete Streben ist, der ist in fortwährender Heiligung begriffen, er lebt in der Vernunft und sie in ihm. Und sie ermangelt auch nicht, ihn mit ihrer Klarheit zu erfüllen, ihn die Wahrheit erkennen zu lassen und ihn göttlich-frei zu machen. Die Vernunft ist das ewige Leben; „wer in ihr bleibt, der wird leben, ob er gleich stürbe; denn er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“ Dieses Gefühl spricht sich in jeder Seele, welche sich der Heiligung befleißiget, unzweideutig, sicher, in der klarsten Ueberzeugung aus. Sie wird schon in diesem Leibe gewahr, wie alles Endliche nur eine Schranke des Unendlichen ist, wie diese Erscheinungswelt nur die Nahrung für den Geist ist, der sich aus ihr entwickeln soll. Aber er kann sich nicht aus ihr entwickeln, wenn er ihr noch angehört, noch ihr Theil, noch mit ihr verschmolzen ist. Wem die Welt, die uns umgiebt, noch der Gegenstand des

Strebens, der Wünsche, der Befriedigung ist, wer in ihr sein festes, sicheres Daseyn sucht und zu finden hofft, der „ist noch nicht geschickt zum Reiche Gottes"; der gehört der Vernunft noch nicht an, der lebt noch im Traumzustande und hält seine Träume für Wahrheit. Die Wahrheit ist aber einzig und leibhaftig in der Vernunft. Nur der Vernunft-Mensch wacht, und sieht den Irrthum der Träumenden um sich her. Er sieht, wie eitel und nichtig alle Bestrebungen sind, sich das irdische Daseyn zu sichern, wie das Jagen nach Reichthum, Ehre, Genuß, nur kein kindisches Haschen nach Seifenblasen ist, die von einem Hauche zerplatzen; wie aller irdische Kummer, alle irdische Sorge nnd Mühe, wie das ganze irdische Leben dem Winde gleicht, der vorüberfährt. Es ist thöricht, das festhalten zu wollen, was seiner Natur nach zum Verschwinden bestimmt ist: das irdische Leben, seine Reize, seine Erzeugungsmittel, seine Dauer. „Wir sind nur Gäste hier und Fremdlinge auf der Erde." Wer aber hier d.n Mittelpunkt seines Daseyns und Strebens findet, sich hier einbürgert und festklammert: der hat die Vernunft noch nicht erkannt,

die göttliche Weisheit, welche auf Erden erschien, uns Pilgern den Weg zu zeigen, „den schmalen Weg, der zum Leben führet.“ Dieser hat die Vernunft noch nicht erkannt, und mag sie nicht erkennen, da sie ihm sein Liebstes rauben will, den Schatten des Lebens, den Traum vom Leben, das Nichts. Die Vernunft nimmt aber nur, um zu geben; und was sie giebt, ist Wahrheit und Leben und unvergängliches Wesen. Kein Mensch hat dieses ans Licht gebracht, als der, welcher sich erhaben-demüthig den Sohn des Menschen nannte, und der gekommen war, ein Feuer anzuzünden in den Herzen aller Menschen, nehmlich die Liebe zum Ewigen, welche bis dahin dem Streben der Menge fremd war, wie sie es noch heute ist, und so lange noch seyn wird, als das Geräusch der Welt die Stimme der Vernunft übertäubt. Nicht als ob die Vernunft schwach wäre und nicht Macht zu wirken hätte; sondern weil der Mensch schwach ist und sein Haupt nicht erheben will zu der Klarheit des Himmels und der Seligkeit der reinen Herzen, rein und unbefleckt von den Lüsten und Sorgen der Erde. Dieß ist die Vernunft, der

Geist, der von oben ist und nur das Göttliche will. Alles in uns, was sich dem Göttlichen widersetzt, was etwas Anderes will denn „das des Vaters ist", es möge sich Natur in uns nennen, oder sogar Vernunft, ist nicht Vernunft, ist ihr Widerpart, eben darum, weil es nicht für sie ist, nicht mit ihr sammlet, sondern zerstreuet. Daran können wir erkennen, ob wir der Vernunft angehören, „ob wir rechte Jünger sind": so wir das Göttliche wollen; und das Göttliche ist die Heiligung unseres Wesens, die Reinigung von allen Flecken der Sünde. Dieses als die erste Wahrheit zu begreifen und zu ergreifen, ist die höchste aller Wissenschaften, ist der Anfang und das Ende aller Weisheit; dieses zu lernen und im Leben zu beweisen ist die höchste aller Künste; dieses Leben ist wahres Leben; diese Freiheit wahre Freiheit, diese Freude wahre Freude, Quell von unvergänglicher Seligkeit. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Andere Alles zufallen;" sprach die allwissende Vernunft. Die göttliche Weisheit wußte, was sie sagte, sie sprach aus der Fülle ihres Lebens heraus; und wir

können erkennen, „ob ihre Lehre wahr sey, wenn wir ihrem Worte folgen.“ Wer nach dem Reiche Gottes trachtet, nach „dem Frieden, wie ihn die Vernunft giebt“, der ist geborgen mitten unter den Stürmen der Erde; es mangelt ihm an keinem Gute, was für ihn ein Gut ist; ihn kann der Schein nicht blenden, die Lüge nicht berücken; er wandelt auf der Sonnenbahn der Wahrheit, heiter, ohne Furcht und Zweifel, frei und ledig der Banden, die den Erde-gefesselten drücken. Die Sorgen, die an diesem nagen, kennt er nicht; die Begierden, die diesen peinigen, sind fern von ihm; sein ganzes Wesen ist Klarheit, Friede und Freude im heiligen Geist. Er geht mit den Jahren nicht rückwärts im Leben, sondern vorwärts; ihm nimmt das Leben mit der schwindenden Zeit nicht ab, sondern zu; ihm öffnet sich nicht, als Ziel dieser Pilgerschaft, das Grab, sondern der Himmel, den er schon, sich dessen bewußt, und ihn in sich fühlend und findend, als in die Zeit gehülltes ewiges Leben, in sich trägt, als den lebendigen Keim unendlichen Wachsthums, welches von innen heraus quillt aus dem ewigen Quell

alles Lebens und Gedeihens, unzerstörbar durch den Wandel der Dinge und durch die Verwandlung des eigenen sichtbaren Daseyns, den Tod des Leibes. So schreitet der Vernunft-Mensch fort auf seiner Bahn, immer geläuterter, immer heiliger, immer seliger. Darum möge es denn unsere erste, unsere einzige Sorge seyn: der Vernunft anzugehören; und Alles Andere wird uns zufallen, muß uns zufallen: denn mit der wahren Vernunft ist uns auch „Alles Gute", sind uns die Bedingungen Alles Gedeihens gegeben.

IV.

Gott.

Wir erinnern uns in manchen Stunden oder Augenblicken des lebendigeren Empfindens recht gut, wie wir als Kinder gleichsam wie mit tausend Fühlfäden die Welt einsogen, wie die leiseste Berührung von außen die frischen Saiten unseres Lebens zum vollen, reichen Klange anregte; und aus jener Zeit noch tönt es in uns wieder, was Leben sey. Die Reinheit, die Ungetrübtheit, die Frischheit, die Wonne der ersten Lebensempfindungen ist mit nichts zu vergleichen. Aus dieser Quelle müssen wir den reinen Begriff des Lebens schöpfen. Ist uns dieses gelungen, können wir die

Nachempfindung des ersten Uns = selbst = gewahr=Werdens festhalten: so sind wir in der Stimmung, in welcher allein es vergönnt ist, sich dem Heiligsten zu nahen, es in der Betrachtung, im Bewußtseyn aufzufassen, es unmittelbar gewahr zu werden. Es gehört dazu, wie die Empfänglichkeit, so die Aufrichtigkeit, die Wahrhaftigkeit, die Unbefangenheit des Kindes. Unser tägliches, gewohntes Leben ist ein schlechter Leiter für das Göttliche in unserm Wesen; es gleicht dem trüben, wolkigen Tage, der keine Sonnenstrahlen in unser Auge gelangen läßt. Wir sind auf eine wunderliche, ja jämmerliche Weise eingeengt durch die Ketten der Gewohnheit und der Verwöhnungen, der aufgedrungenen und der selbsterschaffenen Verhältnisse; wir gehören nicht uns, sondern den Umständen; wir sind die Sklaven des Hergebrachten, Eingeführten, Angelernten, Angemutheten, dann die Sklaven der Bedürfnisse, der Neigungen, der Stimmungen, der einmal angenommenen Richtungen. In ein so verkümmertes, verstimmtes, verunstaltetes Leben kann das Heilige, Hohe, ewig = herrlich=Waltende nicht eindringen. Es ist nicht da für uns, wir haben keinen Begriff davon, wir glauben nicht daran

denn wir empfinden es nicht, und wahrhaft glauben kann man nur, was man empfindet. Darum müssen wir sorgfältig jeden Moment aufsuchen und festhalten, wo ein Blitzstrahl wahrhaftigen Lebens durch unsere Seele fährt und das tägliche, gewohnte Dunkel erhellt: denn hier erscheint uns das Wesen und die Wahrheit des Seyns, das Heilige, über welches es nichts Höheres giebt. Hier, in einem solchen überraschenden Moment des äußerlich = oder offenbar = werdenden Innern, ja Innersten der Dinge, der Welt, unserer selbst, lernen wir ahnden, daß wir umgeben sind und getragen werden, daß wir eingeschlossen, umfaßt sind von einem Seyn, welches höher ist, als die Höhe unserer höchsten Begriffe, und uns gleichwohl so nahe, wie die Luft, die uns umgiebt und in uns eindringt, wie das Licht, das, auch sichtbar und verschlossen, sich in jedem Punkte der Luft entflammen kann, so daß, wenn wir sonst Augen hätten, es zu sehen, Ohren, es zu vernehmen, Hände, es zu greifen und zu fühlen, wir gewahr werden würden, daß es immerdar auf uns blickt, zu uns spricht, uns umfaßt und trägt, wie die Mutter den Säugling, und zwar um so zarter, je kränker das Kind ist. Das

Wunder unserer Erhaltung ist das erste, was uns hierbei auffällt, indem wir der gänzlichen, in allen Punkten fühlbaren Abhängigkeit unseres Lebens und Wesens von dem uns umfließenden, uns in sich tragenden Elemente des Lebens, gewahr werden. Wir wissen doch, wir vergessen es in keinem Augenblicke: daß wir das Leben lieben, daß wir es für etwas Erfreuliches und Freude-bringendes halten — wenn wir anders nicht körperlich und geistig verstimmt sind —: folglich sollten wir auch den Schluß machen, daß in dem Element des Lebens, von dem wir zehren, jenes Erfreuliche, das wir so gern haben, nehmlich die Anmuth und die Freude des Lebens befindlich sey; denn was in irgend einem Dinge, einem Elemente nicht ist, das kann auch nicht von ihm ausgehen. Der Kern der Freude aber, welche uns in und mit dem Leben und durch dasselbe gereicht wird, ist die Liebe. Das Lebens-Element demnach, welches uns umgiebt und aus dem wir das Leben schöpfen, muß eine Liebe seyn, und zwar eine unermeßliche: denn wir haben keinen Maßstab dafür; ja eine undenkbare, d. h. unbegreifliche: denn wir wissen nicht wie wir dazu kommen. Aber was ist eine Liebe ohne ein

Wissen? Das Lebens-Element, von dem wir sprechen, muß demnach von uns und sich selbst und seiner Liebe wissen, und dieses Wissen muß ohne Grenzen seyn. Warum? und wie beweisen wir dieß? Darum und dergestalt, weil und wiefern wir selbst ja ein Wissen haben, dessen Grenzen noch nicht aufgefunden sind, und, was noch dazu kommt, ein Wissen, welches wir uns nicht selbst gegeben, sondern erhalten haben von daher, woher wir Alles erhalten, was zu unserm Leben gehört, von dem Elemente des Lebens, dessen nächstes Wesen uns als Liebe erschien, erscheinen mußte, und erscheinen wird, wenn wir unser Herz nicht vor dieser Liebe verschließen, wie es gewöhnlich geschieht. Diese Liebe also ist ein Wissen, und zwar ein grenzenloses Wissen, folglich ein All-Wissen, eine Allwissenheit. Wir nennen aber das Wissende: Geist; folglich ist das Element, in dem wir leben, weben, und sind, ein liebender Geist, aus dem Alles was da ist, (denn was von uns gilt, gilt von allem Seyn, das wir, gleich uns, als beschränkt, anerkennen) sein Daseyn schöpft: folglich ein liebender Schöpfergeist, und zwar der Höchste: denn er bedingt ja, er belebt und beseelt ja Alles, was

Daseyn und Leben hat; folglich auch der Mächtigste: da ihm Alles unterworfen ist, da Nichts ist ohne ihn; folglich die höchste Kraft und Macht, die Allmacht. Ein Geist, das wissen wir von dem unsrigen, aus ihm und durch ihn, wirkt durch seinen Willen. Wir haben einen Willen, wie wir ein Wissen und ein Lieben, ein Leben haben, woher? Nirgends anders woher, als aus dem Element des Lebens, das wir athmen, das uns trägt und nährt. Dieses Lebens = Element hat also auch einen Willen, weil wir ihn haben; dieß ist der strengste, eigentlichste Beweis für die Willenskraft des liebenden Schöpfergeistes; und es versteht sich aus allem Gesagten, daß dieser Wille ein allmächtiger ist, durch sich selbst und aus sich selbst Alles schafft, was da ist, der in sich die Quelle alles Seyns und Lebens enthält. Wir wissen aber, daß unser Wille ein Gesetz hat, nehmlich das Gesetz der Freiheit, Unversehrtheit, Unverletztheit, Unbeflecktheit, kurz das Gesetz der Heiligkeit. Es liegt in unserm Willen ursprünglich, dieses Gesetz, es ist ihm eingebohren, es ist unveräußerlich, unser Wille besteht blos durch dieses Gesetz, ist nur unter Bedingung desselben da. Es muß also in der

Natur des höchsten Willens liegen, es muß sein eigenes Elementar-Gesetz seyn; denn hätte er es nicht, wie könnten wir es haben? In dem Element aber, aus welchem wir leben, ist Alles schrankenlos d. h. ewig: demnach ist der liebende Schöpfergeist ein ewig-heiliger, oder ewig-freier Wille; als welches dasselbe ist: denn das Wesen der Freiheit ist ja die Heiligkeit. Und nun schöpfe, Mensch, mit vollen Zügen, das Leben deines Lebens ein; lerne erkennen, worinne, und woraus du lebst; lerne suchen und finden, was allenthalben, was dir nahe, was in dir und außer dir das Eine und Alles ist, dem du ganz angehörst, von dem du dich nicht losmachen kannst, ohne den du nichts bist, gar nicht bist, der das Seyn selbst ist, und mit dem Seyn das Leben, das Ur-Lieben und Ur-Wissen und Ur-Wollen. Du träumst, du bist noch nicht zum reinen, vollen Bewußtseyn erwacht, wenn du dieses Element deines und alles Lebens nicht fühlst, wie es dich umgiebt, umfängt, erkennt, erhält; wie es will, daß du dein Herz ihm öffnen, deine Augen zu ihm erheben, deine Hand nach ihm ausstrecken sollst, der dir die seine reicht, dich zu leiten; der dir in deinem Bewußtseyn, in

deiner tiefsten Lebensempfindung, in deinem höchsten Denken, in deinem reinsten Wollen, und mit diesem allen und durch dieß alles, sich selbst, sein eigenes Wesen, in deinem Ich sein eigenes giebt, darinne das erhabenste Geheimniß des Seyns ausspricht: das Bewußtseyn des Liebens, des Erkennens, des Schaffens, das Bewußtseyn der Freiheit, der Heiligkeit, der Seligkeit: denn du hast die Seligkeit, das Himmelreich, in dir, sobald du willst, sobald du dich entschließest heilig zu seyn wie er, in dem du lebst, so lange du lebst, in dem du untergehst, wenn du untergehst (du gehst aber in dem Element des Lebens unter, folglich lebst du fort; und nichts kann dich vernichten, wenn er es selbst nicht thut); in dessen Gewalt, in dessen Geiste, in dessen Liebe — ja, sey es auch unbegreiflich! — du bist und bleibst in Ewigkeit. „Ihm leben sie Alle.“ Vor ihm ist kein Erstes und kein Letztes, kein Anfang und kein Ende, keine Finsterniß und kein Tod; in ihm ist nur Licht und Leben und Seligkeit, welches Alles nur der Abgewendete nicht erblickt; wie es Nacht ist auf der von der Sonne abgewendeten Seite der Erde. Daß er dich aber unaufhörlich bestrahlt, gewahrst du, wenn du dich

zu ihm wendest, aufrichtig und wahrhaft, mit dem Herzen und allen deinen Sinnen, mit deinem ganzen Thun und Wandel, nicht gleißnerisch, nicht in der Einbildung, nicht im Stolz, nicht in der Selbstgenügsamkeit. Doch dieß kannst du auch nicht; und auf diesem Wege findest du ihn nicht. „Ohne Heiligung kann Niemand den Herrn sehen.“ Daher ist kein Gott für den, der ihn nicht erkennen will, und die Gotteslängner behalten Recht, aber nur für ihre Person; warum sie Niemand beneiden wird. Ihr hohen Seelen aller Zeiten und Orte, deren angelegentlichstes Geschäft war, Gott zu suchen und zu finden: ihr wußtet, ihr wisset es, daß er sich Keinem unbezeugt läßt, der ihn aufrichtig sucht, und daß der, welcher ihn nicht sucht, sich selbst entweder verlohren, oder noch nicht gefunden hat. Eine Welt ohne Gott ist ein Schatten ohne Licht. Das wahre Wesen und Seyn aber ist nicht im Schatten, sondern im Licht. Wie groß, wie verehrungswürdig, wie Erstaunen=erregend stehen (das frühere Alterthum in allen Ehren!) die einfältigen Apostel da mit ihrer Erkenntniß des Höchsten, mit ihrer Liebe zum Höchsten, mit ihrem Wirken im Höchsten. Sie stehen

da in übermenschlicher Größe, Klarheit, Reinheit, Kraft. Kein Held, kein Weiser, kein Kunst-begabter Mensch des irdischen Lebens reicht an sie, ist ihnen an die Seite zu stellen, mit ihnen zu vergleichen. Die Kraft, das Licht, die Liebe, die sie erfüllt, noch heute erfüllt, wie sie dastehen in ihren Denkschriften für die Ewigkeit, dieß Alles zeugt von einem Leben, von einer Gewalt und Fülle, von einer Hoheit und Herrlichkeit des Lebens, dergleichen in keines irdischgesinnten Menschen Sinn kommen kann. Und wenn ich nur dich, den niedrigsten unter den hohen Aposteln betrachte, bekehrter Paulus: so sehe ich vor mir einen Menschen, in welchen die Kraft und Fülle, das klare und heilige Wesen und Leben der Gottheit selbst eingetreten ist; der es erfuhr, der es erlebte, daß ein Gott ist, und der, in dem klarsten Bewußtseyn sein Verhältniß zur Gottheit fühlend, sich nannte einen Knecht Gottes und Christi, und in dieser Knechtschaft, d. h. in dieser gänzlichen, durchgreifenden Abhängigkeit vom Höchsten, seinen Himmel fand. Herrliche Knechtschaft, ein Knecht der der Freiheit zu seyn! Jämmerliche Freiheit, frei vom Heiligen zu seyn! Und in dieser elenden Freiheit leben

wir Alle, auch die, welche mit ihren Lippen einen Gott bekennen, aber mit dem Herzen ihn verläugnen: denn die Welt lieben und Gott anbeten, sind zwei widersprechende Dinge; und wer liebt die Welt nicht? Für uns steht Gott in der Ferne, in der Höhe; wir blicken zu ihm hinauf über den Sternenhimmel: und gerade dieß ist der Beweis, daß wir hienieden ohne Gott leben. Er, den wir so weit von uns hinwegrücken, daß er, wie eine unsichtbare Sonne, weder Licht noch Wärme zu uns senden kann, begleitet er uns in unsern Geschäften? in unsern Freuden? in unsern einsamen Stunden? Der Geist des Vortheils leitet unsere Geschäfte, der Geist der Eitelkeit beherrscht unsere Freuden, der Geist nichtiger Vergangenheit oder nichtiger Zukunft erfüllt unsere einsamen Stunden.

Unser Herz ist voll von der Welt und leer von Gott. Wer folgt dem Rufe: „habe Gott vor Augen und im Herzen, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebot!" Wessen Leben ist ein solcher Wandel? An uns denken wir, und immer an uns, vom Morgen bis zum Abend, und nicht an Gott. Doch ja, es giebt derer, die an Gott denken,

aber auch nur d e n k e n, nicht in ihm leben, nicht von ihm erfüllt sind, nicht ihre einzige Freude an ihm haben. „Dieses Geschlecht ist fern von ihm." Und darum ist auch Gott fern von uns; wir sind dahingegeben den Mühen und Sorgen, oder den Thätigkeiten und Genüssen des nichtigen, schwindenden Lebens. Nicht als ob wir die Thätigkeit und den Genuß fliehen sollten: aber die Seele von beiden sollte Gott seyn; und er ist es nicht; nicht e r ist Alles in Allem, sondern w i r sind es. Wo ist nun die Religion? wo das Band das uns mit Gott vereinigt hält? Es ist nicht da, es ist nie dagewesen, oder es ist zerrissen; wir leben durchaus abhängig von uns selbst, unabhängig von Gott; wir haben ein eigenes, isolirtes, in sich selbst abgeschlossenes Daseyn;wir sind unsere eigenen Rathgeber und Führer, Beurtheiler und Richter. Und wie mild richten wir uns? wie gerechtfertigt stehen wir vor uns da! Wir sind mit uns zufrieden, nur mit den Andern nicht, und nicht mit Gott. Wem macht es Gott zu Danke? Sonnenschein will der Eine, der Andere Regen; Alle wollen, daß es ihnen nach Wunsche gehe und daß es ihnen wohl gehe in dieser Spanne von Zeit und Raum,

in welcher sie sich bewegen. So ist Gott nicht nahe, sondern fern von Jeglichem unter uns, und wir haben keinen Theil an ihm. Daher ist es nicht zu verwundern, nicht blos daß Viele nicht nach Gott fragen, daß sie die Frage, ob ein Gott sey oder nicht, an ihren Ort gestellt seyn lassen; sondern auch: daß sie nach ihm fragen, daß sie dreist die Frage aufwerfen: ob denn überhaupt ein Gott anzunehmen sey, und ob es sich nicht ohne ihn auskommen lasse? Wer so fragt, dem ist schon geantwortet: denn für ihn ist kein Gott. Er läßt sich nicht mit Händen greifen, nicht mit dem Verstande erfassen; und dieß wollen jene Frager. Er läßt sich blos erfahren, erleben, in einem heiligen Wandel; und das wollen sie nicht. Daher es ganz unmöglich ist, den, welcher sich nicht der Heiligung hingiebt, von dem Daseyn eines Gottes zu überzeugen. Dahingegen der, welchem es ein Ernst ist, sein Herz zu läutern von allen Flecken, der sich der Aufrichtigkeit befleißiget, nicht gegen sich selbst ein Schalk und Heuchler ist: die reinste Gewißheit, die unumstößlichste Versicherung des göttlichen Wirkens und Waltens erhält. In seinem eigenen Herzen und Leben wirkt die

Gottheit, sie schafft, sie gestaltet ihn um zu einem neuen Menschen, sie giebt ihm neue und höhere Sinne, mit denen er das höchste Leben und Seyn erfaßt in sich und außer sich, in der Führung seines eigenen Lebens, in der Lenkung der Welt zu einem Ziele, dem sie nicht entgehen kann, troß aller Verworrenheit, allem Widerstande, allem entgegengesetzten Streben. Ruhe, Heiterkeit, Zufriedenheit, Friede und Freude ist sein Lohn. Ihm lösen sich alle Widersprüche, ihm ebenen sich alle Schwierigkeiten; er erblickt in seinem eigenen Wesen, wie in dem Wesen der Welt nur eine herrliche Gottes-Offenbarung. Aber auch nur ihm wird dieser Blick, diese Gewißheit, diese Sicherheit und Heiterkeit des Lebens zu Theil; denn „der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes."

V.

Ueber Grund, Wesen, und Zweck der Welt.

(Für Denker.)

Wir leben in einem großen Geheimniß. Unser Verstand und unser Sinnen-Wesen, unsere Vernunft selbst, kurz Alles, womit wir wahrnehmen und begreifen, erkennen und ahnden, ist noch nicht hinlänglich enthüllt, noch nicht hinlänglich frei gemacht, um die Wahrheit ohne Schatten und Schranken, in ihrem vollen Glanze, in ihrer anbetungswürdigen Schönheit, in ihrer beseligenden Kraft und Fülle zu erblicken. Wir gleichen in Absicht auf unsere geistige Entwickelung und Entwickelungs-Fähigkeit den niedrigsten lebendigen Geschöpfen der Erde in ihrer leiblichen Beschaffenheit, die zwar ein Streben nach Bildung ausdrückt,

aber noch nicht von der Unform der Erde und von der Dumpfheit des niedrigsten Selbstgefühls zu schöner, in sich beschlossener Gliederung und zu reicher Sinnen-Entfaltung gesteigert ist. Gleichwohl drängt und treibt uns ein eingebohrnes Streben, die Schranken unserer überall gehemmten Erkenntniß zu durchbrechen und der Ur-Sonne zuzufliegen, die uns in verhüllten Strahlen umgiebt und unser ganzes Wesen mit ihrer brütenden Wärme und mit einzelnen Lichtfunken von Harmonie und Ordnung zum Anschauen und Einathmen ihrer Herrlichkeit hervorlockt. So lange es, zum Bewußtseyn erwachte, forschende Menschen gab, sind sie nicht blos beschäftiget, sondern sogar beunruhiget worden durch die Fragen: woher das Alles sey, was da ist; worinne das eigentliche Seyn der Dinge bestehe; endlich: wozu Alles da sey, was wir vor Augen sehen; kurz: durch die Fragen nach dem Grund, Wesen, und Zweck der Welt. Dieß ist der Anfang, die Mitte, und das Ende des Isis-Schleiers, dessen Aufhebung, dieß ist das große Geheimniß, dessen Enthüllung die Seher aller Zeiten und Völker nach dem Maße ihrer geistigen Kraft und deren Entwickelung versuchten. Es ist dieß der Mittelpunkt, ja der eigentliche Zeitpunkt aller

Wahrheits-Forschung, und es giebt keinen anziehendern keinen angelegenern Gegenstand für den Wahrheitsforscher, als gerade diesen. Wir lassen aber, was Andere vor uns und neben uns versucht und geleistet, bei Seite liegen, um uns das Vergnügen der eigenen Gedanken-Entwickelung, und der eigenen Ueberzeugung, wie von den Grenzen, so von dem grenzenlosen Streben des Menschen-Geistes nicht zu rauben und den Genuß des Forschens über die höchsten und letzten Regionen der menschlichen Erkenntniß in seiner ganzen Fülle zu schmecken.

Wie fangen wir es aber an, um der Untersuchung über Grund, Wesen und Zweck oder Bestimmung der Welt, einer Untersuchung, die sich so ganz in abstracte Begriffe zu verliehren scheint, allen Anschein des Abstracten, d. h. des Aufgelösten und Ertödteten zu benehmen? denn nur das Lebendige geht zu Sinn und Herzen ein, und erweiset sich wirksam im Leben und in der That. Ich weiß kein besseres Mittel, als diese Untersuchung geradezu mit der Behauptung anzufangen, daß die Begriffe Grund, Wesen und Zweck, nichts weniger als todte Abstractionen, sondern daß sie lebendige Blüthen der Vernunft sind.

Die Begriffe: Grund, Wesen, Zweck, kommen gar nicht von Außen in uns hinein, sondern sie gehen von uns aus, sie wachsen gleichsam aus uns hervor, und sind ein Erzeugniß der lebendigen, schaffenden Thätigkeit unserer Seele. Kein Sinn giebt uns in irgend einem seiner Gegenstände das Bild, das Schema, den Stoff, oder die Form, zur Vorstellung eines Grundes, eines Wesens, eines Zweckes. Farben giebt uns das Auge, Töne das Ohr, und so jeder Sinn nur bestimmte Modificationen der Empfindung. Wie könnte der Verstand aus den Empfindungen der Sinne etwas abstrahiren, was nicht in ihnen liegt. Aber ein alter philosophischer Aberglaube wollte mit aller Gewalt, daß alles, was in uns ist, uns auch von außen zukommen müsse. Kommt denn etwa die Gestalt der Pflanze, kommen ihre Blätter, ihre Blüthen ihr auch von außen angeflogen? Kommt denn der Lebensquell des Blutes, der unser Herz durchströmt, uns in seiner Gestalt und Kraft durch die Pforten der Verdauungs- oder Athmungswerkzeuge? Nein, es ist die bildende Kraft der Pflanze, die aus den äußeren Elementen ihre Gestalt, es ist die bildende Kraft unseres Organismus, die aus Nahrung und Luft das Blut erzeugt.

Und so ist es auch unser bildender Geist, der durch eigene, eingebohrne Kraft, und nach eigenen eingebohrnen Gesetzen, nicht blos die Bilder einer beschränkten Welt, sondern auch die Ideen einer ewigen, die schönste Blüthe der Schöpfung, aus sich hervortreibt. Der Verstand gestaltet das Endliche: Maaß und Zahl sind die Werkzeuge, mit denen er baut. Die Vernunft mißt und wägt und zählt nicht: sie bringt, wie der Baum seine Blüthen, so ihre ewigen Ideen nach nothwendigen Gesetzen hervor. Und die Ideen von Grund, Wesen und Zweck sind solche Blüthen. An ihnen zeigt sich unsere Anlage zu einem ewigen Wachsthum ganz klar und offenbar. Was wollten wir mit diesen Begriffen in einer endlichen Welt anfangen, die uns nichts, ihnen entsprechendes darreicht? Die Welt des Raumes und der Zeit zeigt uns kein Wesen, sondern nur Erscheinungen, wie uns unter allen Philosophen Kant auf eine unwidersprechliche Weise dargethan hat; die Welt des Raumes und der Zeit zeigt uns keinen Grund der Dinge, sondern nur Dinge, d. h. bedingte, eines Grundes bedürfende, Gegenstände, mögen diese nun als Sonnenstäubchen oder als Sonnen dem Auge begegnen. Die Welt des Raumes und der Zeit zeigt uns

keinen Zweck, sondern ein bloßes, hier bestehendes, dort wechselndes Seyn. Viele Denker haben es daher für überflüßig, ja für absurd gehalten nach irgend so etwas, wie Grund und Wesen, und Zweck zu fragen. Ich erwähne hier nur des scharfsinnigen Hume, der den Begriff der Ursache für ein bloßes Spiel unseres Verstandes erklärt. Nebenbey erinnere ich aber auch, daß, betroffen von dieser Behauptung, der kühne Kant zuerst den Entschluß faßte, in den Tiefen der Vernunft nachzuforschen, ob nicht hier der Ursprung solcher Begriffe zu finden sey. Und er fand ihn.

Zwar stoßen wir allerdings auch im Laufe des täglichen Lebens und im Gebiete des Verstandes auf diese Begriffe: aber sie sind hier nicht einheimisch, gleichsam nicht auf ihrem Grund und Boden, und gleichen dem Goldsand in einem Flusse. Der Fluß erzeugt kein Gold, er entführt es dem tiefsten Schooße der Berge. Als Vernunftwesen sind wir genöthigt, in Alles, was wir beginnen, Grund und Zweck überzutragen: aber, noch einmal, diese Begriffe sind uns nichts angelerntes, nichts von aussen kommendes, sondern sie entquellen den heiligen Tiefen unserer Vernunft.

Was ist nun natürlicher, oder vielmehr vernünftiger, als die Frage nach Grund, Wesen, und Zweck der Welt, da sie ein eigenthümliches Geschäft der Vernunft ist? Für das sinnliche Leben und seine Bedürfnisse ist diese Frage überflüssig, ja thöricht. Aber wir leben nicht blos ein sinnliches Leben; oder sollen es vielmehr nicht: und daß eine solche Frage in uns entstehen kann, daß sie mit der beginnenden Cultur in allen denkenden Köpfen entstanden ist, und sich durch alle Zeiten fortgepflanzt hat, daß alle Völker, alle Zeiten ihre Beantwortung bald auf kindische, bald auf verständigere Weise versucht haben, beweiset eben ein dringendes Bedürfniß der Menschen-Natur, sie zu beantworten. Wozu wohl? Wir eilen einen Augenblick mit dem Resultate unserer Forschung voraus, welches ein jeder Aufmerksame ohnehin schon kommen sieht. Wir sagen: weil Alles, was lebt, die Nahrung seines Lebens suchen muß. Die Raupe sucht durch ihren Instinkt das Blatt, und der Mensch durch den seinigen den Schöpfer. Die Vernunft ist der Instinkt des Menschen. Sie fühlt, sie tastet umher, bis sie den Gegenstand ihres Strebens gefunden hat. Ihre Ideen sind gleichsam die Fühlwerkzeuge, mit denen sie

das Unendlich-Erhabene, nicht in Zeit und Raum begränzte Wesen, und mit ihm den Grund und Zweck der Welt erfaßt. Die Vernunft kann nicht leben, nicht gedeihen, ohne sich in dieser Region des Unendlichen auszubreiten. Für das Leben, was wir leben sollen, genügt die Grenze des Raumes und der Zeit nicht. Die Anlagen, die Entwickelung, die Richtung unserer Kräfte, die Gesetze, die unserem Inneren eingepflanzt sind, alles ist von anderer Art, als es ein Wesen bedarf, das sich, wie Pflanze und Thier, blos gestalten, ernähren und fortpflanzen soll. Und hier ist von keiner Vermuthung oder Wahrscheinlichkeit die Rede, sondern von Nothwendigkeit und Gewißheit. Der Mensch kann zwar die Vernunft entbehren, oder vielmehr sich der Vernunft entschlagen, aber nur, wenn er als Pflanze oder als verständiges Thier leben will; und gleichwohl kann er den Trieb nicht vertilgen, der ihn fast zwingend reizt, höher zu streben. Der Mensch sucht den Schöpfer, weil er ihn braucht; er braucht ihn, nicht zu seinem Pflanzen- und thierischen Leben, sondern weil in seiner Einrichtung ein Keim zu einem moralisch-freien Leben liegt, und weil, wie der Pflanzenkeim das Licht, so dieser ein moralisch-freies, d. h. ewiges Prinzip, als

Element seines Lebens, außer sich sucht, mit einer Anforderung, einer Nothwendigkeit, einer Gewißheit, die mehr als todtes Postulat, die die lebendigste Wirklichkeit ist. Wie zu der athmenden Lunge eine Atmosphäre, nicht hypothetisch, sondern als wirklich und nothwendig vorausgesetzt wird, weil sonst der Begriff des Athemholens ein widersprechender wäre: so für die moralisch-freie Natur des Menschen, für die Vernunft, ein moralisch-freier Schöpfer, ein Gott, ohne den die Vernunft und ein Vernunftleben gar nicht denkbar wäre. Unsere Vernunft ist uns Bürge für die Existenz der Welt-Intelligenz, des Weltschöpfers, wie uns das Organ des Athemholens Bürge ist für die Existenz der Atmosphäre. Das Eine ist mit dem Andern gegeben; und nur derjenige fühlt das Stringirende dieses Beweises noch nicht, für den dieser Beweis noch kein Bedürfniß geworden ist, d. h. in dem das niedere animalische Leben die Entwickelung des Vernunft-Lebens erstickt hat. Unsere Vernunft führt uns also nicht irre, wenn sie nach einem Welt-Grunde forscht, sie sucht die Basis ihres Lebens, und findet sie in dem moralisch-freien Weltschöpfer, in der Welt-Intelligenz. Einen anderen Grund kann sich die Vernunft nicht denken,

ohne sich selbst aufzuheben. Nur so findet sie sich befriediget, nur so ihr Wirken, ihre Entwickelung, ihr Gedeihen gefördert. Die Vernunft in ihrer Kindheit fordert noch von den Sinnen und dem Verstande und von der Sinnen- und Verstandes-Welt, was beide ihr nicht geben können. Daher die Hypothesen der frühern Zeit und der unreifen Denker von dem Weltursprunge, den der Sinn aus dem Zufall und dem Chaos, der Verstand aus einer todten Nothwendigkeit ableitet. Aber die gereifte Vernunft, sich selbst und ihr moralisch-freies Wesen erkennend, wirft die Stützen der Unmündigkeit von sich, und findet in einem ewig-vernünftigen Daseyn den Grund des räumlich-zeitlichen. Niedriger kann sie diesen Grund nicht stellen, denn sie würde dann in das Gebiet des Sinnes oder des Verstandes zurücktreten; und höher auch nicht: denn sie erkennt nichts höheres als das moralisch-freie Wirken. Das wahrhaft moralisch-freie Wirken ist aber kein willenloses, und der Wille, der sich in ihm ausspricht, kein selbstsüchtiger, sondern ein liebender, ein beglückender (denn darinne besteht das Wesen des reinen und guten Willens). Da demnach Vernunft ohne Liebe ein

Widerspruch ist: so ist der Weltgrund Liebe und Weisheit im gleichen Maße. Daß dieser Weltgrund zugleich eine Quelle unendlicher Macht oder Kraft seyn werde, leuchtet von selbst ein: denn zu wahrer Weisheit und Liebe gehört die höchste Kraft; was jeder Mensch an sich selbst erfährt, wenn er den Versuch macht die Thorheit und die Selbstsucht in sich zu überwinden. So ruht also die Welt des Raumes und der Zeit auf ewiger Macht, Weisheit und Liebe.

Auf diese Weise mußten wir die Frage nach dem Weltgrunde beantworten, wenn sie vernünftig beantwortet werden sollte. Diese Antwort dem Sinne in die Hände zu spielen und zu einer materiellen Welt eine materielle Weltursache anzunehmen, darf die Vernunft nicht dulden: denn das Licht kann nicht die Finsterniß, das Bewußtseyn nicht Bewußtloses über sich herrschen lassen. Die Vernunft, sich ihres moralisch-freien Daseyns und Wirkens bewußt, erklärt schon den Gedanken einer todten, trägen Materie für etwas unzuläßliches, weil er den Weltschöpfer erniedrigt und als ein ohnmächtiges Wesen zeigt, das wie ein Töpfer nichts ohne Thon bereiten kann; noch weit mehr aber

stellt sich die Vernunft der, moralisch-niedrigen zugleich, und unlogischen, Behauptung entgegen, daß der Grund der Welt Materie sey: denn der Grund der Materie soll ja eben gesucht werden, und ein todter, gemeiner, Seelen-loser Weltgrund erscheint einem lebendigen, edlen, moralisch-freien Wesen, erscheint der Vernunft verächtlich und verwerflich. Aber auch dem Verstande darf man die Beantwortung der großen Frage nach dem Weltgrunde nicht anvertrauen: denn der Verstand kommt nie auf einen Grund, sondern ist an die Kette der Bedingungen gebunden; daher es auch denjenigen Forschern ganz schwindlich zu Muthe wird, die mit dem Verstande des Anfangs Anfang ergründen wollen. Dieß ist der beste Weg, den Verstand zu verliehren. Ueberhaupt geht der Verstand, wie der Sinn, ohne die Vernunft allezeit auf Irrwegen; und ich kann nicht umhin, indem ich dieß sage, zu bemerken, daß alle Philosopheme, deren Erfinder in dem Act ihres Philosophirens vergaßen, ihr moralisch-freies Wesen mit in Anschlag zu bringen, das Gepräge von Nichtigkeit und Grundlosigkeit, wenn nicht gar das der Lüge an sich tragen. Die Wahrheit ist allein der Preis des

moralisch=frei, d. h. rein und fromm forschenden Geistes. Nur das auf diesem Wege Gefundene bleibt, alles Uebrige zerstiebt wie Spreu, oder, falls es sich im Andenken erhält, wird es der Folgezeit nur als Warnungstafel aufbewahrt: wie die Geschichte so vieler philosophischen Systeme beweiset.

Ist die ewige Intelligenz, Liebe und Kraft der Grund der Welt, was ist das Wesen der Welt? Diese Frage ist, wie die erste, aus der Natur der Vernunft beantwortete, gleichfalls eine Vernunft = Frage: denn der Begriff des Wesens ist ein Vernunft = Begriff, eben so wie der des Grundes. Wir würden nicht nach dem Wesen der Dinge fragen, wenn wir keine Vernunft hätten, und wir werden zu dieser Frage vermöge derselben Anlage unseres Innern getrieben, welche uns nöthigte, nach dem Grunde der Dinge zu forschen. Sinn und Verstand geben uns keinen Aufschluß über das Wesen der Dinge und der Welt: denn der Sinn lehrt uns, wir wiederholen es, nur die Erscheinungen, der Verstand nur die Gesetze der Erscheinungen kennen. Was aber hinter den Erscheinungen liegt, was die Erscheinungen hält und trägt, ist entweder dem Menschen

ganz unerforschlich, oder nur die Vernunft kann darüber Aufschluß geben, wenn ihr Interesse durch die Erkenntniß desselben bedingt ist. Und dieß ist es. Die Vernunft ist mit dem Bedingten — und dieß ist die Erscheinungswelt — eben so wenig befriedigt, als mit dem Scheine selbst; ihr eigenes Wesen und Streben ist unbedingte Wahrheit. Nach dem nun, was von dem Grunde der Welt festgesetzt worden ist, kann die Vernunft in dem Wesen der Welt nicht — wie einige, auch unter den neuesten Philosophen, wollen — etwas Nichtiges, ein Schattenbild der Wirklichkeit, ein bloßes Phantom anerkennen, und eben so wenig eine, wenn auch ins Unendliche ausgedehnte und noch so schön geordnete Masse von Atomen oder Stoffen, als das Wesen der Dinge und der Welt, annehmen. Der ewige, moralisch-freie Grund der Welt, der die Wahrheit selbst ist, kann nichts Nichtiges, kein bloßes Schattenbild, auch wenn es das der Wahrheit selbst wäre, mit einem Worte, kann kein Phantom, kein Gespenst des Seyns und Lebens erzeugen. Und eben so wenig kann der ewige Welt-Geist sich in einem Spiele mit todten Stoffen gefallen, da aus der Allmacht seines schaffen-

den Hauches nur Kräfte, die den Keim unendlicher Entwickelung an sich tragen, hervorgeben können. Das Reale, das Wesen, das an Sich der Welt muß das Gepräge seines Grundes tragen. Dieser Grund ist Intelligenz, und diese Intelligenz ist: sich selbst tragende Kraft. Das Wesen der Welt muß also eben so gewiß Kraft seyn, als wir in der Welt bis aufs Kleinste hin die Spur der ewigen Intelligenz verfolgen können, und als der Grund der Welt selbst Kraft ist. — Hier höre ich spitzfündige Gegner einwenden: „Wie will man denn irgend etwas durch Kraft erklären oder begründen? Der Begriff der Kraft selbst ist ja nur ein abstracter Begriff.“ — Ich sehe mich genöthigt, um diesem widersinnigen Einwurfe einmal für allemal zu begegnen, einen Augenblick in dem Gange unserer Forschung stehen zu bleiben, damit ein Haupthinderniß derselben für immer aus dem Wege geräumt werde.

Wir haben, vorzugsweise vor den übrigen Geschöpfen der Erde, in denen sich die ewige Vernunft nicht durch Selbstbewußtseyn offenbart hat, das Geschenk der Sprache erhalten. Die Sprache ist eben so wenig das Werk des Zufalls, als einer besondern Verabredung.

Die Sprache ist als eine Art geistiger Blüthe in körperlichen Organen zu betrachten, und es ist nicht zu verwundern, daß das Wachsthum der Sprache, wie jedes Wachsthum, sich aus unmerklichen Keimen entwickelt hat. So verschieden aber die mannigfaltigen Sprachen alter und neuer Völker sind, so drückt sich doch in jeder derselben ein Typus aus, der kein anderer als der der Gesetzmäßigkeit der Vernunft selbst ist, und der nach Maßgabe des Culturstandes, der Zeit, des Wohnorts, und der Verhältnisse der Völker bald unvollkommener, bald vollkommener den Charakter der Vernunft selbst ausspricht. Die Sprache des gebildetsten wie des rohesten Volkes ist eine Art von Zeichenkunst (Semiotik): sie bezeichnet die sinnlich-wahrgenommenen Dinge und ihre mit dem Verstande ergriffenen Verhältnisse auf der einen Seite, auf der andern die Zustände und die freien Gedanken und Bildungen der Sprechenden. Was sie aber auch ausdrücke, es ist und bleibt nur ein Schattenriß des äußern und innern Lebens, und hat, ohne den Bezug auf äußeres oder inneres Leben selbst, keine Bedeutung. Die Zeichen der Sprache müssen sich auf etwas Bezeichnetes beziehen und grün-

den, und sie sind gleichsam Aequivalente für die Gegenstände selbst, haben aber für sich allein, und abgesondert von diesen Gegenständen, keinen Gehalt und keinen Werth. Die Sprache nimmt und giebt den Dingen und ihren Verhältnissen, den Personen und ihren Zuständen nicht das geringste. Sie ist, wie gesagt, nur der Schatten des Wirklichen, der allezeit das Wirkliche, das Reelle, das äußere oder innere Leben selbst mit seinem Gehalt, seiner Fülle und Form voraussetzt. Hätte man dieß immer gewissenhaft bedacht, so würde man sich wohl gehütet haben, der Sprache irgend eine Gewalt, irgend eine Gewißheit, irgend eine Bedeutung und Verbürgung beizumessen, die nicht in ihr selbst, sondern nur in dem liegt, worauf sie sich bezieht. Man würde sich gehütet haben, die Sprache zu mißbrauchen, sie und ihren Inhalt für etwas selbstständiges anzusehen, und zu glauben, daß sie sich von den Gegenständen und ihren Verhältnissen losmachen und irgend etwas ausdrücken könne, was nicht in der äußern oder innern Natur, nicht in der äußern oder innern Welt, nicht in dem äußern oder innern Leben, kurz: nicht in äußerer oder innerer Erfahrung begründet ist. Er-

fahrung ist unsere Erzieherin, unsere Lehrerin, die Bürgin aller unserer Gewißheit. Was wir, äußerlich oder innerlich, erfahren, das drücken wir in der Sprache aus, und die Sprache kann und darf sich nicht anmaßen irgend etwas auszudrücken, was nicht ein Gegenstand unserer äußern oder innern Erfahrung ist; oder sie verliehrt ihre Gültigkeit, ihre Brauchbarkeit.

Die Sprache kann sich blos durch Begriffe ausdrücken, denn sie selbst ist nichts als ein Gewebe von Begriffen, in die Form von artikulirten Tönen gebracht. Unarticulirte Töne, d. h. solche, die keine Beziehung auf Begriffe haben, sind ein der Sprache selbst fremdes Ingredienz, das nur mittelbarer Weise, und gleichsam durch Uebersetzung, wie die Musik, zu Begriffen führt. Aber eben darum, weil die Sprache nichts für sich ist, sondern nur in Beziehung auf äußere oder innere Realität etwas gilt, sind die sämmtlichen Sprach-Begriffe geradezu für Null und nichtig anzusehen, sobald sie sich nicht auf einen reellen Grund beziehen. Haben sie aber eine feste Grundlage, beziehen sie sich auf etwas Wirkliches und Gewisses, das eben so wirklich und gewiß ist, als unser Leben und unsere Erfahrung selbst: so haben sie

auch die Gültigkeit dieses Wirklichen, und sind, wie das Geld, Repräsentanten wirklicher Güter. Wenn also von einem Begriffe gesagt wird, er sey ein abstrakter Begriff — wir lassen das Wort „abstrakt" unangetastet, wiewohl hier der Grund-Irrthum vieler falschen Philosopheme liegt — ich sage: wenn von einem bestimmten Begriffe, z. B. dem der Kraft, prädicirt wird: er sey ein abstrakter Begriff: so sind, dem oben Vorgetragenen zu Folge, nur zwei Fälle möglich; nehmlich: entweder dieser abstrakte Begriff ist ein Luftbegriff, ein Spiel mit Nichts, eine wesenlose, leere Form: oder, der Begriff ist der Repräsentant des Wesens und der Sache, steht, und gilt für die Sache selbst, und hat mit ihr gleichen Gehalt, gleichen Werth, und gleiche Gewißheit. Die Richtigkeit, ja Nothwendigkeit dieser Alternative kann Niemand bezweifeln, der uns mit seinen Gedanken gefolgt und einer natürlichen Logik mächtig ist. Diese Alternative nun auf den Begriff der Kraft wirklich angewendet, erhalten wir das Resultat: entweder der Begriff der Kraft ist ein Traum-, ein Schein-, ein Nichts-Begriff, und es ist Spiel oder Thorheit, sich seiner nur zu bedienen; oder er drückt

eine wesentliche Erfahrung unseres äußern oder innern Lebens, ja vielleicht unsers Lebens in seinem ganzen Umfange und in allen seinen Beziehungen aus. Das erste wird ein Mensch, der bei Sinnen ist, nicht zugeben; denn er darf nur mit dem Fuße oder Kopfe an etwas stoßen, so wird er etwas den Stoß bewirkendes anerkennen, was er kurzweg eine Kraft nennt, und damit nichts anders als das Einwirkende, das Thätige bezeichnet, was er nicht wegläugnen kann. Wie bekannt sind nicht die Begriffe: Kraft und Last, aus der Mechanik, wo die Kraft für nichts weniger als einen abstrakten Begriff, sondern als etwas höchst Reelles, als Hebel, als Gewicht angesehen wird, gilt und ist. Der Begriff der Kraft, des Thätigen, ist demzufolge kein Phantom, kein Nichts, sondern ein Erfahrungsbegriff: und folglich kann hier nur der zweite Fall gelten, nehmlich daß dieser Begriff nichts Abstrahirtes, Leeres, sondern — wiewohl immer nur Begriff — dennoch eine vollgültige Bezeichnung von etwas Reellem, Wesentlichem, Wirklichen ist, und für unsere Intelligenz dieselbe Wahrheit und Gewißheit hat, wie das Bewußtseyn und seine unmittelbarsten Erfahrungen selbst. Warum woll-

ten wir uns auch weigern, einer nothwendigen Vorstellungsweise zu gehorchen, die uns eben so wesentlich einwohnt, als der Begriff von Raum und Zeit selbst. Ja, Raum und Zeit kann man hinwegdenken: sie verschwinden im Ewigen, das keine Trennung kennt: aber wer die Kraft wegdenken wollte, müßte den Gedanken des Seyns selbst verbannen. Dieses kann kein Mensch; und ein Seyn ohne Thätigkeit ist ein Widerspruch, Thätigkeit ohne Kraft aber desgleichen. Hat denn der Gedanke der Ohnmacht einen so außerordentlichen Reiz, daß man den erquickenden und alles Daseyn belebenden Begriff der Kraft zu einer leeren Abstraction machen will? Nun wohl! so ist das Leben auch eine Abstraction. Ehe wir aber diesen, so eben in seiner Wahrheit und Wirklichkeit begründeten Begriff zu unserm Behufe weiter verfolgen und entwickeln, sey es uns erlaubt, unsere nothwendige Digression mit einer Bemerkung zu schließen, die auf das gesammte Philosophiren nicht blos, sondern auf das ganze Leben eines Jeden, der geneigt ist, mit voller Besinnung zu leben, von dem wesentlichsten Einflusse ist, und die wir uns wohl vergönnen dürfen, nachdem wir gegen die Abstractions-

Philosophen mit aller Klarheit eines gesunden Sinnes und aller Wärme eines unverdorbenen Gefühls zu Felde gezogen sind. Nehmlich die Klarheit des gesunden Sinnes selbst wird auf das düsterste getrübt, und die Wärme eines lebenreichen Gefühls tödlich erkältet, wenn man der Neigung eines erkrankten Menschengeistes, dem Hange zum Abstrahiren, eine Stelle unter den natürlichen und nützlichen menschlichen Thätigkeiten vergönnt oder wohl gar Vorschub leistet. Nichts hat mehr Verderben in die Philosophie nicht blos, sondern auch in das Leben selbst gebracht, als dieser widersinnige, unnatürliche Hang zum Abstrahiren. Das Kind, der durch einseitige Cultur nicht verdorbene Mensch, weiß nichts von Abstraction, und beide saugen das volle, reiche Leben der Natur in überschwenglich süßen Gefühlen ein. Der erwachsene, der an Verstand gereifte und gebildete Mensch soll sich nicht dadurch von dem Kinde, von dem Ungebildeten unterscheiden, daß er das Leben, das warme, unmittelbare Leben der Gegenwart fahren läßt, daß er sich blos in toden, erkalteten, zersplitterten und zersplitternden, das Leben anatomirenden und tödternden, Gedanken abmüht und verzehrt, sondern allein

dadurch, daß er das Leben vollständiger, umfassender, in höherer Bedeutung und Beziehung auf sein Gefühl, wie auf sein Denken und Handeln, auffaßt; er soll nicht ärmer, sondern reicher, nicht matter sondern kräftiger, nicht wankender, sondern fester werden. Die Abstraction aber nimmt uns die wirkliche, und giebt uns eine Schattenwelt, ein Nichts, sie nimmt uns die physische Kraft, und giebt uns geistige Ohnmacht, sie nimmt uns die äußere Gewißheit und Haltung, und reicht uns inneren Zweifel und ein geistig schwankendes Daseyn. Kurz, die Abstraction mit allem ihren Mühen und Schaffen ist ein Rückschritt in der menschlichen Entwickelung, ein Wurm, der an der geistigen Blüthe nagt und das zu herrlicher Entwickelung bestimmte innere Leben zerstört. Zwar sollen wir nicht immer glücklich seyn wie Kinder, aber nur um einem immer höheren Glücke entgegen zu reifen, nicht um uns im dumpfen, todten Hinbrüten und Absondern von der lebendigen Gegenwart um die edelsten Kräfte zu betrügen. Der Sinn macht glücklich, aber nur auf niedriger Stuffe; Verstand und Phantasie erwachen, nicht um uns das Glück des Sinnes zu rauben, sondern um es zu erweitern, zu veredeln. Wahre Kunst und wahre

Wissenschaft, das stille Glück der häuslichen Liebe, und die gedeihliche Thätigkeit des bürgerlichen Lebens, noch mehr aber das hohe, heilige Vernunftleben selbst, ergetzen mehr, als kindisches Spiel. Verstand aber und Phantasie vermögen jenes mannigfaltige Glück nicht zu geben, wenn sie sich trennen von der Wahrheit und Lebendigkeit des Sinnes und des Gefühls, eben so wenig als wenn sie sich in den Dienst des sinnlichen Gefühls begeben, sondern dann blos, wenn sie sich leiten lassen von dem hohen Gesetz der die Endlichkeit erweiternden, das Dunkle enthüllenden und verklärenden, das Todte und Kalte belebenden und erwärmenden, das Gedrückte und Leidende erhebenden und beseligenden Vernunft. Und die Vernunft lebt und wirkt nicht in Ohnmacht und Schwäche, sondern nur in Kraft, in unmittelbarer Kraft des Gefühls, des Begriffs und der That, und sie erkennt auch in dem Wesen der Dinge und der Welt durchaus nur eine zu immer höherer Entwickelung, zur Ausgeburt vom reichsten Leben bestimmte Kraft.

So sind wir auf den Punkt zurückgekommen, von dem wir ausgingen. Wir behaupteten, das Weltwesen sey Kraft oder thätiges Wesen, und wurden an der

weitern Auseinandersetzung nur durch den Einwurf der Gegner zurückgehalten, daß der Begriff der Kraft ein abstrakter Begriff sey. Nachdem wir aber aus dem natürlichen und nothwendigen Verhältniß der menschlichen Sprache zu den Gegenständen, und aus der Verknüpfung, in welcher unser Bewußtseyn mit der Welt steht, gezeigt haben, daß wir uns von dem Begriffe der Kraft als von einem reellen, alles Daseyn erfüllenden, gar nicht losmachen können, daß wir ihn den Dingen der Welt als ihr wahres Wesen zum Grunde legen müssen: so können wir, unbesorgt von ferneren Einwürfen, weiter auf ihm fortbauen; es müßte denn seyn, daß ich nicht überzeugend genug gesprochen hätte; dann ist dieß aber die Schuld meiner Ohnmacht, und nicht der ewigen Wahrheit: daß die Kraft Alles in Allem ist. So viel ist wenigstens ausgemacht, daß, so gewiß wir leben, wir auch der Kraft in uns und außer uns zum Leben bedürfen.

Wir gehen jetzt weiter. Wir denken uns die Welt als ein Universum, d. h. als ein vollendetes, wiewohl unübersehbares Ganze. Ob die Welt, die Summe aller Weltkörper, wirklich ein Ganzes, ob es endlich oder unendlich, ob wirklich vollendet oder erst im Werden

sey, wissen wir durch sinnliche Beobachtung nicht: denn unser Blick reicht nicht so weit. Wir wissen überhaupt nicht, wenn wir blos dem Auge folgen, das sich in den unübersehbaren Fernen der Sternen-Räume verliehrt, was wir von der Welt und ihrem Daseyn denken sollen. Unsere Erde ist der einzige Punkt, auf dem wir mit einiger Deutlichkeit zu erkennen vermögen, daß ein beständiges Hervorbringen, Schaffen, Erzeugen, Bilden das Geschäft eines Weltkörpers seyn kann; und wir schließen von dem unsrigen auf die übrigen. Mit welchem Rechte, bleibt hier an seinen Ort gestellt; aber wir können uns dieses Schlusses nicht erwehren. Ueberall stoßen wir auf ein unabweisbares Bedürfniß unseres Geistes, nehmlich auf das: an keiner Grenze stehen zu bleiben, überall Vollendung zu suchen. Hätten wir nun nichts als unser Auge, und überhaupt unsere Sinne, um der Befriedigung dieses Bedürfnisses nachzugehen: so würden wir uns immerfort in einer peinlichen Lage befinden, indem uns, wo wir nur hinblicken, überall Grenzen begegnen und nirgends ein Bild der Vollendung uns freundlich entgegen strahlt. In diesem Widerspruche unserer Erfahrung mit unserem

Bedürfniß werden wir auf uns selbst und in uns selbst zurückgetrieben. Hier finden wir aber unsere Vernunft, ihre Gesetze und Postulate. Geben wir diesen Gehör, ergreifen wir ihre Orakelsprüche als Wahrheit: so sind wir bald mit uns selbst einig, und unsere Zweifel gelöst. Widerstreben wir: so ist des Zweifelns, der Ungewißheit, des Zwiespalts in unserm Innern kein Ende. Was unter diesen Umständen das beste sey, ist leicht zu begreifen. Halten wir uns demnach an unsere Vernunft; wir haben in dem Labyrinth des Lebens und der Welt keinen andern Führer. Verlangen wir aber auch nicht, daß unsere Sinne zusamt dem Verstande die Dictate der Vernunft bestätigen sollen: denn die Vernunft blickt über die Grenzen des Raums und der Zeit hinaus, Sinne und Verstand aber sind fest in diese gebannt. Wir werden uns aber allezeit besser befinden, wenn wir das Begrenzte dem Unbegrenzten unterordnen und den Grund, das Wesen und die Bestimmung des Begrenzten aus dem Unbegrenzten ableiten. Das wahrhaft Unbegrenzte aber, sagt uns die Vernunft, ist die moralisch-freie Kraft, wiefern sie sich theils in uns selbst, in unserer Vernunft, individuell,

theils in der Schöpfung der Welt, universell, offenbart. Unsere Vernunft ist nicht eher befriedigt, als bis sie einen moralisch-freien Weltschöpfer anerkannt hat. Dann sind ihr aber auch mit einem Mal und für immer alle Zweifel gehoben. Der Weltenbau verkündigt ihr nun einen Weltplan, das Schöpfungs-segment, welches wir mit sterblichem Auge erblicken, vollendet sich in dem Auge der Vernunft zum unendlichen Schöpfungskreise, dessen Anfang und Ende ewige Weisheit, Macht und Liebe ist. Nichts ist müßig, nichts zweck- und bestimmungslos in der Schöpfung, es giebt keine todte Kraft, noch weniger einen todten Stoff: es giebt nur Keime der mannigfaltigsten Thätigkeit, des mannigfaltigsten Lebens, des mannigfaltigsten Glücks. Was wir Körper nennen, es sind in bestimmten Grenzen, nach bestimmten Gesetzen, den Raum erfüllende, dadurch besondere Gestalten bildende, nach vielseitiger, mannigfaltiger Entwickelung strebende Kräfte, wie wir an unserm Weltkörper selbst sehen, dem in den schärfsten Abstufungen, im reichsten Wechsel die verschiedenartigtigsten Bildungen, die verschiedenartigsten lebendiggen Wesen entquellen. Kein Element ist so flüchtig

und unsichtbar, daß es nicht zu sichtbarer und fester Gestalt gerinnen, keine Masse so hart und spröde, daß sie sich nicht zum leichtbeweglichen unsichtbaren Gas auflösen könnte. Ueberall ein Herabsenken aus dem ätherischen Reiche des Lichts und der Bewegung in die dichte Hülle der Erden-Nacht und der Ruhe. Das Licht, die Wärme, die Luft, das Wasser, sie werden vom Irdischen sehnsuchtsvoll angezogen und in irdisches Wesen umgewandelt; und wiederum: überall ein Emporarbeiten und Streben, Entsprossen, Wachsen, Blühen und Leben aus dem dunkeln Schooße der Erde, hinauf zum Reiche des Lichts; überall Metamorphose, überall ein Hinaufklimmen von Stufe zu Stufe. Die Metalle gehen in Erden und Schwefel und Kiese und Salze über; aus der zweiarmigen Reihe der Kiesel- und Kalk-Erde entkeimen die ersten Sprossen des vegetabilischen und animalischen Reichs. In der Reihe der Thiere steigern sich zu innerem Leben die Sinne und Triebe, von dem dumpfsten Gemeingefühl an, hinauf durch die Glieder der Lebendigen bis zu ihrem Gipfel, dem liebenden, mit Kunst und Wissenschaft geschmückten Menschen. So steigen die Kräfte der Schöpfung aus der Höhe in

in die Tiefe, aus der Tiefe in die Höhe, und alle Wesen reichen sich wechselseitig und nach einander auf der Stufenleiter des Daseyns, wie der Dichter sagt, die goldnen Eimer des Lebens; eines Lebens, das für den kurzsichtigen Sinn einen beschränkten, zwar immer wiederkehrenden, aber auch immer vergänglichen Kreislauf vollendet, so, daß ein jedes Wesen, wie die Blume, das Thier, der Mensch selbst, die Wonne des Daseyns nur einmal zu schmecken scheint. Aber die Vernunft erkennt in diesem Schauplatz immer vergehenden, immer wiederkehrenden Lebens die geheime Werkstatt sich immer höher bildender, immer rüstiger übender Kräfte, die, nachdem sie ihren Zweck auf einer bestimmten Stufe erreicht, zu einer höhern gefördert werden, so, daß nur die äußere Erscheinung bestimmter Individualitäten verschwindet, die individuelle Kraft aber nur momentan aus dem Kreise der Erscheinungen zurücktritt, um, ausgerüstet mit neuen Organen, in anderer Gestalt wiederum auf höherer Stufe, unerkannt und sich selbst unbewußt zu erscheinen, bis auf der Stufe, wo die Kraft das Selbstbewußtseyn erreicht hat, und wo sie dann, dieser Pflanzschule

entrückt, in andern Sphären, sich klarer erkennend, wieder erscheinen wird. Dieß muß unsere Vernunft annehmen, sie muß sich eine solche Progression, nicht blos als möglich, sondern als nothwendig denken, oder auf ihr eigenes Wesen, auf ihr Anerkennen eines, Vollendung reichenden, Weltschöpfers Verzicht thun. Und dieß kann sie nicht, sobald sie sich ihrer selbst klar bewußt worden ist. Das Auge der Vernunft sieht, was das Auge des Sinnes nicht erblickt; und was sie sieht, beweiset sie sich durch ihr eigenes Daseyn.

Und so sind wir denn unvermerkt auf den Weltzweck gekommen. Der Weltzweck, sagt die Vernunft, ist Vollendung alles Geschaffenen; und wenn wir bedenken, daß unsere Erde nur ein unendlichkleiner Schöpfungspunkt ist, so können wir uns nicht enthalten, vor der erhabenen Idee einer unendlichen Weltbeglückung anbetend nieder zu sinken: denn höchste Beglückung, Beseligung muß das Ende, der Zweck der Welt und ihrer Einrichtung seyn; oder es giebt keinen Gott; und ohne Gott ist die Vernunft ein Gaukelspiel, ein aus Nichts gewebtes Gespenst. Es bleibt uns demnach nichts übrig, als entweder die Vernunft Lügen zu strafen,

und uns so in unendliche Widersprüche zu verwickeln, oder der Vernunft Schritt vor Schritt zu folgen und ihr mit Einer ihrer Behauptungen Alles zuzugeben: denn sie läßt sich nichts abdingen. Als moralisch-freies Wesen verlangt sie alles, was zu ihrem Bestehen, als solches, unnachlaßlich von ihr gefordert wird: und dieß ist in Bezug auf den Welt-Grund: ein moralisch-freier Schöpfer. In Bezug auf das Welt-Wesen verlangt sie nicht todte Massen, sondern lebendige, d. h. thätige, immer höherer Entwickelung fähige Kraft. In Bezug auf den Welt-Zweck oder die Weltbestimmung, verlangt sie Vollendung durch allseitige, grenzenlose Beglückung; wobei die Widersprüche, die ein unreifes Daseyn, wie das jetzige, dem engbeschränkten Geschöpfe des Raumes und der Zeit entgegenhält, gar nicht in Anschlag kommen. — Es steht nun bei einem Jeden: sich Frieden mit sich selbst, oder stete Ungewißheit, steten Zweifel zu erwählen. Aber auch bei dem besten Willen ist Ueberzeugung unmöglich für den, der sich seiner moralisch-freien Natur noch nicht bewußt geworden ist.

VI.

Ueber die Entwickelung des Menschengeschlechts.

Rapsodische Einleitung.

Es ist mit der Geschichte wie mit der Natur: nur von innen heraus erscheint diese als Ganzes. Auch die Geschichte, von außen herein betrachtet, liefert nur ein Chaos, oder starre Nothwendigkeit. Einheit, Plan und Zusammenhang gewährt nur der Blick von innen heraus: der organische Blick. Wir müssen anerkennen, daß auch die Geschichte ein Werk der organisirenden Vernunft ist. Den Gang und die Gesetze des Zeitorganismus erkennen wir aus denen der räumlichen Organisation: Bildung aus einem Keime, Entfaltung des Keimes durch äußere Reize, Gestaltung von Organen, Verbindung der Organe durch Systeme, organische Wechselwirkung, Leben, Gedeihen, Vollendung. Die Bildung ist nur mit

dem Leben vollendet. Hier ist nur von dem Vernunft-Leben oder der Humanität die Rede. Bis dieses erscheint, ist alles nur Gestaltungsproceß. Dieser, für die Vernunft-Entwickelung im Menschengeschlechte, ist geschichtlich nachzuweisen, zunächst: in der Bildung des organischen Keimes, dann der einzelnen Organe und ihrer Thätigkeiten, bis auf die Begründung ganzer Systeme. Der Keim zur Humanität ist die Vernunft selbst, deren Dokument und Repräsentant die Sprache jedes Volks, jeder Zeit ist: (λογος.) Die Organe liegen in den Staaten. Die edelsten Organe des Vernunft-Lebens werden am früheßten in der Anlage gebildet, die niedrigsten sind aber am früheßten thätig. Die Vernunft, wie die Natur, nimmt bald dieses, bald jenes Organ, in scheinbarer Unordnung, aber nach geheimen Gesetzen der Ordnung bildend auf. Aller Stillstand, aller Rückschritt ist nur scheinbar. Keine Ausbildung ohne äußere Reize und innere Gegenwirkung. Durch beides entsteht eine Stufenfolge der Entwickelung. Diese Stufenfolge der organischen Thätigkeiten und der organischen Vernunft-Entwickelung des Menschengeschlechts spricht sich aus in den Erhaltungs- Wissenschafts- Kunst- Mitthei-

lungs- Rechts- Religions- Staaten, und durchläuft die Stadien von Sinn: Phantasie: Verstand: Vernunft.

Herder, in seinen Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, ist der Meinung, daß es auf dem Planeten, den wir bewohnen, noch gar nicht auf vollständige Vernunft-Entwickelung abgesehen sey, und er zeigt sehr schön und wahr aus Beobachtung der Erden-Processe, daß diese Erde mit allen ihren Produkten, vom Steine bis zum Menschen, nichts als ein Durchgangs- und Läuterungs-Punkt mannigfaltiger und immer höher steigender Kräfte ist. Die Mineralogie und Geognosie zeigt uns das Durchwandern der nach Bildung und Gestaltung ringenden Erdkräfte durch die verschiedensten, immer höher aufschreitenden Erdformationen. Die philosophia botanica stellt das Pflanzenreich als das Heraustreten dieser Erdkräfte an die höheren und freieren Regionen der Luft und des Lichts dar. Die Pflanzenwelt ist ein Mittelglied zwischen dem Starren und dem, was sich durch eigenen Trieb bewegt, eine Vorbereitungsstufe zu einem regeren und

unabhängigeren Leben. Die Thierwelt wiederum ein Fortrücken dieses Lebens durch mannigfaltige Entwickelung von Sinnen, Trieben und Instinkten bis an die Grenzen der Menschheit, so daß die höchsten Bewohner der Thierwelt nur durch eine dünne Scheidewand, durch den Mangel des Bewußtseyns und der Sprache von der Menschenwelt getrennt sind. So verfolgt Herder die niedern Stufen. Er zeigt endlich, unübertrefflich schön und wahr, daß der mit Vernunft und Sprache begabte Mensch, als höchstes und letztes Produkt der Erde, wiederum durch eine dünne Scheidewand von einer höhern Welt getrennt, daß er auf seiner Stufe das ist, was die Pflanzenwelt auf der ihrigen ist: ein Zwischenreich organischer Wesen, ein verbindendes Mittelglied zwischen dem Reiche der Finsterniß und dem des Lichts, eine Art von Amphibion, das, indem es durch die eine Hälfte seiner Natur, nehmlich durch den thierischen Trieb, nach der Tiefe gezogen wird, mit der andern, mit der sich entfaltenden Vernunft, nach der Höhe strebt. Aber eben daß der thierische Trieb bei Vielen das Uebergewicht hat, und bei noch mehreren, ja bei den Meisten die ganze Summe

des dargereichten Lebens verzehrt, und daß mit jedem sich neu entwickelnden Geschlecht dieser Hang, man könnte fast sagen diese Krankheit, sich von neuem entwickelt, dieß macht, spricht Herder, eine allmählich sich vollendende Vernunft-Entwickelung unter den Völkern der Erde, die ohnedieß nach Boden, Clima, Zone, in den Anlagen zur Cultur so sehr von einander abweichen, höchst unwahrscheinlich, wo nicht gar unmöglich. Die ganze Einrichtung der Erde ist so gemacht, daß es in die Augen fällt, diese Erde sey blos eine Pflanzschule, in welcher der Keim der Menschheit nur aufgehen soll; zur Entfaltung seiner Blüthen, zur Reife seiner Früchte ist diese irdische Atmosphäre zu rauh, zu schwer, zu drückend. Hiezu bedarf es eines mildern Himmels, einer wärmeren Sonne. Die Vorsehung ist nicht zu tadeln, wenn sie hier nichts vollendet werden, so viele schöne Anlagen untergehen, so vieles schon bestehende Treffliche wieder verschwinden, so viele Hoffnungen und Erwartungen scheitern läßt: es lag nicht in ihrem Plane. Aber der Zusammenhang der Natur und aller Naturen verbreitet sich weiter, als unser Blick reicht. Die Kette der Wesen ist nicht

mit dem Gliede, welches für uns jetzt das höchste ist, geschlossen, sie reicht' in die Unendlichkeit hinüber, und wir stehen an der Grenze dieser Unendlichkeit, wie die Pflanzenwelt an der Grenze des Tageslichts, wie die Thierwelt an der Grenze der Vernunft. Unsere Vernunft selbst ist nur ein schwacher Schimmer des Lichtes, das in höheren Regionen mit Sonnenklarheit strahlt, unser Bewußtseyn nur noch ein Traumbewußtseyn, welches sich zu einem künftigen, das sich entwickeln wird, nach der Metamorphose, die wir Tod nennen, ohngefähr so verhält, wie das dunkle und unreife Bewußtseyn der Thiere zu dem klaren, in einem Brennpunkte vereinigten menschlichen Bewußtseyn.

Dieß ohngefähr sind Herders Gedanken und Ansichten, die Vernunft-Entwickelung betreffend; und man muß gestehen, wenn man dem Gange seiner Untersuchungen folgt, daß er uns als ein heiliger Ausleger des ewig wahren Buches der Natur erscheint und daß er die Aussichten auf eine höhere Entwickelung unseres Wesens nach dem jetzigen Schul- und Uebungsleben so fest an die Fäden knüpft, aus denen das Naturgewebe besteht, daß man dieses selbst zerreißen müßte, wenn

wenn man das Bild einer herrlichen Zukunft von ihm trennen wollte. Aber Herder hat, um bei der Metapher stehen zu bleiben, die Züge des Gewebes, das vor unsern Augen nicht blos im Raume, sondern auch in der Zeit, in der Erden-Geschichte, ausgebreitet liegt, nicht genug gesammelt und zusammengefaßt, um darinne die Anlage zu einer Organisation zu erkennen, zu welcher die Entwickelung der Zeiten unverkennbar hinstrebt, zu der Organisation nehmlich des Menschengeschlechts zu einen lebendigen Ganzen, das bei aller Mannigfaltigkeit der einzelnen Organe, d. h. einzelner Völker und ihrer Thätigkeiten, dennoch von Einem Geiste, der Vernunft nehmlich, beseelt und beherrscht wird, wie der mannigfaltg gegliederte Leib des Menschen selbst nur Einer Seele gehorcht. Freilich zeigt uns der erste Hinblick auf die Geschichte des Menschengeschlechts weder in älteren noch neueren Zeiten etwas, das einer solchen Organisation ähnlich sähe, im Gegentheil scheint die bis jetzt noch unausgetilgte Selbstsucht der Menschen und Völker sogar den Gedanken an eine solche Vernunft-Organisation zu verscheuchen; aber zum Glück wird Alles, was werden soll,

durch eine hohe, verständig-gesetzliche Nothwendigkeit, durch die Welt-Intelligenz selbst, herbeigeführt, als welcher es ein seliges Bedürfniß ist, sich in der Zeit eben so zu offenbaren, wie im Raume, der Geschichte ihr Bild eben so erhaben aufzudrücken, als dem Weltgebäude; und wir müssen schon darum voraussetzen, daß alle geschichtliche Verworrenheit blos scheinbar sey, und daß die Welt-Vernunft auch die schlimmsten Verirrungen der menschlichen Willkühr in ihre Bahnen zu lenken wisse. Die Vernunft wirkt wie die Natur; oder vielmehr die Welt-Vernunft zeigt ihr eigentliches Wesen, indem sie sich in der Natur, d. h. nicht blos im Raume, sondern auch in der Zeit, in der Geschichte entwickelt. Alles, was geschaffen wird im Raume und was da geschieht in der Zeit, ist eine fortlaufende Entwickelung der Vernunft (Gottes-Offenbarung), und muß es seyn; folglich auch die Menschengeschichte. Aber das dürfen wir nicht erwarten, daß wir, ich möchte sagen, die Gestalt der Vernunft schon völlig ausgebildet zu Anfange oder in der Mitte der Geschichte erblicken. Es ist mehr als Analogie, es ist dem eigentlichen Schaffen der Vernunft gemäß, wenn wir in der Geschichte

des Menschengeschlechts denselben Bildungsgang finden, welchen wir in den organischen Naturprodukten entdecken. Wir wollen, da wir hier ohne Beispiel nicht auskommen, bei dem nächsten, bei der organischen Erzeugung des Menschengebildes selbst stehen bleiben. Wenn wir die Wohlgestalt des ausgebildeten Jünglings oder Mädchens, ja wenn wir nur die bestimmten Züge dieser Gestalt in dem Embryo, in dem unreifen Foetus aufsuchen wollten, würden wir uns umsonst bemühen. Eine rohe Masse anfangs, späterhin ein Zerrbild, ein Aggregat von unförmlichen, unverhältnißmäßigen Theilen finden wir, keine Spur von eigenem Leben, noch weniger von Geist. Gleichwohl entwickelt sich aus dieser Rohheit die schönste Form, aus dieser Disproportion die schönste plastische Harmonie, aus dieser Zerstreutheit ein Ganzes, ein Leben, ein Geist. Und von diesem Standpunkte aus, und mit diesem Auge müssen wir auch die Entwickelungs-Geschichte des Menschengeschlechtes betrachten. Die rohe Masse vieler Völker alter und neuer Zeit, ihr einseitiges, ja ihr feindseliges Streben, ihr Steigen und Fallen, ihr Stillstand, ihr Verschwinden sogar aus der geschichtlichen

Reihe darf uns nicht stören, wir müssen nicht in der äußeren Aufeinanderfolge, die uns allerdings blos das Bild von etwas Zufälligem und Zerrissenem giebt, und deren alleinige Beachtung gewöhnlich schon für Geschichte gilt, nicht in dieser, sondern in den innern Organisationsprinzipien, in den großen Entwickelungsgesetzen alles Werdens müssen wir auch die werdende Vernunft-Einheit des Menschengeschlechtes nach organischen Spuren verfolgen. Und hier kann uns nichts leiten, als die Vernunft selbst mit ihnen nothwendigen Postulaten.

Wiewohl nun aber die Nachweisung der Vernunft-Entwickelung in der Menschengeschichte eine Aufgabe ist, zu deren Lösung uns die Vernunft selbst behülflich ist: so will doch die Vernunft, wie die Natur, oder vielmehr das Wirken des Geistes in der Zeit, wie im Raume, mit unbefangenem Blick aufgefaßt werden, und es gehört ein eben so treues als scharfes Auge dazu, um die feine Grenzlinie zwischen Beobachtung und Erfindung, Wahrheit und Täuschung, zu unterscheiden. Wie man, wenn der Willkühr freies Spiel gelassen wird, in die Erklärung der Naturgegenstände Vieles

legen kann, was nicht in ihnen liegt: so kann dieß auch bei der Erklärung der Geschichte geschehen; und wir wollen daher auf unserer Hut seyn, daß wir nicht eine Wolke statt der Juno umfassen, und wollen uns lieber mit wenigen treuerforschten Zügen der Wahrheit begnügen, als durch eine erdichtete Vollendung auch das Wahr-erkannte um sein Gewicht, um seine Achtung, um seinen Einfluß bringen. Doch wie der Astronom, um an dem gestirnten Himmel mehr, als der Beobachter mit bloßem Auge, zu erkennen, sein Teleskop zu Hülfe nimmt: so haben wir, um tiefer in die Geschichte zu blicken, die eben so klar und eben so räthselhaft vor uns liegt, als der Sternenhimmel, uns auch ein Organ zu bilden, welches uns die Ereignisse der Zeiten theils in größern Beziehungen und Verhältnissen erblicken läßt, als sie dem gewöhnlichen Auge erscheinen, theils ihre zerstreut auslaufenden Strahlen in einen Brennpunkt organischen Zusammenhanges sammelt; wodurch es uns denselben Dienst leisten soll, welchen der Astronom seinem Werkzeuge verdankt. Unser Werkzeug ist das organisirende Prinzip, die Vernunft selbst. Betrachten wir die Reihe der Weltbege-

benheiten nach der nothwendigen Vernunft-Idee eines werdenden Organismus in der Zeit: so erscheint uns die Geschichte gleichsam vergrößert und in deutlicheren Verhältnissen, zugleich aber erscheint auch alles Einzelne, Zerstreute, ja Verworrene in der Geschichte als Bestandtheil eines ordnungsvollen Ganzen, welches jedoch, weil es nur erst zum Theil entwickelt ist, vor unsern Augen noch nicht als Ganzes daliegt. Wer sich nun auf seinen natürlichen Blick verläßt, sieht in den einzelnen Organisationspunkten der Geschichte nichts, als abgerissene Massen. Wer aber sein Auge mit der Vernunft-Idee bewaffnet: der erkennt diese Punkte als das, was sie sind, als Zeichen und Spuren einer werdenden Entwickelung; wie wir sie nun sogleich darstellen wollen, nachdem wir bei dieser Ansicht gegen alle Künstelei protestirt haben, da ja die Vernunft das Organ ist, durch welches wir eigentlich alle Gegenstände und alle Verhältnisse ansehen sollten, folglich gar nichts angekünsteltes, sondern höchst natürliches, nur leider ungewöhnliches. Wir folgen übrigens in Absicht der factischen Darstellung ganz Herdern in seinen Ideen, und vindiciren

uns blos die Resultate, und die Zusammenfassung des Geschichtlichen.

Ehe noch die Erde mit Völkern besaamt, ja ehe sie noch ganz ausgebildet war (sagt Herder), lebten die Erstlinge der Geschichte in dem schönsten Punkte Asiens, zwischen dem Euphrat und Tigris, wie eine zahlreiche Familie beysammen, bis die wachsende Menge und das Bedürfniß, so wie der Trieb zum Wandern und die Neugierde die Menschen sonderten, den Jäger in die Berge, den Hirten nach fernen Weiden, ja von Lande zu Lande trieb, bis zuletzt die nächsten Verwandten zu Fremden wurden, so daß es die Nachkommen vergaßen daß ihre Stammväter beysammen gelebt hatten, ja daß, mit der wachsenden Bevölkerung der Erde auch die Unbekanntschaft der Völker untereinander zunahm, wie die Entfernung, die sie von einander trennte. Die Familienähnlichkeiten der Völker verschwand im Laufe der Zeiten durch den Einfluß des Himmelstrichs und Bodens, und zwar nicht blos in der Sinnes- und Lebensweise, sondern auch in der äußern Bildung; und so war die Grundlage zu den mannigfaltigsten Erscheinungen des Lebens gegeben. Die ersten

Strahlen der Erdenbevölkerung erfüllten, von einem kleinen Punkte im westlichen Asien aus, allmählich theils das übrige Asien, theils das benachbarte Afrika, die Küste des mittelländischen Meeres, die Inseln desselben und die angrenzenden europäischen Inselländer. Und schon hier ist ein organischer Bildungspunkt zu bemerken und festzuhalten. So wie bei der ursprünglichen Bildung eines räumlichen Organismus sich streng das Feste und Flüssige scheidet, jenes zum bestehenden und starren, dieses zum immer wechselnden wird: so scheidet auf höchst merkwürdige Art die sich gestaltende Geschichte in sich selbst zur rechten und zur linken Seite. Rechts liegt die Geschichte der Völkermassen des östlichen, südlichen und nördlichen Asiens, und macht gleichsam einen besondern Geschichtspol aus, den wir, um ihn mit Vorbedeutung zu bezeichnen, den Contractivpol der Geschichte nennen wollen; links liegt die Geschichte derjenigen Völker und Zeiten, welche sich im westlichen Asien, einem Theile von Afrika und einem Theile von Europa entwickelt und verdrängt haben. Die Geschichte des nördlichsten Europa's, so wie Amerika's schließt sich, wunderbar genug, an diesen zweiten Ge-

schichtspol (den wir vorläufig, im Gegensatz gegen den ersten, den expansiven nennen wollen); wiewohl mit der größten Wahrscheinlichkeit die Völkermassen des nördlichen Europa, wie die von Amerika Sprößlinge des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens sind. Doch vor allen Dingen muß der Grund angegeben werden, warum die Geschichte in sich selbst, einem räumlichen Organismus analog, gleichsam polarisch zerfallen soll. Dieser Grund liegt in ihrem sich selbst entgegengesetzten und deutlich ausgesprochenen Charakter. Die Völker von Ost-, Süd- und Nord-Asien rühmen sich mit Recht eines hohen, und in Vergleich mit den übrigen jetzt lebenden Völkern auf der übrigen Erde, Eines ausgenommen, des höchsten Alters. Die Chinesen, die Thibetaner, die Hindus, schlagen ihre Wurzeln noch tief in die alte Welt; doch können sie selbst ihre Geschichte nicht weiter verfolgen, als höchstens 700 Jahr vor unserer jetzigen Zeitrechnung. Die Mogolen und Tatarn, ihre nördlichen Nachbarn, sind Urvölker wie jene, und halten folglich im Alter mit ihnen gleichen Schritt. Und diese Völker sämmtlich, wie sie im grauen Alterthume waren, so sind sie noch: die Form, die

sie sich zur Zeit ihrer Bildung gaben, ist ihnen noch eigen, so eigen, daß sie durch keine Umwandlung der Zeit, durch kein fremdes Eindringen auch nur Einen ihrer Züge verlohren hat. Der Chinesische Staat ist noch jetzt ein Uhrwerk wie vor länger als tausend Jahren, der große Lama stirbt in Thibet nicht aus, und Indiens Braminen sind heute noch, was sie zu Alexanders des Großen Zeiten waren.

Die Mongolen und Tartaren treiben sich noch jetzt auf ihren Bergen, in ihren Steppen umher, wie dieß lange vor unserer neuen Zeitrechnung geschah. Dieses Beibehalten der Denk- und Lebensweise, der Sprache, Verfassung, der Sitten und Gewohnheiten, diese Einerleiheit und Einförmigkeit ist höchst charakteristisch und steht mit der Geschichte der übrigen uns bekannten Welt im auffallendsten Contraste. Ich sage der uns bekannten Welt: denn das innere Afrika und einen großen Theil von Amerika kennen wir so gut als gar nicht, und die Geschichte schweigt von ihren Bewohnern. Das westliche Asien aber, Aegypten, die Küstenländer und Inseln des mittelländischen Meeres, Griechenland, Italien, das neuere Europa, einige Staaten von Amerika,

was für ein Schauspiel der Bewegung, des Wechsels, der Verwandlung der Völker, der Sprachen, Sitten, Künste und Wissenschaften, der Staatsverfassungen, der Religionen sogar, erblicken wir hier in stufenweiser Aufeinanderfolge, von der Urzeit an, wo die ersten Menschenfamilien auseinander gingen, bis auf den heutigen Tag. Ich wiederhole es: mit der Scheidung der zuerst aus den Grenzen zwischen dem Euphrat und Tigris Auswandernden, nach der rechten oder linken Seite zu, schied sich auch die Geschichte. Welcher Charakter von Ruhe, Starrheit, oder, wenn man lieber will, von Weiblichkeit, auf der Geschichte der noch bestehenden asiatischen Völker ruht, ist schon gesagt. Wir verfolgen jetzt die Bewegung und den Wechsel des zweiten Geschichtpols, den wir oben den expansiven nannten. Man könnte ihn auch, wegen seines Ausgreifens und Strebens in die Weite, den männlichen nennen. Welche Regsamkeit, welches Drängen und Treiben, welche Reibung, welcher Wechselverkehr schon unter den ersten Völkern des westlichen Asiens und des angrenzenden nächsten Theiles von Afrika! Hier erwacht das Prinzip der Bewegung und schlägt in immer stär-

kern Pulsen weiter. Babylonier, Assyrier, Chaldäer, Aegypter, Meder, Perser, alles Völker, welche eine weit frühere Geschichte haben, als die früher genannten des übrigen ungeheuren Asiens: Eines regt und weckt das Andere auf, bekämpft und fördert das Andere, bis Eines nach dem Andern, nachdem es seine Frucht getragen und den Saamen aufbrechender Cultur weiter gestreut hat, in der Geschichte verschwindet. Hier finden wir die ersten Erbauer von freilich sehr einfachen Städten, wie Ninive und Babel, die ersten Gründer von Denkmählern, wenn sie auch nur aus Ziegelsteinen erbaut und mit Erdpech verkittet waren. Hier zeigen sich die ersten Spuren des Ackerbaues und seiner Geräthe, der Gärtnerei, der Fischerei, Jagd, Viehzucht, des Getreidemahlens, Brodbackens, des Kochens, der Cultur des Weinstocks und Oelbaums, die ersten Versuche des Spinnens, Webens, Stickens, des Färbens, Tapetenmachens, Geldstempelns, Siegelgrabens und Steinschneidens, der Bereitung des Glases, der Korallenfischerei, der Bergbaues, der Kunstarbeiter in Metall, im Modelliren, des Zeichnens, der Bildnerei und Baukunst, der Musik und des Tanzes, der Schreib- und

Dichtkunst, des Handels in Maß und Gewicht, der Küsten=Schiffahrt, die ersten Versuche der Stern= Zeiten= und Länderkunde, der Arzneiwissenschaft und Kriegskunst, der Arithmetik, Geometrie und Mechanik, der politischen Einrichtungen, des Gottesdienstes, der Gesetze, Gerichte, Strafen, der Contracte: kurz hier bricht der lebendigste und reichste Keim aller spätern und höhern Cultur auf. Und dieser Keim ging durch die Phönizier über zu den Griechen, bei denen er den herrlichsten Boden fand und auf eine Art ausgebildet wurde, die zu bekannt ist, als daß sie der Schilderung bedürfte. Auch ist es uns jetzt nicht sowohl um die Entfaltung der immer höher steigenden Cultur zu thun, als vielmehr um Verfolgung und Vollendung der Ansicht, die wir von der Doppelartigkeit der Geschichte gefaßt haben. Wir verfolgen sie jetzt blos in Absicht auf ihren Charakter der Beweglichkeit und Wandelbarkeit. Unter den Griechen nun, der Wechselverkehr, der Kampf ihrer Staaten, die persischen Kriege, die Züge Alexanders, welches rege, vielverbreitete, immer weiter schreitende Leben sprechen sie aus! Und noch weit mehr trägt die Geschichte der Römer

diesen Charakter der höchsten Beweglichkeit an sich, indem diese in ihrer Art einzige Nation ihre Kraft von Einem unsichtbaren Punkte der Erde aus, von ein paar Hütten an dem reißenden Tiber, über die ganze damals bekannte Welt ausgoß. Aber gleichwohl ist diese ganze regsame Thätigkeit der beweglichen Geschichte der alten Welt nur ein Kinderspiel gegen die der mittleren und neueren. Welche Wanderungen, welches Zerstreuen der Völker nach der untergegangenen römischen Herrlichkeit. Welches Wogen und Treiben im Mittelalter aus Europa nach Asien, und aus Asien nach Europa. Welches neue Leben, als nun endlich, nach langem Schlaf, die Künste und Wissenschaften wieder erwachten, der Handel größer als je emporwuchs, sich ausbreitete und nach der Entdeckung von Amerika die ganze bewohnbare und bewohnte Erde umschlang! Das Leben der heutigen Geschichte, ja man kann wohl sagen, der Geschichte des Tags, ist in gewissem Sinne schon ein universelles Leben aller Nationen im Wechselverkehr: denn der Schlag, der im Herzen von Europa niederfällt, tönt in dem Herzen von Amerika wieder; der Zustand der unglücklichen Bewohner von Afrika ist

ein Gegenstand der Verhandlungen unter den machthabenden Völkern Europa's, und der Staat von Europa, der sich des gewandtesten Geistes rühmt, buhlt um die Gunst asiatischer Barbaren. Allseitiges Leben, allseitige Berührung, wenn gleich noch keine freundliche. Unsere Zeit ist ein buntes Gemisch der abentheuerlichsten Ereignisse, und das abentheuerlichste von allen ist, daß ganz Europa sich gegen einen einzigen Mann in Bewegung gesetzt hat, der eben im Begriff war, die eine Hemisphäre der Erde nach seiner Art zu organisiren, und daß die Spuren dieser neuen Organisation eben so schnell verschwunden sind, als sie entstanden. Durch solches Hin- und Her-Wogen wird das Leben, auch wider den Willen der Kräfte, die als Hebel dienen, immer neu hervorgerufen und in immer größeren Kreisen ausgebreitet.

Und so ist denn der Trieb der Zeiten, sich in steter und immer verstärkter und vergrößerter Bewegung zu erhalten, oder das expansive Prinzip der Geschichte, im Gegensatz gegen das contractive, das die Ruhe und die Starrheit, aber auch die Dauer und die Beständigkeit liebt, an dem Gange der Völkerthätig-

keit nachgewiesen. Aber auch der Wechsel und die Veränderlichkeit, die dem sich ausbreitenden Leben der Geschichte, im Gegensatz gegen das ruhige und beharrliche eigen sind, ergeben sich eben so aus dem streng geschichtlichen Gange der Cultur fortschreitender Völker. Wie die alten, dem contractiven Prinzip der Geschichte unterworfenen, Völker Asiens, gleich perennirenden Gewächsen, noch nach dritthalb Jahrtausenden in ihrer Unverletztheit und ihrem eigenthümlichen Charakter verharren: so haben alle Völker die der Strom des expansiven Prinzips der Geschichte ergriffen hat, ihre Regsamkeit und Lebendigkeit mit dem Leben bezahlen müssen. Wo sind die Babylonier, Assyrier, Chaldäer, Aegyptier, Meder, Perser, Phönizier, Griechen, Kartaginienser, und ihre Besieger, die Römer selbst? Sie sind Eins nach dem Andern verschwunden und untergegangen, und nur die Frucht ihres Daseyns, der immer klarer und lebendiger strahlende Menschengeist, hat sich erhalten, und seinen Lauf, wie die Sonne, von Osten nach Westen genommen. Auch die Völker, welche die alte abgestorbene Welt von neuem belebten, haben die mannigfaltigsten Metamorphosen erfahren, ja einige derselben scheinen

ebenfalls den Zweck ihres Daseyns schon erfüllt zu haben, und ihrem Lebensende nahe zu seyn. Wo sind die blühenden Handelsstaaten, die aus der Kraft des abscheidenden Mittelalters hervorgingen, die italienischen Republiken, der hanseatische Bund, Portugals und Spaniens Flor? Die Hierarchie des neuen Roms ist längst zu Grabe getragen, und steht nur jetzt als ein ohnmächtiges Gespenst wieder auf, das seinen endlichen Exorcismus erwartet. Selbst das merkwürdige Reich, das noch vor kurzem, ein zweites altes Rom, der Welt Fesseln anzulegen drohte, scheint mit der letzten Anstrengung seiner Kraft die Kraft selbst verlohren und durch seine elektrischen Erschütterungen nur die schlummernde Thätigkeit jüngerer Völker geweckt zu haben, die wir, über kurz oder lang, von neuem auf dem Kampfplatze der Welt erblicken werden. Das stolze England ist in seiner Blüthe; aber Kenner behaupten, es sey schon in seinen Grundvesten untergraben. Und so wechselt und wandelt Alles, was sich nicht dem Prinzip der Ruhe, wie die Chinesen und Indier, und Thibetaner, sondern dem der Bewegung weihte, und wir finden nur ein einziges Volk unter allen Völkern der Erde, das in allem

Wechsel der Zeiten und Räume bestanden, sich durch alle Erschütterungen, Revolutionen und Umgestaltungen der Staaten und Völker hindurch gewunden, und, obgleich auf das mannigfaltigste, oft zerstörendste, von allen Seiten und zu allen Zeiten berühret, durch alle Länder, Völker und Zeiten umgetrieben, dennoch von seinem ersten Ursprunge an, als ältestes geschichtliches Volk, bis auf den heutigen Tag zugleich seinen eigenthümlichen Charakter beibehalten hat. Ein Jeder sieht, daß die Hebräer gemeint sind, die, wenn sie auch nur dieses Umstandes wegen merkwürdig wären, schon darum den Blick des Geschichtsforschers ganz besonders auf sich ziehen müßten. Wir betrachten sie hier auch blos in ihrer organischen Beziehung, wo sie, starr und flüssig zugleich, als ein Mittelglied, die beiden entgegensetzten Elemente des geschichtlichen Organismus zu verbinden scheinen. Diese Erscheinung ist zu sonderbar, daß ich nicht sage wunderbar, und das Ereigniß liegt zu factisch da, als daß man nicht fast gezwungen werden sollte, ihm eine welthistorische, universelle Bedeutung zu geben. Welche? wird die Folge lehren. Vor der Hand sey es genug, das geschichtliche Prinzip der

Beharrlichkeit in den asiatischen Nationen, die gleichsam Stereotypen der Geschichte sind, das der Bewegung in allen nach einander cultivirten Völkern, und endlich die Neutralisation beider Prinzipien in der Geschichte des Volkes welches in heiligen Schriften das auserwählte genannt wird, factisch und unläugbar dargestellt zu haben. Ehe wir weiter gehen, nur noch die Frage: Ist der Kreislauf der Cultur unter den Völkern als schon vollendet anzusehen? Es gehört keine Weissagungsgabe dazu, zu vermuthen, daß der Norden von Europa, daß Amerika, daß selbst das innere Afrika mit seinen schwarzen und schwarzgelben Bewohnern noch die Schule der Bildung zu durchlaufen hat. Die Franzosen haben dem Adel des russischen Volkes ihre Bildung eingeimpft, aber das Volk selbst erwartet noch seine Bildung und hoffentlich eine bessere. Die Bürger der amerikanischen Freistaaten sind Zöglinge vorzüglich und namentlich der Engländer, aber im Herzen von Amerika wohnt noch der wilde Stamm der Nation, von welchem zu wünschen ist, daß ihm nicht die Laster seiner Nachbarn, sondern ihr Tugenden eingeimpft werden. Den Schwarzen in Afrika endlich, die

schon Beweise gegeben haben, daß sie nicht unter die Thiere gehören, schlägt, aller Wahrscheinlichkeit nach, bald die Freiheitsstunde; und einem Volke, dem die Freiheit geschenkt ist, ist auch die Möglichkeit der Cultur geschenkt. Wenn nun, wie man nicht abläugnen kann, ohne die Augen zuzuschließen, die Cultur, auch nur eine solche wie wir sie bis jetzt kennen, nach und nach, wie ein Brand, wie eine Flamme, die alles verzehrt, was brennbar ist, die übrigen jetzt noch uncultivirten Völker ergriffen hat, wenn sogar, sey es von Europa, oder — was fast wahrscheinlicher ist — von Amerika aus, nachdem dieses seine völlige Mannskraft erlangt haben wird, wenn sogar das hartnäckige Asien mit seinen Ottomannen, seinen Tatarn und Mogolen, seinen Indiern und Chinesen, vielleicht von zwei Seiten bedrängt, dem Strome neuerer Cultur nicht mehr widerstehen kann: Was dann? Dann ist geschehen, was der Anlage und Zeitengeschichte nach über kurz oder lang geschehen muß, und sich jetzt schon sehr deutlich verkündigt, dann ist eine allgemeine Berührung aller Völker in Gang gebracht und die Möglichkeit gegeben, daß diese Berührung nicht blos eine äußere und mechanische,

sondern auch eine innere und organische werde; dann ist das ganze Menschengeschlecht eine gleichnamige Größe geworden, deren Verhältnisse die Vernunft berechnen, feststellen, ordnen, und in ein intellectuelles und moralisches Gleichgewicht bringen kann. Aber jene Amalgamation der Cultur muß erst vollendet seyn. Sie ist es noch nicht: sie wird es aber durch die beiden Hauptagenten der Völker: Handel und Krieg, nebenher auch durch Künste, Wissenschaften und Religion. (Ich verstehe hier unter Religion die Völkerdogmatik, und nicht das heilige Vernunft-Leben, als welches die letzte Frucht der Menschheit ist, deren Reife wir sobald noch nicht zu erwarten haben.) Die Menschheit ist wie das Metall, das erst von den Schlacken gereinigt werden muß, ehe es geschmolzen, und erst geschmolzen werden muß, ehe es in die Form gegossen werden kann, zu der es bestimmt ist: diese Form aber ist die lebendige Vernunft. Und diese, und wie sie ihren organischen Bau durch die verschlungenen Züge der Menschengeschichte verfolge, wollen wir jetzt ferner beobachten. Also: es giebt eine organische Anlage in der Geschichte selbst: es giebt ein festes, ein bewegliches und

ein vermittelndes Prinzip der Geschichte, wie in den entstehenden räumlichen Organismen. Wie aber in diesen die Mannigfaltigkeit und Verbindung der Organe nur das Aeußere ist, das Innere aber immer die Seele bleibt; so auch in der Geschichte des Menschengeschlechtes.

Jede Kraft überhaupt, und die intellectuelle Kraft im weitesten Sinne, ins besondere, ist an Organe gebunden. Die Organe der Vernunft sind die Völker. Stellen sich die Völker im Laufe der Zeiten auch wirklich als solche Vernunft-Organe dar? und in welchen Verhältnissen sind sie es? Die Vernunft ist, nach unserer frühern Auseinandersetzung, Kraft, Licht und Liebe, oder Wille, Geist und Gemüth, in Einem Bewußtseyn. Ihr organisches Streben kann also nur darauf ausgehen das Menschengeschlecht zu Einem harmonischen Ganzen von Gemüth, Geist und Willen zu machen. Ehe sie diese Kräfte aber im Menschengeschlechte vereinigen und binden kann, muß sie dieselben einzeln zur lebendigen Erscheinung bringen. Hat sie hier schon etwas gethan? und was sagt hierüber die Geschichte? Diese führt uns die merkwürdige Erschei-

nung von Organen, d. h. von Völkern auf, in welchen das Weltgemüth, d. h. die Religion vorzüglich niedergelegt wurde, und welche die Religion theils innerlich und im Stillen pflegten, theils weiter verpflanzten. Das große Indien mit seinen nächsten Nachbarländern, wie die Geschichte bezeugt, ist ein solches Organ der Religion, das aber in seiner Ausbildung liegen blieb, wie in dem Embryo das Hirn die Nachbildung der übrigen Organe erwarten muß. Aber der Sinn für Religion muß das ganze Menschengeschlecht durchdringen, und so hat sich denn diese heilige Quelle durch das frühere Juden- und das spätere Christenthum bis an die fernsten Enden der Erde ergossen. Die Juden sind — ihrer mannigfaltigen Ausartung ungeachtet — ein durchaus religiöses Volk und zur Fortpflanzung der Religion gebildet. Ihr Ziel war erreicht, als das Christenthum auf sie geimpft war; und sie irren jetzt scheinbar bestimmungslos umher, aber die Frucht, die sie getragen haben, wuchert. Nicht in den Formen, die der Christianismus angenommen hat, nicht gerade in den Völkern, die ihn mannigfaltig verunstaltet haben, aber in dem Geiste, der sich an kein Volk bindet, sich nicht ertödten läßt, sondern sich an tausend

Punkten der Erde immer reiner und reiner entwickelt. Es ist sehr wahrscheinlich (ohne Schwärmerei sey es gesagt, und die natürliche Organisation der Erdenvölker und ihre Anlage deutet darauf), daß dieser Geist sich endlich einmal in dem Organe am herrlichsten offenbaren wird, welches für ihn am meisten empfänglich ist: und dieß ist unter dem milden und zarten Himmel des Orients, dessen Gemüth und Phantasie sich am nächsten dem Ueberirdischen anschließt. Die erste Entwickelung der Vernunft war die gemüthliche im Orient, und es scheint, es werde auch die letzte seyn. Die Entwickelung der Religiosität unter den Völkern bezeichnet die erste Bildungskraft der Menschheit.

Aber die Vernunft ist ihrem eigensten Wesen nach auch Intelligenz; und Wissenschaft und Kunst sind ihre Organe in den Völkern. Alle mit Wissenschaft und Kunst vorzüglich begabten Völker der alten Zeit bezeichnen also die zweite Periode der Vernunft-Entwickelung. Und welches Volk wäre hier vor allen andern zu nennen, als die Griechen? Was wir noch jetzt von Wissenschaft und Kunst besitzen, wir haben es von ihnen geerbt, in denen sich frühere und fremde Keime zu einge-

bohrnen schöneren Blüthen entfalteten. Aber Kunst und Wissenschaft gestalten sich um nach den Ländern und Zeiten; und so sind denn beide auch bei uns anders gestaltet, als sie früherhin waren; immer aber bleiben sie das Medium, durch welches uns die Intelligenz entgegenstrahlt und ihr Wesen in unser Inneres bildet.

Die Vernunft ist endlich auch Wille und Kraft. Als sich die Menschen in den früheren Bildungsschulen durchgeübt hatten: traten sie in die dritte Periode, wo der kräftige Wille rein ausgebildet werden sollte. Eine einseitige Ausbildung wie jede einzelne; aber sie war nöthig und dem Bildungsgange gemäß. Rom lernte und zeigte dem Menschengeschlechte, was Kraft ist. Als dieß die Weltbeherrscher selbst vergessen hatten, wurden sie durch die rohe, aber ungeheure Macht ihrer Ueberwinder schmerzlich daran erinnert. Lange waltete die rohe Kraft, die Erde bedurfte der Kräftigung, und so verlängerte sich diese dritte Bildungsperiode bis an die Grenzen der neueren Zeit. Kraft ohne Form und Gesetz ist verderblich, und so begann ein neuer Entwickelungslauf. Aber Neues war nicht zu entwickeln, das Alte mußte in umgekehrter Ordnung wiederkehren.

Kunst und Wissenschaft, scheinbar unterdrückt, ja zertreten von der übermächtigen und übermüthigen Kraft, traten anfangs schüchtern, bald aber reich und üppig, ein schöner Blumenflor, aus dem Boden, der so lange geruht und dadurch neue Fruchtbarkeit gewonnen hatte. Von Jahrhundert zu Jahrhundert breiten sich ihre Pflanzungen weiter aus, und es würde Mühe kosten, sie abermals zurück zu drängen. Und, was die Hauptsache ist, sie streben nach Einem Ziele, mehr als jemals, klarer, sich selbstbewußter und lebendiger als jemals: nehmlich nach der Verherrlichung alles Göttlichen. Zwar ist ihr Wirkungskreis noch immer enge genug in beschränkte Grenzen abgesteckt; aber er wird, er muß sich erweitern: denn alle Bildung schreitet vorwärts. Zwar kämpft das Menschengeschlecht noch mit unzähligen Hindernissen seiner letzten Ausbildung: aber diese Hindernisse selbst werden es immer mehr aufregen, immer weiter führen, und es wird zuletzt nichts übrig bleiben, als die Bildung da zu vollenden, wo sie ausgegangen ist, im Gemüthe, in der Umgestaltung der Gesinnung, in der freundlichen Annäherung Aller zu Allen, in gegenseitiger Hülfleistung. Es läßt sich nicht

denken daß sich die Herrschaft des Verstandes immer mehr ausbreite — wie dieß offenbar von Tage zu Tage geschieht, wenn auch nur eines Verstandes der noch dem Eigennutze fröhnt — es läßt sich nicht denken daß der Mensch klarer sehen und erkennen lerne, ohne zuletzt auch seinen wahren Vortheil einzusehen: und dieser besteht allein in gegenseitiger Humanität, nicht der heuchlerischen Höflichkeit, sondern der herzlichen Zuneigung. Und so wollen wir denn glaubensvoll annehmen, was die Vernunft dem Ganzen der Geschichte so deutlich aufgedrückt hat, daß sie sich, wenn auch auf scheinbaren Umwegen, durch scheinbar zweckwidrige Mittel, dennoch unausbleiblich als Geist des Menschengeschlechtes gestalten werde. Was jeder Einzelne hiezu beiträgt, ist sein eigener Gewinn, in anderen Sphären, wenn er nicht zu dieser allgemeinen irdischen Erute reift.

VII.

Ueber die Heroen der Menschheit.

So oft eine Zeit, ein Volk bedeutend wurde, geschah es durch die Erscheinung, Kraft und Thätigkeit von einzelnen Menschen, welche über das Gewöhnliche hervorragten, und bald unter dem Namen von Göttern, Halbgöttern, Königen und Helden, bald unter dem von Gesetzgebern, Weisen, Dichtern und Propheten von dem staunenden Volk verehrt wurden. Wir wissen, daß sich diese Verehrung der Völker, wie jenes Hervorragen der Edlen, in das graueste Alterthum verliehrt, und es ist unnöthig, hierüber Belege beizubringen. Was helfen auch Namen, die weniger als Schatten sind, wenn die

lebendige, die geistige Gestalt verschwunden ist. Diesem Schicksale ist keiner der frühesten Völker-Heroen entgangen; und die spätern ragen in dem Maße weniger hervor, jemehr sich, mit fortschreitender Cultur, ihre Zahl vervielfältiget. Wir denken aber auch hier nicht von den Heroen der Völker, sondern von denen der Menschheit zu reden. Wir unterscheiden nehmlich von den großen Naturen, welche für ihre Mitbürger, für ihr Land, für ihre Zeit, ja für die Folge-Zeit wirksam nnd wohlthätig waren, wie ein Sesostris der Aegyptier, ein Con-fut-see der Chinesen, ein Solon, Codrus, Socrates, Plato der Griechen, ein Numa der Römer; wir unterscheiden von diesen Allen und den ihnen Aehnlichen jene außerordentlichen Menschen, welche nicht sowohl für irgend ein einzelnes, vorübergehendes Volk, als vielmehr für die gesammte bleibende Menschheit, nicht sowohl für die Zeit, als für die Ewigkeit gelebt und gewirkt haben. Jene ersten nennen wir: Heroen der Völker, diese letztern: Heroen der Menschheit. Nicht als ob Jene nicht auch Einfluß auf das Ganze, diese nicht auch Einfluß auf das Einzelne gehabt hätten: aber es ist das Streben, es ist der Grund, das We-

sen und der Zweck dieses Strebens, welches die Heroen der Menschheit von denen der Völker auf das bestimmteste scheidet und zwischen beiden Arten von Genien unauslöschbare Grenzen zieht. Nehmlich Sorge für das Wohl der Bürger, für die Erhaltung, das Gedeihen, die Erweiterung und Befestigung der Staaten, so wie auch Erfindung und Förderung nützlicher, ja erhabener Künste und Wissenschaften, wie der Baukunst und Skulptur, der Mathematik und Philosophie, ist der Charakter der wohlthätigen Völker-Genien; hingegen: Sorge für die Entwickelung und Ausbreitung des Ewigen, des rein Göttlichen unter den Menschen, für die Hinaufbildung der Menschheit zur Religion, zur Gemeinschaft mit dem Quell alles Seyns und Lebens, zur Bürgerschaft in dem unsichtbaren, unvergänglichen Reiche der Himmel, welches seine Wurzeln in der unsichtbaren und unvergänglichen Welt schlägt, dieß ist der Charakter, dieß das Geschäft der höchsten Genien des Menschengeschlechts, welche, weil sie mehr als andere Menschen nicht blos, aus dem großen Haufen, sondern auch mehr als alle Helden, Künstler und Weise, überirdischer Kräfte bedürfen und überirdische Kräfte äußern, indem

sie die Fesseln der Welt von sich abgestreift haben und frei über dem Erden-Getümmel stehen, als Ueberwinder des irdischen Seyns, vorzugs- und unterscheidungsweise, ja ausschließlich und einzig Heroen der Menschheit zu nennen sind. Wenn wir einen Abraham, einen Moses zu diesen letztern zählen, ja als deren Stammväter gleichsam, als die Ur-Ahnen eines göttlich-adelichen Geschlechts aufstellen, dagegen aber einen Thales und Pythagoras, einen Homer und Sophokles, einen Socrates, Plato und Aristoteles, einen Cimon und Aristides, einen Regulus, einen Cato, einen Titus aus jener Reihe ausschließen, nicht mit jenem Geschlecht göttlicher Menschen vermengen, an welche sich späterhin die Propheten, ein David, und die Apostel schließen, sondern wenn wir beide Klassen, die irdischen und die göttlichen Heroen, scharf von einander absondern: so scheinen wir, wo nicht ganz etwas Unstatthaftes und Widersprechendes, wenigstens etwas sehr Gewagtes und schwer zu Erweisendes zu beginnen, indem wir uns den Anschein geben, als wollten wir die Einen, welche wir irdische Genien nennen, um ihr allgemein anerkanntes Verdienst, um ihren wohlverdienten Ruhm, um die

Ehre der Unsterblichkeit in dem Andenken der Menschen bringen, die Andern hingegen, die wir mit dem Namen göttlicher Genien bezeichnen, nicht blos auf Unkosten Jener, erheben, sondern auch über eigenes Verdienst und gerecht erworbenen Rang würdigen. Jedoch in Abraham hat sich der Keim des Glaubens entwickelt, welcher der Sieger über die gewaltigsten Feinde des Menschen, über die Furcht und den Zweifel ist, und welcher eine unsterbliche Kraft, ja die Kraft der Unsterblichkeit in sich trägt; Abraham ist also ein überirdischer, ein göttlicher Held. Moses hat das Gesetz der Verehrung eines einigen Gottes aufgestellt, er hat einen Grund-Ton des Menschen-Lebens angeschlagen, welcher durch alle Zeiten und Geschlechter fortwogend, immer mehr an Stärke gewinnt, immer mehr Harmonie entfaltet, und die auseinander getretene Mannigfaltigkeit der Menschen mit göttlicher Kraft in ein unsichtbares Band zusammen zu fassen strebt, und zuletzt — der Lauf der Zeiten verkündiget es — zu einem solchen Bande vereinigen wird. Sein Werk schreitet über alle Geschlechter und Zeiten, es ist ein göttliches Werk, und die Kraft Moses, die Kraft eines göttlichen Helden. Im

gleichen Sinne, mit gleicher Lauterkeit und Gewalt, oder vielmehr, immer geläuterter, immer gewaltiger strömt die göttliche Fluth des Urglaubens und Urgesetzes durch die Propheten und David fort, bis zu dem Meere der Liebe in dem Heiland der Welt, aus welchem die Helden-Seelen der Apostel als eben so viele lautere Bäche himmlischen, unvergänglichen Lebens hervorgequollen sind, ihre belebende Kraft über den Erdkreis ergießend, fortwährend, immer stärker, immer herrlicher strömend, bis die ganze Erde erquickt, und mit unvergänglichem Palmen-Grün geschmückt seyn wird. Man kann sich diesen Wunder-Licht-Streif göttliches Wesens und Lebens, welcher die Geschichte der Menschheit durchzieht, nicht mit besonnener Klarheit denken, nicht zur lebendigen Anschauung bringen, ohne mit dem Strome fortgerissen zu werden, und die ruhige Rede zu verliehren. Wir gewinnen sie wieder, indem wir uns zu der Betrachtung des Wirkens und Schaffens der edlen, aus dem Irdischen in das Irdische strebender Geister wenden. Wir äußerten oben, es sey das Streben, der Grund, das Wesen und der Zweck des Strebens, welches die Heroen der Menschheit und der Völker von

einander scheide. Wie unterscheidet sich nun das Streben der Völkerheroen von denen der Menschheit? Wie das Beschränkte vom Unbeschränkten, wie das Vergängliche vom Unvergänglichen. Das ganze Menschenleben, wie der Einzelnen, so der Geschlechter, ist ein vorüberfliehendes Seyn; alles menschliche Wissen und Können ist an irdische Einrichtung gebunden. Zwar ist nicht zu läugnen, daß, wenn auch Völker, wie Individuen, untergehen, dennoch der Geist, der sie belebte, auf die Nachkommen, wiewohl in mancherlei Umgestaltungen, übergetragen wird, fortwuchernd, sich ausbreitend, sich immer mehr entfaltend und verfeinernd. Allein zum Theil haftet dennoch dieser Geist an den Einzelnen, als ihr Eigenthum, welches sie mit sich davon nehmen, wenn sie von der Welt gehen: denn das Genie zu Kunst und Wissenschaft, zu Gesetzgebung und Lenkung der Staaten ist nicht erblich; theils ist aber auch dieser Geist selbst ein irdischer und endlicher, wiefern er immer nur Irdisches und Endliches ausspricht. Eine Staaten-Einrichtung, eine Regierungsform, paßt immer nur für einen bestimmten Staat, in bestimmter Zeit, in bestimmten Verhältnissen; sie verändert sich, oder

hört ganz auf, wenn die äußern und innern Bedingungen der Existenz eines Staates verändert oder aufgelöst werden. Die Kunst aller Art, sie keimt auf, sie blüht, sie vergeht, wie die Pflanze, wie der Mensch selbst; sie ist, wie er, unaufhörlichen Veränderungen unterworfen; übrigens ist sie immer nur Symbol eines höhern Lebens, Hindeutung auf ein solches Leben, Vorbereitung zu demselben und gleichsam Prophezeihung desselben, nie dieses höhere Leben selbst, dessen Charakter Unvergänglichkeit ist. Wo ist das Genie zur Skulptur der Alten? wo ein Phidias und Praxiteles? Wo ist das Genie zur Baukunst der Alten, und, in ihrer Art, auch der mittleren Zeit? Die schönen Formen der Tempel des Alterthums, die erhabenen der Kirchen des Mittelalters, sind erfunden und erschöpft. Aus der starren Masse entfloh der Geist der Kunst und ergoß seinen Hauch auf die Flächen der Wände, der Leinwand. Auch diese Blüthe der neuern, in der Malerei wieder erwachten Kunst, ist verwelkt, und ihr Geist zu Grabe gegangen. Nur sein Schatten, wie der Schatten der Skulptur und Baukunst, wandelt noch auf der Erde umher: die Seele hat sich einen andern Körper ge-

wählt; aus dem Reiche des Lichts und der Farben ist sie in das der Luft und der Töne übergegangen. Aber schon beginnen diese zu verklingen und deuten ihr nahes Verschwinden an. Wie Raphael und Angelo auf dem Gipfel ihrer Kunst, so scheinen Mozart und Bethoven auf den der ihrigen gestiegen zu seyn. Nur Eine Kunst ist es, welche, früher als die übrigen gebohren, mit ihnen durch alle Verwandlungen fortlebend, sie begleitend, beseelend, auch sie alle überleben zu wollen scheint: die Poesie. Und gleichwohl, welche Verwandlungen hat auch sie erfahren! Ein Homer, ein Pindar, ein Sophokles lebt nicht wieder auf; ein Ossian, ein Dante, ein Shakespear ersteht nicht wieder. Die andern Nationen haben keine Dichter mehr; in den engen Kreis der Deutschen ist die Seele der Dichtkunst zurückgetreten. Aber ist es ein gutes Zeichen, wenn die Seele eines großen Körpers, des Menschengeschlechts, allmählich die übrigen Glieder verläßt, um in einem einsamen Mittelpunkte zu hausen? Wir wollen es uns nicht verbergen: auch die Poesie, in allen ihren Arten erfunden, und vielleicht auch nun erschöpft, scheint von der Trauer über den Tod ihrer übrigen

Geschwister tief erschüttert zu seyn, und, zum Theil von ihnen belebt, wie sie selbst dieselben belebte, an ihrer einsamen Existenz kein rechtes Wohlgefallrn mehr zu finden. Wie? wenn das Schicksal der übrigen auch das ihrige wäre? Es scheint, als hätte sich der Geist der Kunst im Laufe der Zeiten, wie die Natur selbst, von außen, von dem rohen Stoffe herauf immer mehr in das Innere, in das Reich der bloßen Form und des reinen Geistes hinauf und hinein gebildet, als wäre, wie bei Völkern, wie bei dem Bau lebendiger Organismen, das früher Herrschende späterhin zum Dienenden bestimmt. In grauer Vorzeit gnügte es dem Künstlergeiste, den Göttern Tempel errichtet zu haben, in deren Formen er sich liebend beschauete. Bald wurden die Tempel nur die Schalen für den edleren Kern der Göttergestalten selbst. Späterhin dienten die Tempel zum Schutz, die Bildsäulen zur Folie der glühenden Mahlerträume, an den Wänden, an der Leinwand versichtbart. Aber es kam auch die Zeit, wo Tempel, Statuen und Gemählde dienend den Geist des Hörers sammelten und bereiteten, den Strom der Harmonien aus dem Reiche der Musik aufzufassen,

und von ihm im Innersten seines Gemüths erschüttert zu werden. Aber die Seele der Töne war und wurde der Hymnus. Sollte nicht auch dieser zuletzt der Rede im Geist und in der Wahrheit, nicht weichen, aber dienen? Noch zeigen sich nur einzelne Spuren davon in unserer heiligen Redekunst; aber einzelne Erscheinungen deuten darauf hin, daß diese endlich ihrer Kindheit entwachsen und glorreich über den übrigen, als die innerlichste und höchste der Künste schweben wird. Als die höchste? Die höchste Kunst ist die des Lebens selbst in seiner Vollendung, nicht in der äußern Darstellung und in dem Schein des Lebens, welchen unsere Schauspieler, künstlich genug, erheucheln: denn auch die Schauspielkunst hat sich zu einer temporären Herrschaft über die übrigen Künste emporgeschwungen, und zwingt sie alle ihr zu dienen; aber der Schein ist nicht die Wahrheit, und die Gewalt über den äußern Menschen ist nicht die höchste Gewalt, welche der Mensch erringen soll, sondern die über den innern, die Bändigung desselben unter das Gesetz der Freiheit, und die Bildung desselben zur heiligen Gestalt, zum göttlichen Leben. Ist dieß nicht Täuschung — und ist nicht

das Leben sein eigener Zweck? — so ist auch das Räthsel aller Kunst = Erscheinung gelöst, und alle Kunst erscheint als Hebel für den Geist, als Förderin seiner Entbindung vom äußern Stoffe zur innern Form, als Wegweiserin auf seinem Pfade von der Erde zum Himmel, wiewohl nicht als nächste, unmittelbare, belehrteste und belehrendste Wegweiserin: denn dieses ist allein die Religion. Demnach — und wir kehren hier zurück, wovon wir ausgingen — haftet Unvergänglichkeit und höchstes Wesen nicht an der Kunst, die übrigens, was schlüßlich nicht übergangen werden darf, da sie den Händen der Menschen anvertraut ist, auch die Unvollkommenheit, ja Gebrechlichkeit derselben theilt. „Auch der gute Homer schläft zuweilen.“ Aber nun die Wissenschaft, ist es auch mit ihr so beschaffen? und erfährt nicht der Mensch durch die Wissenschaft das Höchste, was in ihm zum Bewußtseyn gelangen kann? ist demnach auch sie etwas Endliches, Vergängliches? und sind demnach auch ihre Heroen, wie die der Kunst, nur Diener des Irdischen? Sie sind es, so stolze Siegel auch die Wissenschaft auf ihre Dokumente drücken mag. Die höchsten Erscheinungen der Wissenschaft sind

Mathematik und Philosophie. Die erste, in ihrer unumstößlichen Gewißheit, bekennt gleichwohl durch ihr Geschäft, die Grenzen des Raums und der Zeit zum Bewußtseyn zu bringen, daß gerade sie es ganz eigentlich und streng mit der Endlichkeit zu thun hat, und daß es ihre eigenste Angelegenheit ist, diese Endlichkeit zur höchsten Klarheit zu läutern. Sie genieße demnach ihren Ruhm in ihrem Gebiet, aber sie wage sich nicht in das der Unvergänglichkeit hinaus. Dieses scheint der Philosophie vorbehalten zu seyn. Aber es scheint blos so. Der Philosoph, auch wenn er sein Werk geendet hätte, — was ihm bis jetzt noch nicht gelungen ist — kann doch nichts mehr thun, als die endlichen Formen des Geistes und seine endlichen Betrachtungsweisen aufstellen; er arbeitet also, stelle er sich auch wie er wolle, im Irdischen für das Irdische. Dieß klingt hart, spricht aber doch nur die Wahrheit aus. Denn was giebt uns der Philosoph? Giebt er uns die Wahrheit? Er muß sie selbst auf Treue und Glauben annehmen! Lehrt er uns Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft übersehen? Die erste nicht ohne Geschichte: und wie mangelhaft! die zweite nicht ohne

das Leben; und wie beschränkt! Von der dritten weiß die Philosophie gar nichts, als Träume, Möglichkeiten, Ahndungen. Und wer kann auf diese etwas geben? „Nun aber die Lebensweisheit lehrt sie doch!" Wie aber? ohne Erfahrung? und ohne Beziehung auf künftige Erfahrung im irdischen Leben? Denn zu diesem Behufe lehrt sie ja doch! Und was lehrt sie? „Genieße und Entbehre!" Hiezu bedarf es aber keiner Philosophie. Aber vielleicht sichert sie uns doch ein künftiges Leben. Dann müßte sie uns einen Gott zusichern; und keine Philosophie hat dieß noch gethan, kann es auch nicht: denn alle Philosophie muß in Formen und Formeln sprechen, die uns nur etwas Beschränktes, aber nicht das Unbeschränkte, Unbedingte, Höchste darreichen, was wir in der Gottheit suchen. „Man rechnet also das geniale Schauen und Begreifen eines Plato, eines Aristoteles für nichts?" Für Alles, was nur immer das irdische Leben aus Irdischem für Irdisches erzeugen kann, für die feinste Entwickelung des sich selbst überlassenen Menschengeistes, der aber darum, weil er sich selbst überlassen ist, dem Gesetz der Schwere anheimfällt, d. h. keine eigene

haltung hat. Was lehrt uns denn Plato? was beweiset er uns unwiderstehlich? was verbürgt er uns? Den Umfang und die Grenzen der menschlichen Phantasie! und Aristoteles? den Umfang und die Grenzen des menschlichen Verstandes! Aber beide, Phantasie und Verstand gehen eben nicht über das Endliche hinaus. Aber sind wir heutzutage nicht noch weiter gekommen? haben wir nicht einen Spinoza, einen Leibnitz, einen Kant, einen Fichte, einen Schelling, einen J. J. Wagner? welcher letztere sogar die Philosophie, was noch keinem seiner Vorgänger gelungen war, in reine Mathematik ausprägen, und so der Mathematik erst ihre volle Bedeutung, ihre wahre Gestalt, ihre rechte Stelle zusichern, den Philosophen aber in den Stand setzen will, die Welt klar und ungetrübt anzuschauen und alle Räthsel der Erscheinungswelt zu lösen. Und gelänge ihm dieß: so würde er uns doch nur durch eine Kette von Endlichkeiten führen und den Anfang und das Ende aller Endlichkeit unberührt liegen lassen, gleich seinen Vorgängern, die uns auch das Ewige, das Unvergängliche nicht reichen konnten, außer wiefern sie davon sprachen, als von Etwas, Ihnen nicht Erfundenem, sondern

Ueberliefertem. In summa: Die Philosophen mögen sagen, was sie wollen: sie führen das Schauspiel des Thurmbaues zu Babel täglich von neuem auf. Und gleichwohl ist ihr Aufflug der höchste, dessen die sogenannte Wissenschaft fähig ist. Aber der alte heilige Mann hatte Recht, welcher sagte: „Unser Wissen ist Stückwerk;" und welcher allem diesen Wissen einmal, wie allem menschlichen Thun, ein Ende prophezeihete. Wie aber die Kunst des Menschen Höchstes fördert, nur nicht unmittelbar und auf geradem Wege: so auch die Wissenschaft aller Art: denn sie schließt den Geist auf, übt ihn, sich für das Licht zu entfalten, und, indem sie ihn, wenn sie anders richtig erfaßt wird, die irdischen Dinge und ihre Verhältnisse behandeln und beherrschen lehrt, macht sie ihn in so weit frei, daß er mit klarer Besonnenheit sein höchstes Ziel verfolgen kann, das Ziel, zu welchem keine Kunst und Wissenschaft führt, weil es kein endliches ist, und welches nie in den Sinn eines Staats-, oder Kunst-, oder Wissens-Helden kam, sondern den Menschen allein durch die eigentlichen Heroen der Menschheit in hoher Einfalt offenbart worden ist. Man wird hierbei sagen?

hat Plato nicht das Ewige verkündet? nicht Socrates im Ewigen gelebt? Wir erwiedern aber: diese beiden Heroen ihrer Zeit und ihres Volks und ihrer Art können nur von Demjenigen recht gewürdiget werden, welcher das Wesen des Ewigen, angeleitet durch des Erlösers Lehre und Leben, in sich zu erzeugen bemüht war. Das Wesen des Ewigen ist Heiligkeit, in einem Sinne, in welchem Plato nicht gelehrt, Socrates nicht gelebt hat. Wo steht in Plato's Schriften: „Gott ist die Liebe"? Vermochte Socrates zu segnen die, welche ihm fluchen? Nein! „liebt die Freunde, — sprach er, — haßt die Feinde!" Sein Vaterland war ihm Athen; die höchste Bürgertugend: höchste Tugend. Er starb; doch hätte er gern gelebt, nur nicht in Schande. Dieß war es, was ihn und Andere vor und nach ihm den Tod statt längern Lebens wählen hieß. Schande war dem Griechen das höchste Unglück, der höchste Schmerz. Socrates gab demnach sein Leben für die Endlichkeit hin, nicht für die ewige Idee, da seine Philosophie im Nicht-Wissen bestand. Hatte er den Glauben? hing er an Gott? Er war und blieb ein isolirter, selbstständiger, in seiner Selbstständigkeit freier

Mensch: er kannte demnach das Leben im Ewigen nicht, welches in der Hingabe des eigenen Lebens und Willens an den höchsten und heiligsten Willen besteht. Er war ein Weiser, so weit der in der Endlichkeit für die Endlichkeit lebende Mensch es seyn kann; wie Plato ein Seher war, dessen Ideen darum das Gepräge der Endlichkeit an sich tragen, weil sie nicht vom Heiligen erfüllt sind. Wäre Plato, wäre Socrates ein Heros der Menschheit gewesen, so müßten ihre Lehren die ganze Menschheit umfassen, in der ganzen Menschheit ausgebreitet seyn, oder wenigstens zu allgemeiner Ausbreitung hinstreben: allein weder die praktische Philosophie des Socrates, noch die theoretische des Plato sind dazu geeignet. Sie erfüllten ihre Zeit, sie strahlten in die Ferne; aber diese Strahlen, so sehr man sich auch heute noch bemühe, ihr Licht zusammen zu fassen, sie verliehren ihre Kraft immer mehr, je weiter die Zeiten vorrücken und das Alterthum sich entfernt: dahingegen das Licht, welches von Christo ausging, von Tage zu Tage den Erdkreis mehr erleuchtet. Die heutigen Philosophen selbst schöpfen aus diesem Lichtquell. Woher nahm Kant sein Sittenge-

seß, und Fichte die ewige Vernunft? Macht nicht in der Anweisung des Letztern zum seligen Leben das Evangelium selbst den Schlußstein? Ja, dieses ist es, was uns in ewigen Denkmahlen die Blüthe der Heroen der Menschheit aufstellt, welche in den Helden des alten Bundes noch wie in der Knospe verschlossen lag. Hier nimmt die Welt, hier nimmt das Leben eine andere Gestalt an. Das irdische Daseyn verschwindet in Nichts vor dem Blick, vor dem Handeln dieser göttlich-großen Menschen, dieser Apostel. Alle Erden-Sorge und Furcht, alle irdische Begierde und Lust treten sie mit Füßen, nicht weil ihnen das Leben ertödtet, sondern weil ihnen ein neues, höheres, ewiges Leben aufgegangen ist. Sie durchschauen die Schranken der menschlichen Kunst und des menschlichen Wissens, und aller menschlichen Mühe und Arbeit. Sie wissen, daß alle Dinge nichts sind, und daß Gott Alles in Allem ist; ihr Leben ist eine fortwährende Heiligung und ein fortwährendes Athmen im Heiligen. Sie sind Virtuosen des Lebens und der Liebe, die nicht begehrt, nicht nimmt, die nur giebt und opfert, auch das Leben, damit Allen geholfen werde, damit Alle zur Seligkeit

eingehen. Wer thut wohl etwas für Andere, daß er nicht auch sich selbst bedenke? Sie aber denken nicht an sich, sondern nur an die Andern; sich selbst vergessen sie, sich selbst betrachten sie nur als Durchgangspunkte des göttlichen Strahls, als Werkzeuge der göttlichen, rettenden, helfenden, überschwenglich beseligenden Huld. So stehen sie da als Muster für alle Zeiten, als lebendige Kunstwerke voll göttlicher Schönheit, als Virtuosen in der höchsten Kunst, in der Kunst des Lebens im Geist und in der Wahrheit, des Lebens im Licht und in der Liebe. Kein Mund eines der Endlichkeit noch nicht entwundenen Sterblichen konnte sagen, was der heilige Mund des über der Welt stehenden, göttlich-erhabenen Heiden-Bekehrers Paulus sprach, der sich selbst für den größten Sünder erkannte: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engel-Zungen redete, und hätte der Liebe nicht: so wäre ich ein tönend Erz, oder eine klingende Schelle. — Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungebehrdig, sie suchet nicht das ihre, sie läßet sich nicht erbittern, sie verträget alles, sie hoffet al-

les, sie duldet alles.“ So spricht, so sprach nie eine Philosophie; bis dahin reichen keine Prinzipien menschlicher Weisheit. Solcher Kraft, solcher Selbstverläugnung war nie ein menschlicher Held, ein Mann des Volks und der Zeit, fähig; eine übermenschliche Größe herrscht in dieser Gesinnung, welche die Gesinnung aller Apostel, und nicht blos ihre Gesinnung, sondern ihre That, ihr Leben war. Darum steht ihr einfältigen Fischer und verachteten Zöllner, darum stehst du, Paulus, der du dich den geringsten unter den hohen Aposteln, der du dich eine unreife Geburt nennst, so einzig groß und hervorragend da, über alle die Millionen, welche seit nun fast zweitausend Jahren auf dich, auf einen Petrus, auf einen Johannes, auf die ganze kleine heilige Schaar zurück und hinauf blicken; und immer größer, immer höher erscheint ihr, in immer herrlicheren Glanze, in immer geläuterterer Schönheit, je mehr sich die Zeit von ihren Schlacken reiniget, je klarer, je reiner es in uns selbst wird, je mehr wir euch verstehen und euer erhabenes Wesen zwar nicht begreifen, aber doch ahnden können.

Warum ist aber hier unter den Heroen der Menschheit nicht der Meister genannt worden, der seinen

Jüngern die Füße wusch? weil er nicht unter die Sterne gehört, die in der Nacht leuchten, sondern weil er die Sonne ist, die den Tag gebracht hat. Er ist kein Starker in Vergleich mit den Schwachen, kein Weiser in Vergleich mit Unwissenden: sondern er steht einzig und ohne seines gleichen da; er ist die reine, fleckenlose moralische Kraft und Freyheit selbst; die Erscheinung des Lichts in der Finsterniß. In ihm sammeln sich alle Strahlen der Menschheit. Diese Höhe allgemeinen Vernunftlebens, reiner Humanität, oder vielmehr reiner Göttlichkeit, wurde früherhin von der Welt nicht geahndet, zu seiner Zeit nicht begriffen, und späterhin bis jetzt, nur in schwachen Versuchen nachgeahmt. Er ist das Ideal menschlicher Virtuosität. Das reine Leben im göttlichen Wesen, das leichte Hinweggleiten über alle sinnlichen Anstöße, ohne sie zu berühren, ohne von ihnen verunreinigt zu werden, die Gewalt alles tragender, alles umfassender, alles beglückender Liebe, einer Liebe, deren Größe wir noch gar nicht begreifen, die ihr Leben nicht für das Glück Einzelner, sondern für die Beseligung der Menschheit opferte; dieß alles sehen wir in ihm lebendig, nicht blos in Wort und Leh-

re, sondern in der That ausgesprochen. Große Menschen sind für ihre Freunde, ihre Mitbürger, für ihr Vaterland gestorben: er starb für die Welt; eine Idee, so kühn, so groß, so göttlich, daß sie vorher noch nie in eines Menschen Sinn gekommen war, und nun in keines Menschen Sinn wieder kommen kann. Doch hier nichts von seinem Zweck, seinem Leben, seinen Lehren, keine Zusammenstellung von Thatsachen, die seine Erhabenheit, seine Kraft, seine Reinheit beurkunden könnten. Nur einen Zug seines Wesens, der seine, keinen Vergleich duldende, moralische Höhe und die göttliche Freiheit seiner Seele psychologisch charakterisirt. Der Ausspruch, der so Vielen ein Aergerniß, ja eine Thorheit ist, wiewohl er das kräftigste Siegel der höchsten Weisheit bleibt: „liebet eure Feinde, segnet, die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch hassen, bittet für die, so Euch beleidigen und verfolgen," ist zuerst aus seinem Munde gekommen. Kein Mensch in der Welt, unter allen Völkern, vor und zu seiner Zeit, hatte auch nur in leiser Ahndung einen solchen Zug moralischer Größe empfunden und ausgesprochen. Die Freunde lieben, die Feinde hassen, war das Gesetz der

Welt und ist es noch. Nur die zum klaren Bewußtseyn erwachte Vernunft kann so sprechen und spricht so, wie dieser Einzige unter dem Menschen sprach. Ohne ein solches Handeln ist keine allgemeine Humanität, keine allgemeine Verbrüderung der Menschen denkbar. Und sein ganzes Leben war ein solches Handeln. Das größte Wort, was je ein menschlicher Mund ausgesprochen hat, sprach er noch, ans Kreuz geheftet, aus: „Vater, vergieb ihnen; sie wissen nicht was sie thun." Und diese Erhabenheit über Alles, was jemals Menschen erdachten und erstrebten, ist der Grund, warum ich diese in ihrer Art einzige Welterscheinung, die ich mich scheue mit dem Namen beschränkter und schülerhafter Wesen zu benennen, nicht in die Reihe derer aufgenommen habe, welche, aber nur in Beziehung auf Schwächere, Heroen und würdige Ringer nach der Lebensvirtuosität genannt werden können. Die reine und volle Lebensvirtuosität hat nur dieser Eine besessen. Er ist und bleibt das Ideal der Menschheit.

Wie die Mahler in ihren Schulen diesen und jenen als wackern Meister nennen, doch vor allen, ungeachtet seiner Mängel, den Raphael als das Muster

aller Vortrefflichkeit anerkennen, ja fast göttlich verehren: so steht auch unter den großen moralischen Naturen Jesus von Nazareth über alle erhaben da, um so mehr, da er in seiner Sphäre, was der irdische Künstler in der seinigen nicht war, ganz fleckenlos ist. Und eben so, wie eine geraume Zeit verging, ehe sich die Künstler vom falschen Geschmack in der Malerei abwendeten, der sie gezwungen hatte, dem minder Vortrefflichen zu huldigen, wie es lange dauerte ehe ihnen der Sinn für die göttliche Einfalt und Harmonie des hohen Genius in Raphael aufging: so wird es auch vielleicht noch lange dauern, ehe der Genius der Menschheit allgemein als solcher anerkannt werden wird. Ueberhaupt aber, wie zum Verständniß der Kunstwerke ausgebildeter Kunstsinn gehört, der sich nur durch strenges Studium der Muster, ja durch eigene wackere Uebung, entwickelt und vollendet: so können auch die Erscheinungen der moralischen Welt nur von dem begriffen werden, der in sich den Sinn für diese Erscheinungen und ihre Würdigung, d. h. die Vernunft selbst, ausgebildet und sich nach Kräften im vernünftigen Handeln geübt hat.

VIII.

Ueber Ausartung und Gebrechen der Menschheit.

Bei einem Erderzeugniß, wie das Menschengeschlecht ist, das sich so eben dem Reiche der Thierheit entwindet, ja das mit den Thieren und Pflanzen nicht blos eine gemeinsame Mutter, die Erde, hat, sondern auch mit ihnen gemeinschaftlich an den Brüsten dieser Mutter saugt, sich von ihren Lebenssäften nährt, und durch den Zwang der Bedürfnisse und Triebe mit allen Sinnen an das nährende, versorgende, schützende Mutterherz gebannt ist, bei einem solchen Geschlechte der Lebendigen ist es auf den ersten Anblick zu verwundern,

ja erstaunenswerth, daß es solche hervorragende, selbstständige Individuen aufzuweisen hat, wie wir deren eben einige, unter dem Namen der Heroen, aufgeführt und dargestellt haben. Wo die Kraft unaufhörlich mit dem Bedürfniß ringt, wo dieses, auch für Augenblicke überwunden, dennoch immer mit neuen Anforderungen nicht blos, sondern auch mit allen Zauberkünsten des Reizes wiederkehrt, der ein sinnliches Geschlecht zu den Gegenständen der Sinne hinzieht, da ist nichts natürlicher, ja nothwendiger, als daß eine Verbindung unterhalten und immer fester geknüpft wird, wie die der Erde und ihrer Kinder, der Menschen, ist. Das Bedürfniß der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung, der Sicherheit, der Ruhe und Behaglichkeit, der geselligen Freude, das Bedürfniß der Geschlechter endlich und der aus seiner Befriedigung hervorgehenden Sorge für die Erhaltung und das Gedeihen der Erzeugten, alles dieß erhält unter den Menschen die innigste Beziehung auf das Mutterland, das sie bewohnen, und hält ihren Blick wie ihre Thätigkeit und ihren Genuß auf der Erde fest. Der kurze Tag des Lebens, scheint es, reicht kaum hin, sich auf der Erde

gehörig einzurichten, geschweige daß er noch Raum und Muße geben sollte, an etwas anders als irdische Subsistenz, irdisches Wohlbefinden zu denken. Dazu kommt, daß alle die erwähnten Bedürfnisse, daß alle Triebe und Bestrebungen, sie zu befriedigen, tief in der menschlichen Natur und Anlage begründet sind, und daß die Erde selbst durch tausend milde Gaben ihre Schooßkinder zu dieser Befriedigung einladet. Wie kann man also von Ausartung und von Gebrechen der Menschheit reden? Es müßte denn das eine Ausartung seyn, wenn Menschen jemals vergäßen ihrer Naturbestimmung, der Erhaltung und Erheiterung des Daseyns nachzuleben, und das ein Gebrechen, daß es ihnen so oft an Mitteln hierzu fehlt. Es sollte dieß, scheint es, eher ein Gegenstand des Bedauerns, als des Vorwurfs seyn, den man hiermit dem Menschengeschlechte macht. Das Thier hat seine Instinkte, seine Kunsttriebe, seine Bekleidung, seine Waffen, seine Unempfindlichkeit gegen so viele störende und schädliche Einflüsse der äußern Natur, endlich seine höchst einfachen und beschränkten, leicht zu befriedigenden Bedürfnisse. Dem Menschen wurden alle diese Gaben und Wohlthaten

versagt. Nackt und bloß, ohne Instinkt, ohne Kenntnisse und Fertigkeiten, ohne Schutz und Waffen, empfindlich gegen alle, und verletzbar von allen äußeren Einwirkungen einer rauhen, einer feindseligen Natur, und nur an mannigfaltigen Bedürfnissen reich, kommt er auf die Welt. Er betritt die Welt als ein höchst ungebildetes, höchst gebrechliches Wesen. Wie ist hier an Ausartungen, an Gebrechen zu denken, die ihm selbst zu Schulden kämen, ihm selbst angerechnet werden könnten? So erscheint uns der Mensch, wenn wir ihn von dem Standpunkte seines Ursprungs und seiner nächsten Beziehungen betrachten. Wenden wir aber den Blick, und betrachten die Geschichte seiner Entwickelung, seiner Ausbreitung auf der Erde, seiner Obergewalt, die er allmählich über den Boden, der ihn trägt, die Elemente, die ihn umgeben, die Produkte und Kräfte der leblosen und lebendigen Natur erhalten hat, betrachten wir das Werk seines Verstandes in der Gründung und Einrichtung von Familienverbindungen und Staaten, in der Erfindung von Künsten und Wissenschaften, in der Sicherstellung, Bequemlichkeit, Erweiterung und Erheiterung seines Daseyns und

Lebens, betrachten wir die immer höher steigende Entwickelung seiner Anlagen und Fertigkeiten, das köstliche Geschenk seiner Willkühr, seiner Phantasie und seiner Vernunft: in welcher letztern wir die eigenthümliche Norm der Menschheit und die Form anerkannt haben, zu welcher sich die Menschheit bilden soll: so kommen wir wohl auf den Gedanken, wenn wir den Einzelnen, in seiner Denkweise, seinem Charakter, seinen Bestrebungen schief gerichtet, wenn wir ihn, im Mißbrauch seiner Kräfte überspannt, stolz und übermüthig, hart und grausam, ohne Theilnahme und Mitgefühl, nach Ehre und Glücksgütern jagend, im Genusse schwelgend erblicken, oder wenn wir ihn schwach und dürftig, verkümmert und verkrüppelt, körperlich und geistig abgespannt und zerrüttet, in Schmerz und Elend, in Kummer und Verzweiflung sein Daseyn verweinen und verwünschen sehen; oder wenn wir gar bemerken, daß ganze Völker von einem verkehrten Streben ergriffen sind, den Gesetzen und Sitten Hohn sprechen, nur ihre Allein=Existenz, Macht und Ausdehnung bezwecken: endlich wenn wir Andere zu Boden gedrückt und im Staube liegen sehen: so drängt sich die Vermuthung auf,

daß dieß doch nicht so ganz ohne eigene Schuld abgehen, daß hier wohl selbstverschuldete Ausartung, selbstverschuldete Gebrechen zum Grunde liegen mögen. Blicken wir noch tiefer auf die organische Natur und Einrichtung, auf die Erziehung und Leitung des Menschen, auf den Drang eines höhern Strebens und den Zwang eines höhern Gesetzes; sehen wir, wie die Natur ihn nur darum so stiefmütterlich auszustatten schien, damit er, durch äußere Reize gestachelt, innere, die Natur überwiegende, Kräfte nur desto lebendiger und freier entwickeln möchte; sehen wir, wie er durch die bedeutungsvolle Sprache der Natur, die in allem Lebendigen zu ihm redet, und durch seine eigenen Triebe und Sinne zur Nachahmung, zur Erfindung, zum Wechselverkehr, zur Mittheilung, und so zur Vervollkommnung seines ganzen Wesens angeführt und geleitet wird; sehen wir endlich, wie ihn ein unbezwinglicher Trieb über die Grenzen des beschränkten Daseyns hinaus in ein unbeschränktes zieht, wie, durch diesen Trieb hervorgelockt, ein inneres Gesetz, das Gesetz der Vernunft, ihm dieses unbeschränkte Daseyn nur durch das Handeln nach diesem Gesetz, durch Eintreten in das

Reich der Freiheit und Selbstständigkeit sichert; ja sehen wir zuletzt, wie er bei aller ihm einwohnenden Willkühr, doch nichts weniger als sich selbst überlassen ist, sondern theils durch das, was wir Schicksal und Zufall nennen, theils durch höhere, an seine Vernunft unmittelbar gerichtete Belehrung, deren Ursprung sich in der Region des Wunderbaren verliehrt, jeden Augenblick gemahnt wird, zur Besinnung zu kommen, zum klaren Bewußtseyn sich selbst und seiner höhern Bestimmung zu erwachen; sehen wir, wie ihn das Leben nach dieser Richtung und in diesem Sinne allein vollkommen befriedigt und glücklich macht, alles entgegengesetzte, der höheren Bestimmung widerstrebende Leben aber ihn nie zur Ruhe kommen läßt, unaufhörlichen Zwiespalt in ihm erregt und ihn auf allen Seiten ins Elend führt: bemerken, betrachten, erwägen wir alles dieses aufmerksam und mit ungeblendetem Auge: so leidet es keinen Zweifel, jedes Zurückbleiben in der Bildung, jedes Zurückschreiten in der Entwickelung, jede Abweichung von der so fest und sicher vorgezeichneten Bahn ist eine Ausartung des Menschen und zeugt von einem innern, nicht in seiner Natur und

Bestimmung liegenden, Gebrechen. Freilich, da, wo die Natur zu karg mit ihren Kindern, den Menschen, verfahren zu seyn scheint, wo ein dürftiger, vom Frost verschlossener oder von der Hitze versengter und ausgedörrter Boden ihnen nur ein kümmerliches Daseyn gewährt, an den Polen der Erde, wo die Kälte, in den heißen Zonen, wo die brennende Sonne die Entwickelung organischer Naturen beschränkt und zurückhält, hier wäre es thöricht, von Ausartung, von Gebrechen zu reden, deren Last auf die Schultern der Unglücklichen selbst zurückfiele. Doch nicht einmal unglücklich sind diese kümmerlich ausgestatteten Wesen, die wir auch Brüder heißen, zu nennen. Ihnen ist ein Maß von Kräften zugemessen, wie es ihre Bedürfnisse erheischen, und ihre Gefühle und Triebe gehen nicht über ihre Bedürfnisse hinaus. Sie sind demnach keiner Ausartung, keiner Gebrechen zu beschuldigen, weil sie sind, was sie an Ort und Stelle seyn können. Daß sie überhaupt sich nicht höher erhoben haben, und wenigstens zur Zeit noch erheben können, als zu der Stufe, auf welcher der Beobachter sie findet, ist, wie Herder dieß trefflich auseinander setzt, der, die Abstufungen und Uebergänge in allen

ihren Erzeugnissen liebenden, Bildnerkraft der Natur, oder vielmehr der weise ordnenden Welt = Intelligenz zuzuschreiben, die nicht blos üppige Fruchtbäume schafft, sondern auch dürftiges Moos hervorzubringen nicht verschmäht und es am besten weiß, wozu die Mannigfaltigkeit der Kräfte zu brauchen ist, die sie in ihrer Werkstätte verarbeitet. Nicht anders ist es mit den zwar besser gestellten und begabten, aber noch rohen Völkern beschaffen, die durch frühe Isolation und durch große Entfernung von der übrigen bewohnten Erde an dem lebendigen Kreislaufe der Cultur keinen Antheil hatten und haben. Ein großer Theil der Bewohner der neuen Welt und ihrer Inseln, die Bewohner des innern Afrika, ja einige Völkerschaften Europa's und Asiens, die zum großen Theil sehr heitere und fruchtbare Erdstriche inne haben, sind, bei allen Anlagen zur Cultur, gleichsam noch im Zustande der Kindheit, in Wissenschaften, Künsten, bürgerlichen und Staatsverhältnissen. Und so theilen sie denn auch nicht die Ausartung und die Gebrechen, welche wir an allen cultivirten Völkern alter und neuer Zeit und an der großen Masse ihrer Individuen gewahr werden, sobald wir auch nur einen

flüchtigen Ueberblick auf ihr Thun und Treiben werfen. Diese Ausartung, diese Gebrechen, zuerst der Völker und Staaten, dann auch der einzelnen Individuen, haben wir jetzt aufzusuchen und nachzuweisen. Jede Ausartung von der bestimmungsgemäßen Richtung und Form, ist durch und in sich selbst ein Gebrechen. Wenn wir Verträglichkeit und Theilnahme, Aufrichtigkeit und Vertrauen, Kampf gegen alles Niedrige und Gemeine, und Ringen nach innerer Freiheit und Selbstständigkeit für charakteristische Zeichen der sich entwickelnden Humanität und für die der Menschheit im Ganzen und Einzeln angewiesene Form annehmen müssen: so ist Habsucht und Streit, Betrug, Mißtrauen und Treulosigkeit, Verweichlichung und sklavischer Dienst der Sinne, frevelhafte Hingabe der Willkühr an die ausschweifendsten Begierden und Leidenschaften, offenbar eine Ausartung und ein Gebrechen desjenigen Theils der Menschheit, den wir, vermöge seiner Anlagen und seiner schon frühzeitig entwickelten, im Laufe der Zeit immer fortschreitenden Cultur, vor den Richterstuhl der Humanität zu fordern berechtigt sind. Wir täuschen uns fürchterlich, wenn wir jene charakteristischen Zeichen

der Humanität, ungeachtet aller Anleitung, aller Einrichtungen dazu, die auch dem rohesten Volke nicht ganz fehlen, in der Geschichte cultivirter Völker und Staaten anzutreffen hoffen; nur ihr Gegentheil drängt sich überall, in häßlicher Gestalt, dem Blicke des Beobachters entgegen. Alle Stimmen sind hierüber einig, und daher auch das große Mißtrauen gegen die Wahrscheinlichkeit einer allgemeinen Heraufbilung des Menschengeschlechts zur wahren Humanität, ja gegen eine Erziehung desselben zu dieser herrlichen und erhabenen Bestimmung, ungeachtet der hiezu getroffenen Anstalten der innern Staatseinrichtungen selbst, der Gesetze und Strafen, der Erziehungs- und Bildungs-Mittel aller Art. Wo finden wir in der Geschichte der Völker und Staaten Spuren von Verträglichkeit und Theilnahme, von Aufrichtigkeit und Vertrauen, von Kampf gegen die niedrige Sinnlichkeit, und von Ringen nach moralischer Freiheit und Selbstständigkeit? Nirgends; wie die Geschichte auf jedem ihrer Blätter beweiset; aber überall nicht blos Spuren, sondern die lebendigsten Abdrücke von Habsucht und Feindseligkeit, Betrug, Mißtrauen, Treulosigkeit, Verweichlichung,

schnöder Hingabe an die zügellosesten Begierden, so daß man in den Völkermassen vielmehr reißende Thiere oder kriechende Gewürme, als ein aufblühendes Geschlecht von edlen, über die Thierheit erhabenen Wesen, zu erblicken glaubt. Wem dieses Urtheil zu streng, wem es partheiisch, oder auch nur einseitig scheint, gegen den rufen wir die Geschichte selbst als Schiedsrichterin auf. Der Krieg, mit seinem Gefolge: der Habsucht, der Raubsucht, der Eroberungssucht, der Grausamkeit und Unterdrückung, der Länderverwüstung, der schnellen Zerstörung alles Herrlichen, was Jahrhunderte mühsam aufgebaut, alles Nützlichen, was sorgsamer Fleiß der Einzelnen zusammengespart hatte, dieses verheerende Uebel, dessen gute Folgen, wie die guten Folgen alles Verderblichen und Verkehrten, nicht auf Rechnung des Menschengeschlechts kommen: es erwachte schon in den frühesten Zeiten der menschlichen Cultur, in den ältesten Völkern und Staaten. Assyrier, Babylonier, Meder, Perser bekämpften, unterdrückten, vernichteten sich wechselseitig. Dasselbe thaten die Griechen, bis auf den Welteroberer Alexander. Die Römer gingen aus dieser Schule als Meister hervor,

und werden als ein ewiges Denkmal der Eroberungs-, Raub- und Unterdrückungs-Sucht, der Grausamkeit und der schändlichsten Selbstsucht in der Geschichte stehen. Krieg und Raub und Zerstörung ist das Losungswort des Mittelalters. Und Krieg und Raub und Unterjochung war der Gruß, den die uncultivirten Nationen der alten Welt dem neuentdeckten Amerika zuruften. Krieg, hieß das Pfand brüderlicher Liebe, das sich die Nationen Europa's, Kinder Eines Vaters, Bekenner Einer Religion des Friedens und der Eintracht, gaben. Bürgerkrieg heißt die größte Begebenheit der neuesten Zeit, die fruchtbare Mutter allgemeiner Unterdrückung und Zerstörung. Glaubt man, die Schwerter der Nationen werden nach dem letzten ungeheuren Kampfe für immer in ihren Scheiden ruhen? Die Arme sind nur gelähmt, die Schwerter stumpf geworden vom Mord so vieler Jahre, aber der Durst nach Raub und Blut ist ein Gift, das von dem Besiegten auf den Sieger übergetragen wird. Doch nicht immer. Der Sieger lernt auch die Ruhe kennen, in der Ruhe schwelgen, durch die Schwelgerei versinken in Weichlichkeit, Ueppigkeit und Zügellosigkeit. Auch dieß lehrt

uns die Geschichte von ihrem Beginn bis auf unsere Tage. Ein jeder jener frühen asiatischen Staaten, nachdem er den Gipfel seiner Größe erreicht hatte, sank durch Verweichlichung und Erschlaffung in sich selbst zusammen. Dasselbe Schicksal traf die Griechen, dasselbe die Römer. Die auf das alte Rom gebauten neuen Reiche, wetteifernd mit jenem in Zügellosigkeit und Ausschweifungen aller Art, entgingen dem gleichen Loose nicht; und das Gift des Luxus wüthet in den Eingeweiden der neuern Staaten, die nicht schon, wie Portugal und Spanien und Italien, und vielleicht auch Frankreich, aus einem Uebermaße von Kraft und Reichthum zur Dürftigkeit und Ohnmacht herabgesunken sind. Und wie haben sich, von Anbeginn bis jetzt, die Völker und Staaten in ihrem gegenseitigen Verkehr an Mißtrauen, Täuschung, Betrug und Bundbrüchigkeit wechselseitig zu übertreffen gesucht! Welche Beweise von Treulosigkeit geben uns die ältesten Nachrichten der Ebräer von ihnen selbst und den Völkerschaften, mit denen sie in Berührung kamen! Schon das patriarchalische Zeitalter war eine Zeit des Betrugs. Dieser verfeinerte sich und wuchs mit dem Wachsthum der Zeiten und

Völker. Die Griechen waren eine betrügerische Nation. Die punische Treue ist bekannt, und die römische Treue kann ihr billig zur Seite stehen. Wenn wir die Hierarchie des Mittelalters, als Beleg für die Kunst des Betrugs in jenen Zeiten, nennen: so haben wir genug gesagt. Aber die Politik der neuern Zeit, die sich aus dem Machiavellismus entwickelte, ist die Blüthe dieser Giftpflanze, die ihren Pesthauch über die ganze Erde verbreitet hat. Intrigue hieß der Geist, der noch vor kurzem die Politik des damals mächtigsten Staates beseelte, Selbstsucht ihr Grund, und Vortheil ihr Ziel. Die Franzosen sind würdige Schüler der Italiener, ja sie haben ihre Meister übertroffen, und die Engländer bleiben nicht hinter ihren Gegnern zurück. Nur die Noth lehrt die Pflichten und Rechte der Billigkeit und Humanität erkennen und üben. Darum verleihe es der Genius der Menschheit, daß wir, belehrt von der Noth, diese schöne Erkenntniß und Uebung nie wieder vergessen. Vielleicht bricht nun ein neuer Tag an. Aber, von den jetzigen Bestrebungen der Herrscherstaaten Europa's, zu denen die Engländer nicht gehören sollten, abgesehen: wo ist das Volk,

der Staat, alter und neuer Zeit, von dem man sagen könnte, die Richtung seines Strebens sey auf Begründung reiner Humanität ausgegangen? Höchstens brauchte der Staat die Bildung zur Humanität als Mittel zu andern Zwecken. Ein Vernunftstaat ist in der Geschichte, wenn wir unsere neuesten Hoffnungen nicht in Anschlag bringen, noch ein Traum. Nur in den alten und neuen Compendien über den vollkommensten Staat lebt diese Idee, die Staaten selbst aber, wie wir gesehen haben, sind nichts weniger als Abdrücke solcher Ideen. Alle Staaten, wie sie waren und sind (nur die des heiligen Bundes nicht), wollen nicht blos subsistiren, sie wollen sich auch ausbreiten und übermächtig werden. Ihre Sicherheit ist der Vorwand für ihre Frevel. Liegt in jenen Staaten der Grund des Uebels in den Herrschern: so theilen wenigstens diejenigen die Schuld, die ihnen so viel Gewalt über sich einräumten, weil Sklavensinn sie furchtsam, oder die Aussicht auf Gewinn sie zu Werkzeugen der Ungerechtigkeit machte. Wohl gab es unter allen Völkern von einiger Cultur, und zu allen Zeiten, Institute für die Bildung zur Humanität, wohl gab es Gesetze und Einrichtungen, sie zur Sitte und Re-

gel, zur Strenge gegen sich selbst und zur Milde gegen andere, zur Thätigkeit und zur Ausbildung ihrer Kräfte zu führen. Dank sey es den Anlagen der Menschheit, höherer Führung, und dem Trefflichen die sich ihr fügten: aber die Leidenschaft siegt über die Vernunft, und die Thorheit über die Weisheit. Und was vom Ganzen gilt, gilt auch vom Einzelnen. Dieß bleibt uns jetzt noch nachzuweisen.

Und hier brauchen wir nicht in die Geschichte zurückzugehen. Das Gemälde unserer Zeit ist das Gemälde aller Zeiten. Alle Zeiten haben über Rohheit oder Verbildung, und Sittenlosigkeit oder Sittenverderbniß der Einzelnen geklagt. Und dieß ist auch, nicht mehr und nicht minder, der Vorwurf unseres, seit geraumer Zeit, sogenannten aufgeklärten Zeitalters. Ich glaube nicht, daß es nothwendig ist zu erinnern, daß hier, eben so wenig als vorhin, Bitterkeit, Vorurtheil oder Uebertreibung, den Pinsel bei meiner Schilderung führt. Ich liebe die Menschen, ich hoffe das Beste von ihnen, denn ich kenne ihre Anlagen, ihre Bestimmung, und habe eine Ahndung von dem Wege, auf dem diese erreicht werden wird. Aber ich bin nicht

verblendet über den gegenwärtigen Standpunkt der Menschheit, und scheue mich nicht ihn anzudeuten.

Die ganze Masse eines jeden Volks zerfällt in drei Klassen. In die höhere, die mittlere und die niedere. Die letztere, die man auch das gemeine Volk nennt, ist ein Gemisch von Arbeitern und Bettlern. Jede Staat ernährt mehr oder weniger Bettler, die entweder gebrechliche Personen oder Vagabonden und Spitzbuben sind. Sie sind die Hefe des Volks, am weitesten in der Cultur zurück, nnd größtentheils lebendige Bilder der größten Ausartung und der größten Gebrechen. Mangel an aller moralischen, überhaupt menschlichen Ausbildung, thierisches Empfinden, Vorstellen und Wirken ist ihr Charakter. In Staaten, wo die Selbstsucht, die Tyrannei und der Luxus am meisten herrschen, finden wir diese Auswüchse der Menschheit am häufigsten, und sie sind dem Staatskörper so wenig ein Schmuck, als das Ungeziefer den kranken Pflanzen und Thieren. Wenden wir unsern Blick von ihnen ab, und zu den Arbeitern, als dem bessern Theil dieser Klasse. Diese sind entweder Leibeigene oder Freie. Daß es noch Leibeigene giebt, wie in Rußland und in

den ausländischen Besitzungen der handelnden Europäischen Nationen, ist keine Ehre für die Menschheit, und ein großer Beweis von der Uncultur einer großen Menschenmasse auf dem Erdboden. Und diese Uncultur selbst, wie sie ein Gebrechen ist, so bringt sie Ausartung hervor. Die Härte, die Grausamkeit, kurz die Unmenschlichkeit der Despoten erzeugt mehr als thierische Verwilderung in diesen Unglücklichen. Verstocktheit, Stumpfsinn, und der Ausbruch der wildesten Begierden, der niedrigsten Leidenschaften, Verloschenheit aller Spur eines menschlichen Charakters ist die Frucht dieser Saat. — Glücklicher sind die freien Arbeiter in Staaten, oder könnten es seyn, wenn nicht Rohheit, Beschränktheit, Eigennutz, Trägheit, und eine unglückliche Nachahmung der Laster der höhern Stände sie um das kümmerliche Glück ihres mühevollen Daseyns betröge. Ich will hier nicht einmal die ungeheure Menge von Dienstboten aller Art und die täglich sich vermehrende Masse des gemeinen Militärs berühren, deren Rohheit, Ausartung und Sittenverderbniß schon längst allgemein anerkannt ist. Man sehe, um nur ein sehr nahes Beispiel zu geben, unsere Landleute, unsere

Handwerker an. Wenn sie nicht arm sind, und unter dem tiefsten Drucke schwerer bürgerlichen Lasten erliegen, wenn sie sich nicht aus Mißmuth und Verzweiflung durch den Trunk und andere Ausschweifungen zu Grunde richten, wenn sie schon als rechtliche Leute gelten, die etwas vor sich gebracht haben: so sind Brutalität, Eigennutz, Betrug und Uebervortheilung, Streben, es den Höheren gleich zu thun, Hang zum Genusse und zu den Bequemlichkeiten des Lebens, dabei: Mangel an Verträglichkeit, Streit= und Proceß=sucht, überhaupt Mangel an Religiosität, zu welcher doch auch diese Klasse gebildet wird, die Eigenschaften, durch welche sich wenn nicht Alle, doch die Mehrzahl derselben auszeichnet, und welche auf allen Seiten ihre Ausartung, ihre Gebrechen zur Schau legen. Doch genug. Betrachten wir die Klasse des mittlern Standes. Hier wimmelt es von Kaufleuten, Künstlern, Gelehrten, Geschäftsmännern aller Art. Es ist ganz natürlich, daß die Bildung und die Annäherung zur Humanität in dieser Klässe gesteigert und mannigfaltig verbreitet ist. Aber auch hier, wie viele moralische, ästhetische und intellectuelle Auswüchse, die eben so

mannigfaltige Ausartungen und Gebrechen documentiren, welche wir aber hier, nur in einzelnen scharfgezeichneten Zügen bemerklich machen können. Ich erkenne an, und setze voraus: jeder dieser Zweige der Lebensthätigkeit ist nützlich, ja nothwendig für das Ganze, den Zweck der Humanität befördernd, und ehrwürdig, wenn er seiner natürlichen Bestimmung und Richtung folgt, und sich nicht in Einseitigkeiten oder Verkehrtheiten verliehrt. Aber leider sehen wir das letztere, wo wir nur hinblicken. (Es versteht sich, daß hier nicht von solchen Individuen die Rede ist, welche in allen Ständen rühmliche Ausnahmen machen.) Der so weitverbreitete Kaufmannsstand, der gleichsam die Lebensquelle des Länderverkehrs ist, ist die personifizirte Selbstheit und Gewinnsucht. Erwerb und Genuß, Luxus und Ostentation sind die Angeln, um die sich das Leben des Kaufmanns bewegt. Es giebt hier, wie überall, Ausnahmen, aber sie stören die Regel nicht. — Die Künstler, die großen Beförderer der Humanität, verfehlen ihren Zweck, indem sie großentheils einem falschen Geschmack unterliegen, der nichts anders als Ausartung ist. Die Mahler lieben das Oberflächliche oder Klein=

liche, die Musiker, wiewohl die Musik jetzt ihren höchsten Gipfel erreicht zu haben scheint, sind nahe daran, von dieser Höhe wieder herabzusteigen, indem sie nicht Alle, aber doch großentheils entweder der Sinnlichkeit fröhnen, oder kalte musikalische Rechnungsexempel für das Wesen und den Triumph der Kunst halten. Die Dichter sind in eine unendliche Verworrenheit, daß ich nicht sage Verworfenheit gerathen. Nicht zu erwähnen, daß die Zahl dieser Phantasiebildner durch eine ungeheure Schaar höchstmittelmäßiger, ja ganz verschrobener Köpfe übermäßig angewachsen und fast zur Unzahl geworden ist, die uns mit einer Fluth seichter, sinnlicher, trockner oder wäßriger, abgeschmackter Romane und dramatischer Dichtungen überschwemmt hat, die wie eine Pest auf die Masse des Volks gewirkt haben: so sind selbst die ausgezeichnetern unter ihnen von großer Ausartung und großen Gebrechen nicht frei. Was hier gesagt wird, gilt zwar auch von Engländern und Franzosen, am meisten aber und namentlich von den Deutschen, als dermalen der schreibseligsten Nation. Wenn die Quelle aller wahren Poesie ein reines, liebendes, von seinen Gefühlen angeregtes und begeister-

tes Gemüth, der Stoff der Gestaltung dieser Gefühle die Phantasie, und die Form dieser Gestaltung die Form des nothwendigen menschlichen Denkens überhaupt, seyn muß: so wird ein Werk der Poesie um so vollendeter seyn, ein je reineres und tieferes Gemüth, eine je reichere Phantasie, eine je gesetzlichere und klarere Verstandes = oder vielmehr Vernunft = Organisation sich darinne abspiegelt, aber nicht in getrennten Erscheinungen dieser einzelnen Elemente, sondern in innigster, durchgreifender Vereinigung derselben. So hat Homer, so haben die griechischen Tragiker größentheils, so hat Shakespear, so hat Göthe, und zum Theil auch Schiller gedichtet. Es giebt herrliche Dichternamen der alten und neuen Zeit außer diesen, aber sie sind, wie manche Maler, nicht in allen Theilen der Kunst gleich groß, und daher nicht als Belege allgemeiner Muster aufzustellen. Aber wo nur ein überwogendes Gefühl, wo nur eine üppige, oder gar blos angespannte Phantasie, wo nur ein kalter Verstand den Kranz poetischer Kunst erringen will; da scheitert das Bemühen, mehr oder weniger durch seinen Einfluß verderblich. Es gab eine Zeit in Deutschland, wo die bloße Sentimentalität den

Dichter machen sollte; wir haben die Früchte dieser Ausartung in den Wirkungen eines Siegwart und aller ähnlichen Produkte gesehen. Jetzt steht der Parnaß wieder als zweigipflicher Berg vor den berauschten Dichtern. Auf dem einen Gipfel thront der Verstand, auf dem andern die Phantasie. Die Verstandes-Dichter erstarren in gräcisirender Plastik, die Phantasie-Dichter verwehen in südlichen Lüftchen oder verbrausen in nordlichen Stürmen. Alles höchst unnatürlich und dem Charakter unserer Zeit, unseres Volks, unserer Verhältnisse, unserer Anlagen, ja unserer Bestimmung selbst nicht angemessen. Alles, was nicht Natur ist, ist Verschrobenheit, ist Ausartung, und trägt bittere Früchte. Doch ich halte hier an, um nicht über die Grenze allgemeiner Schilderung hinauszugehen.

Die mannigfaltige Ausartung und Gebrechlichkeit der eigentlichen Gelehrten und Geschäftsmänner beurkundet am besten den Zustand der jetzigen Philosophie, die sich einen despotischen Einfluß auf die Richtung der Wissenschaften verschafft hat. Das über sie zu fällende Urtheil gilt auch für den Gang der übrigen Wissenschaften. Man kann sagen, Engländer und Franzosen

haben keine Philosophie des Tages. Sie scheinen hierüber längst mit sich im Reinen zu seyn, und folgen berühmten Autoritäten und ihrem National-Instinkt, der sie zwar nicht weit, aber auch nicht irre führt. Die Wissenschaften gehen bei ihnen ihren Gang für sich in einem geschlossenen empirischen Kreise, und wenn sie überall so wenig ausschweiften, als in diesem Gebiet, so wären sie zu loben. Das südlichste und nördlichste Europa kommt hier noch wenig in Betrachtung. Von den übrigen Erdtheilen kann nicht die Rede seyn. Aber Deutschland ist das Land wissenschaftlicher Revolutionen, und namentlich und zuerst philosophischer. Der Standpunkt der Philosophie bestimmt bei den Deutschen den der Naturwissenschaft, Medizin, Jurisprudenz, Theologie, Pädagogik, Politik, Geschichte, kurz, aller Zweige wissenschaftlicher Forschung. Nicht überall, aber darum nicht besser: denn die alten Formen sind auch veraltet; und veraltete Formen taugen nicht. Das Neue hingegen ist ebenfalls nicht das bessere. Die wahre Philosophie ist Studium der Weisheit, der Weisheit, die fürs Leben gilt; und dieß sind alle neuen Philosopheme nicht. Der Geist der Abstraction, der Spitz-

findigkeit, der grenzenlosen Construction hat die Köpfe verwirrt und uns bei den Ausländern den Ruf von Tollheit gegeben. Der strenge Kant hat über die Form das Leben, der scharfe Fichte über den Geist die Natur, und der schöpferische Schelling über den Geist, wenigstens sein wesentlichstes Moment, das moralische Prinzip, vergessen. Die übrigen neuen Philosophen sind Varianten ihrer Meister, und wo sie deren Tugenden nicht erreichen können, halten sie ihre Fehler um so fester. Man hat alle Wissenschaften in die neuen philosophischen Formen umprägen wollen. Die Folgen liegen am Tage.

Auf allen Seiten wird gefehlt. Belege hiezu und Beweise findet man in den litterarischen Jahrbüchern unserer Zeit, seit den letzten funfzehn Jahren. Daher hierüber kein Wort weiter. Die Zeit wird diese Irrthümer und Mißgriffe, kurz diese Ausartungen und Gebrechen heilen.

Ich sollte nun noch schlüßlich über die Ausartung und Gebrechen der höhern Stände sprechen. Aber ich

schweige: denn es ist jetzt zum Reden keine Zeit. Was ich über das allgemeine Wesen der Völker und Staaten gesagt habe, mag meine Meinung andeuten. Spüren wir lieber den Quellen dieser Grundübel des Menschengeschlechts nach, und suchen Mittel auf, durch welche, zwar nicht zunächst und im Fluge, dem Ganzen, aber doch hie und da dem Einzelnen zu helfen ist.

IX.

Ueber den Hang zum Bösen.

„Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf und immerdar.“ Dieß klingt so hart, scheint so unwahr, wenigstens so übertrieben, und so ungerecht gegen alles Gute im Menschen und gegen alle seine edlen und höhern Anlagen, daß man denjenigen, welcher heutzutage noch so etwas, wie die natürliche Verderbtheit des menschlichen Herzens, behauptet, als einen verschrobenen, unklaren, unfreien Menschen anzusehen geneigt ist, als einen solchen, der nicht unserer aufgeklärten Zeit, sondern den finstern

Jahrhunderten eines dumpfen, blinden Glaubens angehört. Es ließe sich aber doch wohl, von einem gewissen Standpunkte aus, nicht blos etwas zur Entschuldigung und Vertheidigung dieses scheinbar widersinnigen Ausspruchs sagen, der aus dem Munde eines heiligen Mannes kommt und von vielen heiligen Männern wiederholt worden ist: sondern von dem Standpunkte aus, den wir sogleich näher angeben wollen, möchte sich auch wohl zeigen lassen, daß die Sache ihre völlige Richtigkeit hat, und daß jener Ausspruch eben so sehr ein hohes und geläutertes Gemüth, als einen tiefen Blick in das innerste Triebwerk des menschlichen Wesens beurkundet. Nehmlich wir müssen uns nur aus dem Kreise unseres gewöhnlichen Daseyns und Wirkens, unserer Ansichten und Urtheile, heraus, und auf den Standpunkt eines Betrachters alles menschlichen Thuns und Treibens versetzen, welches von ihm im Großen und Ganzen übersehen wird, nicht mit einer besondern Neigung oder Leidenschaft, oder nach einem bestimmten Zweck und Interesse, sondern mit klarem, unbefangenem Blick und mit unpartheiischer Schätzung seines eigenen, inneren, unverstellten, ungeschminkten Wesens.

Es ist etwas Eigenes um die Aufrichtigkeit; sie kommt uns nur in den besten Stunden, und gleichwohl ist sie es allein, die uns gänzliche Unbefangenheit ertheilt. Wer nicht gegen sich selbst aufrichtig ist, wie will er es gegen die Welt seyn? und wer im eigenen Wahn befangen ist, wie will er die Welt unbefangen schätzen? Nun so werfe man denn einmal einen aufrichtigen und unbefangenen Blick auf sein eigenes Leben und auf das Leben Aller! Doch zuvor gehen wir mit uns zu Rathe über das, was wahrhaft gut, was wahrhaft böse zu nennen sey. „Niemand ist gut, denn der einige Gott" heißt es in der Schrift, die wir verehren. Und an einer andern Stelle heißt es: „ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig, der Herr euer Gott." Und so ist, was gut sey, mit Einem Wort ausgesprochen: heilig seyn, heißt gut seyn. Die Heiligkeit besteht aber, wie wir wissen, in der Reinigkeit und Unbeflecktheit des Herzens und der Gesinnung, in der Freiheit von aller Sklaverei des Endlichen, des Vergänglichen, des Nichtigen, in dem bloßen Seyn und Leben im Ewigen, welches wiederum das ist, was keiner Zeit, keinem Wechsel unterworfen ist; und dieß ist

nichts anders als die Liebe, die keinen Haß, keinen Neid, kein selbstsüchtiges Streben kennt, die Liebe, deren Muster uns in Christus und den Aposteln aufgestellt ist. Wer liebt nun so? wer ist so heilig? wer ist so frei? Daß wir es seyn und werden können, ist keine Frage: denn wir sollen es; auch wollen wir uns einige Neigung dazu nicht absprechen. Aber ist dieß unsere einzige Neigung? Neigen wir nicht auch, und zwar von Jugend auf, zum Entgegengesetzten hin? Ja, wenn wir aufrichtig mit uns zu Werke gehen, ist nicht diese Neigung die stärkere? die überwiegende? diejenige, die, wenige Augenblicke unseres Lebens ausgenommen, unser ganzes Wesen erfüllt und besitzt? Wer denkt nicht auf sich? Wer sucht nicht das Seine? Wer sucht es nicht zunächst? ausschlüßlich? immerfort? — Es müßte denn seyn, daß er sich schon für das entgegengesetzte Streben gebildet habe: dann ist aber diese Bildung schon dem ursprünglichen Hange entgegengesetzt, gehört nicht zu ihm, widerspricht ihm, und kann nur mit seiner Unterdrückung zu Stande kommen. Mit seiner Unterdrückung? Und muß denn der Mensch, welcher für Andere sorgen

will, aufhören für sich selbst zu sorgen? muß er sich selbst vergessen? sich selbst verläugnen? gegen seine eigenthümlichste innerste Natur anstreben? — Wir gestehen also doch ein, daß die Sorge für uns selbst, für unser Wohl und Bestehen, der Hang uns selbst zu leben, uns natürlich ist! Wir gestehen also zugleich ein, daß der Hang zum Bösen uns natürlich ist! „Wie so? das ist eine verschrobene Ansicht, eine verkehrte Lehre, die uns die Sorge für uns selbst verbieten will. Wenn darinne das Böse liegt, so ist es etwas böses, daß wir nur leben und sind, so hat der Schöpfer selbst gesündiget, indem er uns geschaffen hat." Es mag einigen Schein haben, was hier eingeworfen wird; aber dieser Schein wird den nicht täuschen, der den Gegenstand schärfer beleuchtet. Mit jener Sorge für uns selbst, mit jenem Hange uns selbst zu leben, ist auch das Haften an den endlichen Gegenständen, an der Welt, und die Abhängigkeit von dieser, unzertrennlich verbunden. Aber eben dieses Haften und Hangen, diese Abhängigkeit, ist es, was die heilige Lehre streng verbietet, weil es dem Wesen des Heiligen, des Guten entgegen steht, folglich das Böse ist. Warum ist

es aber das Böse? weil es vom Guten abführt. Es ist hier keine Wahl: entweder was als heilig oder gut angegeben wurde, ist nicht heilig und gut, oder: was man nicht für Böses erkennen will, ist wirklich das Böse. Daß es etwas Heiliges giebt, und daß es so beschaffen sey, wie angegeben worden, steht in jedes Menschen Brust geschrieben; alle Zeiten, alle Völker, alle Zungen sprechen es aus, mehr oder minder laut, mehr oder minder deutlich; aber um so lauter und deutlicher, je klarer sie zum Selbstbewußtseyn erwacht sind. Warum sträubt man sich nun so sehr, das Gegentheil, als solches, anzuerkennen? Darum, weil man noch nicht zur rechten Erkenntniß gekommen ist, weil man im Unheiligen lebt, darinne gleichsam untergetaucht ist, und es nicht für das erkennt, was es ist. Nicht die Sorge für unser Wohl, nicht die Sorge für unser Bestehen, aber die Sorge für unser irdisches Wohl, für unser irdisches Bestehen ist das Böse. Nicht das zeitliche Leben, nicht das Leben in der Zeit ist böse, ist sündhaft, sondern das Leben im Zeitlichen, im Nichtigen, das Haften und Hangen an demselben ist es. Und so löst sich der scheinbare Widerspruch, so wird der Vorwurf zurückgewiesen,

den man dem Schöpfer, daß er uns in dieses Leben gesetzt hat, zu machen sich geneigt fühlt, wenn man in diesem Leben eingewurzelt ist. Also nicht blos Stehlen und Rauben, Mord und Todtschlag, Verläumdung und Zwietracht, Neid und Haß, und wie die Ausgeburten der Hölle weiter heißen mögen, nicht blos dieß Alles ist das Böse: sondern sich von Gott wenden, der Welt zugekehrt seyn mit seinen Gedanken, mit seinem Dichten und Trachten ist das Böse. Und darum heißt es: „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf und immerdar." Können wir nun läugnen, daß unser Dichten und Trachten immerfort auf die Welt, und was darinnen ist, gerichtet ist? Nicht blos die rohen Völker, nicht blos die, welche wir Heiden und Ungläubige nennen, sind im Weltleben versunken, sondern auch die, welche auf den Namen Christi getauft sind. Oder sagen wir zu viel? Was ist die erste Sorge aller Menschen? zu leben, sich zu nähren, sich Nahrung und Unterhalt zu verschaffen; und sodann: sich wohl zu nähren, sich wohl zu befinden, sich die Gemächlichkeiten und Vortheile des Lebens zu verschaffen, zu sichern, zu vergrößern. Und warum dieß Alles?

weil es als das Wesentliche des Lebens, als die rechte Richtung, das wahre Ziel aller Thätigkeit angesehen wird. „Aber was soll denn aus der Einrichtung und dem Bestehen der Staaten, der bürgerlichen Gesellschaft, der Familien, der Einzelnen werden, wenn der Mensch das nicht thut?“ Es soll allerdings von diesem Allen wenigstens Einiges geschehen, der Mensch soll seine irdische Subsistenz nicht vernachlässigen, aber sie nur nicht verfolgen als sein höchstes Augenmerk und sein einziges Ziel. Es giebt allerdings Derer, die dieß nicht thun; aber man frage sie, ob es ihnen nicht Mühe genug gekostet, ihren Sinn, ihr Streben vom Irdischen ab, und dem Göttlichen zuzuwenden? ob es ihnen nicht noch täglich Mühe genug kostet, sich in dem Kreise der Freiheit vom irdischen Joch zu erhalten? Und dieß ist der sicherste Beweis, daß es gegen die natürliche Neigung geschieht, wenn sich der Mensch zum Höheren wendet, daß folglich seine natürliche Neigung hingerichtet ist zum Niedern, zum Irdischen, folglich zum Unheiligen, zum Bösen. Kann denn aber das Irdische unheilig und böse genannt werden? ist es nicht auch von Gott erschaffen? Allerdings ist das Irdische, sind die weltlichen

Dinge, Gegenstände, und Verhältnisse nicht an sich böse, aber das Streben nach ihnen, wenn es von Gott abzieht, das Versunkenseyn in ihnen mit Gottes=Vergessenheit, das ihnen und nicht Gott Angehören, ist böse: folglich die Richtung des menschlichen Strebens, die Neigung, der Hang selbst ist es. Die irdischen Dinge sind dazu da, unsere Kräfte aufzuwecken, unsere Thätigkeit zu üben, aber nicht uns zu besitzen, unsere Thätigkeit gleichsam zu verschlingen. Wo dieß geschieht, da vergißt der Mensch seine Bestimmung, sich dem Höheren zuzuwenden, in ihm die eigentliche Nahrung, das eigentliche Bestehen seines Lebens zu finden, alles Uebrige nur als Mittel zur Entwickelung und Aufrechthaltung dieses Lebens zu betrachten, wie der Erdboden das Mittel ist, durch welches die Pflanze sich entwickelt, durch welches sie besteht, wiewohl nicht einzig, nicht hauptsächlich: denn was wäre sie ohne das Licht, ohne die Luft, ohne ihr Streben, ohne die Kraft und die Gesetze ihrer Entfaltung? Also: wir sind zwar in der Erde eingewurzelt, aber wir sollen ihr nicht unsere Kraft, unser Streben zuneigen, sondern dieß nach oben wenden. „Es hilft euch nichts,

daß ihr früh aufstehet, und hernach lange sitzet, und esset euer Brod mit Sorgen.“ Noch weniger aber hilft es, daß sich der Mensch in der Lust und Freude des irdischen Daseyns verliehre, ihr nur angehöre, an ihr nur hafte, und des Höheren vergesse. Gleichwohl hat der Mensch hiezu einen natürlichen Hang. Und dieß ist es, was der heilige Mund das böse Dichten und Trachten des menschlichen Herzens von Jugend auf nennt. Und können wir ihm hier Unrecht geben, wenn wir das Thun und Treiben der Menschen betrachten? Jung und Alt, Vornehm und Gering, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen, ja sogar das Leben des Greises ist in dem irdischen Zauber befangen. Denn ein böser Zauber ist es, welcher die Augen Aller verblendet und ihre Sinne gefangen hält, daß sie das Geringe für groß, das Schwankende für sicher, das Vorüberschwindende für bleibend, das Nichts für Etwas halten. Oder ist alles das, was der Zeit, dem Augenblicke angehört, etwas Bleibendes, Festes, Zuverlässiges? Wo sind die Freuden die, mich vor langen Jahren, die mich vor wenig Tagen beglückten? habe ich etwas Anderes von ihnen, als die Erinnerung? und ist diese nicht ein

bloßer Gedanke, der zuletzt auch verschwindet? Ist nicht mein ganzes, vorübereilendes Leben so beschaffen? Mein ganzes Daseyn ist an die Vorstellung von Dingen geknüpft; von ihnen nähre ich mich, an ihnen erfreue ich mich, oder kümmere mich ab; und was ist eine Vorstellung? Nichts, wenn der Quell alles Lebens und Gedeihens, der Schöpfer aller Dinge ihr keine Dauer giebt; und auf dieser Erde sind wir hiezu nicht eingerichtet, die Gegenstände unserer Freuden lebendig und gegenwärtig zu behalten: die Rose, die gestern blühte, ist heute verwelkt, und das Laub, welches der Frühling saftig hervortreibt, fällt im Herbste verdorrt. Wir selbst — wie lange dauert unsere Jugend, unsere Kraft, unser Leben selbst? Vor uns dehnt es sich unübersehbar aus; und sehen wir uns um, nach dem was wir waren und hatten, so ist es in Nichts zusammengeschwunden. Ja ein Nichts ist Alles, was die Zeit erfüllt, und blos die Zeit erfüllt; und wer auf das Zeitliche sein ganzes Leben und Streben hinrichtet, thut das, was Gott verboten hat; und was Gott verbietet, ist das Böse. Nun wachsen wir aber mitten unter den zeitlichen Dingen auf, unser Geist findet sich von ihnen

umgeben, wird von ihnen aufgeschlossen, genährt, getragen; so, daß es kein Wunder ist, wenn wir uns dermaßen im Zeitlichen verliebren, uns an dasselbe hängen, daß wir nicht wieder von ihm loskönnen, daß wir unser Leben darinne finden. Und eben hierin besteht die Bezauberung, von der wir sprachen, daß wir das, was Nichts ist, für Etwas halten, daß wir uns daran weiden, und unser Lebensglück darinne suchen. So weidet man sich im Traume an einem gefundenen Schatz, der doch nur ein Luftgebild unserer Phantasie ist. Allerdings, wenn wir bestimmt wären für den Tag zu leben, würden wir ein Recht haben, uns an die vorüberschwindende Zeit zu halten; wir hätten, und wir müßten nichts besseres. Nun aber wissen wir — unser Gewissen, unsere Vernunft deutet es an, und eine göttliche Offenbarung, welcher wir den Glauben nicht versagen können, legt die Andeutung unseres Innern aus — wir wissen, daß wir für ein unvergängliches Leben bestimmt sind, daß wir dazu in dieser Zeitlichkeit erzogen werden, und daß diese vor uns schwebende Zeit-Welt, und Alles was darinne ist, nur unser Erziehungsmittel ist, das vergängliche Gerüst zu einem

ewigen Gebäude; und gleichwohl hangen und haften wir an der Schale, als ob es der Kern wäre, und verübeln es einem Jeden, der uns dieß wehren will. Und dieß gehört mit zu unserer Bezauberung, daß wir das für unschuldig, ja für Recht halten, was eine Sünde gegen unser wahres, unser höheres Leben ist, welches wir schon hier in uns und aus uns entwickeln sollen. Wir werden unheilig, indem wir uns von dem Heiligen wenden; und was an sich rein und makellos ist, die Welt, wird durch unsere Berührung auch verdorben; wie ein sauberes Kleid, das Jemand mit schmutzigen Fingern angreift, auch schmutzig wird; wie der Schnee seinen Glanz verliehrt, wenn er mit Staub vermengt wird. Wir sind es, welche die Welt verderben, wir sind es, die das Paradies zerstören, wir sind es, die da machen, daß uns der Schöpfer nicht mehr in seinem Garten begegnet. Aber woher kommt es, daß wir so unheilig sind, und so ungern des Höchsten gedenken? Wir wissen ursprünglich nichts, als daß wir so sind, ja wir wissen es nicht einmal, sondern wir sind es; und weil dem so ist, so scheint uns Jeder Unrecht zu thun, der unser Wesen tadelt.

„Laß mich doch bei meiner Weise! ich bin nun einmal so! der Mensch kann sich nicht ändern!“ u. s. w. Aber eine heilig Sage erzählt uns die Geschichte von einem Sündenfalle, wunderbar zwar und unbegreiflich, aber wir können sie doch nicht widerlegen: denn unser abwärts gehendes, der Schwere folgendes Streben beweiset es. Oder sind wir uns etwa von Hause aus einer lebhaften, fortdauernden Hinneigung, eines ernstlichen, geraden Strebens zum Guten bewußt? Müssen wir nicht erst zum Guten erzogen und gebildet werden, wie zu einer Kunst? und zwar zu einer Kunst, von welcher wir ursprünglich gar nichts verstehen, ja gegen welche wir uns sträuben, deren Regel, Pflicht und Gewissen genannt, uns oft schweren Zwang anthut, und welcher zu gehorchen unser größter Ruhm ist. Aber eben dieses Gehorchen ist ein Beweis, daß unsere Neigung eigentlich anderswo hingerichtet ist: denn ginge unsere Neigung auf das Gesetz, auf das einzige, was dem Menschen gegeben ist: das Gebot der Heiligkeit; ginge unsere Neigung auf dieses, wozu wäre erst Gehorsam nöthig? Jede Neigung ist von freiwilligem Streben begleitet. Wohin man geneigt ist, dahin wendet man

sich von selbst, ohne Gebot. Wir haben kein Gebot mancherlei Welt-Gelüste zu befriedigen; gleichwohl thun wir es, oder streben danach. Würde dieß geschehen, wenn wir keine Neigung dazu hätten? Unser einziges Gebot ist die Heiligkeit: folglich ist diese das einzige in unserm Leben, wozu wir keine Neigung haben. Oder hat je ein einziger Sterblicher Neigung zur Heiligkeit gehabt und gezeigt? Dieß soll nicht heißen: hat es je Einen gegeben, welcher sich der Heiligkeit geweihet hätte? Es hat deren gar Manche gegeben, es giebt Deren, und wird ihrer geben, so lange es Menschen-Leben giebt: aber aus Neigung haben sie die Heiligung nicht gewählt, sondern aus zarter Scheu für das Gesetz in ihrem Busen, welches zu verletzen, und von welcher Verletzung die Folgen zu tragen sie sich fürchteten. Und diese zarte Scheu wurde von Alters her Gottesfurcht, auch Religion genannt. Also eine Furcht ist es, die den Menschen dem Guten zuführt, nicht eine Neigung. Folglich ist der Mensch von Natur dem Guten abgeneigt, folglich dem Bösen zugeneigt. Daß dieß nicht immer so gewesen, berichtet uns die heilige Sage, die für den, welcher ihr glaubt, Offenbarung

heißt. Und in der That, es bedurfte hiezu einer Offenbarung: denn von uns selbst würden wir es nicht erfahren haben, da wir ja das Böse nicht einmal als solches erkennen, sondern eher unsere Zuchtruthe, das Gewissen für etwas Böses halten: denn böse pflegen wir zu nennen, was uns wehe thut; und zunächst wirkt das Gewissen in uns immer wie eine glühende Kohle, deren Empfindung doch gewiß nichts angenehmes ist. Aber, noch einmal: woher denn dieses gespaltene Wesen in uns, dieser Zwangsberuf zum Guten und diese Neigung zum Bösen? Suchen wir denn das Böse auf, weil es böse ist? Nein! wenn wir uns genau verstehen, so jagen wir immer dem Guten nach, vorausgesetzt, daß es uns vergönnt ist das gut zu nennen, was uns angenehm ist. Wir haschen nach der Lust, nach der Freude, dieß ist unser Ur-Trieb. Und das Gute kündigt sich auch wirklich durch die Freude an, und zwar durch lautere, ungetrübte Freude, die, wenn sie recht rein und vollständig ist, Seligkeit heißt. Nun so sind wir ja wohl unschuldig, wenn wir uns in der Welt nach mancherlei Lust umsehen? Hören wir, was die Stimme der Wahrheit sagt, die uns geoffen-

bart ist. Sie spricht: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber auf den Herrn hoffet, der bleibt in Ewigkeit.“ Wollen wir nun mit der Welt vergehen? Es ist etwas in uns, das sich dagegen sträubt. Wir möchten wohl die Lust genießen, wir möchten aber auch nicht vergehen. Doch gibt es Deren genug, welche es auf das Vergehen hin wagen, wenn sie nur genießen können. Aber thun sie dieß mit Uebereinstimmung ihres ganzen Wesens? Nein! sie stürzen sich in den Strudel, sie betäuben eine innere Stimme, die sie davon abmahnt, oder wenigstens davon abmahnte, als sie anfingen den Weg nach der Welt, nach dem Zeitlichen, Vergänglichen, Nichtigen einzuschlagen. Alle? auch die rohen Wilden? auch die Völker der früheſten Zeit? auch die, welche wir Heiden nennen? Man könnte sagen: ja, Alle: denn sie haben, sie hatten Alle Religion, Furcht vor dem Höhern, dem sie opfern und opferten, nicht blos um seine Huld herbeizulocken, sondern auch um seinen Zorn abzuwenden. Zorn? worüber? über ihre Sünden: denn der Begriff der Sünde ist tief in aller Menschen Brust gegraben; die Geschichte lehrt dieß, so weit sie reicht. Aber wir wollen nicht so sagen; sondern:

bewußt oder unbewußt ist Alles, was Mensch heißt, von Natur in das Böse gleichsam eingetaucht, weil alle Menschen von Natur der Welt zugekehrt sind und nicht zu Gott gekehrt: denn die Welt ist nicht Gott, wenn gleich aus Gott hervorgegangen. Wie sie aber aus Gott hervorgegangen ist — sagt die heilige Offenbarung; und nach dieser nur entscheiden wir — so ist sie nicht geblieben: sondern der Gifthauch der Endlichkeit, der Druck der Schwere, der Schatten der Finsterniß ist auf sie gefallen, und verblendet, erdrückt, ertödtet Alles, was zum Bewußtseyn erwacht, mit dem Wahne: die vergängliche, zeitliche, irdische Welt enthalte das wahrhafte und einzige Seyn und Leben. Wäre die Welt geblieben, wie sie ursprünglich war, so würden wir in ihr den unvergänglichen Gott erblicken, und unseres Lebens würde kein Ende seyn. Aber der Geist des Abfalls hat sich der Erde bemächtiget, und von ihm wird ergriffen, was nur immer zum Leben erwacht. Das Gesetz der Schwere, des Hinabgezogenwerdens in das Irdische lastet auf allen Menschen, und der Hang zum Vergänglichen, d. i. zum Bösen, ist ihnen allen eingebohren; denn das Gute ist unver=

gänglich, und dieses weilet nicht in der Welt, welcher der Mensch zugekehrt ist. Weil uns aber jener Hang eingebohren ist, so ist er auch, wir mögen uns sträuben, wie wir wollen, nachdem wir zu besserer Erkenntniß gekommen sind, unüberwindlich für uns durch uns selbst. Auch strebt Niemand danach, ihn zu überwinden, der nicht von einem höhern Geiste dazu getrieben wird. Denn — und wir kommen jetzt auf das zurück, wovon wir ausgingen — überfliegen wir mit Einem Blick die Erde: so finden wir überall ein Treiben und Drängen irdischer Arbeit und irdischen Genusses, welches beides zwar an und für sich nothwendig, untadelhaft, ja durch unabänderliche Einrichtung geboten ist, und daher keinen Schatten von Schuld auf den Menschen wirft, aber in der Beziehung, in welche sich der Mensch zu Arbeit und Genuß begiebt, verdammlich wird. Nehmlich sein ganzes Leben ist auf Arbeit oder Genuß, oder auf beide gestellt, nicht als auf Mittel, sondern als auf Zwecke, ja als auf letzten, höchsten, einzigen Zweck des Lebens. Arbeiten, um zu leben, und leben, um durch Arbeit zu genießen: dieß ist das Rad, in welchem sich das Leben der Meisten dreht.

Keine höhere Triebfeder tritt hier ein, keine höhere Lebenssphäre erhebt sich, erschließt sich in ihrem Innern, so daß jener erste Lebenskreis einem solchen zweiten, freieren, schöneren untergeordnet wäre; sondern Sklaven sind die Menschen des Triebes, der sie an das Irdische kettet, an irdische Arbeit, oder an irdischen Genuß. Zwar giebt es Namen genug, um diesen beiden Bein-Blöcken, die den Menschen an der Erde festhalten, ihr lastendes Gewicht zu benehmen. Einige, ja viele irdische Arbeit nennt man Wissenschaft und Kunst; so auch einigen, ja vielen irdischen Genuß: Freundschaft und Liebe. Aber es bleibt dennoch bei dem, was geschrieben steht: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammlet, der zerstreuet.“ Die Wissenschaft sucht der Mensch nicht um Gottes, sondern um sein selbst willen; und er ist ein Theil der Welt; und die Welt will nur das Endliche, sie stelle sich auch, wie sie wolle. Auch erreicht alle Wissenschaft nichts mehr, als das Endliche, Vergängliche, Nichtige, und wären es auch die Gesetze unseres Verstandes: denn dieser ist ja doch nur ein endlicher Verstand, der sich nicht einbilden muß, daß

seine Formen in einer ewigen Sphäre Gültigkeit haben. Die Kunst stellt das Bild des Unendlichen dar, aber nur das Bild, nur den Schein, der schon an sich selbst nichtig ist; wiewohl wir überall in der Welt — nur nicht in der Offenbarung — durch das Nichtige zum Bleibenden, durch das Vergängliche zum Unvergänglichen gerufen werden. In dieser Hinsicht ist auch Wissenschaft und Kunst zum wahren Seyn und Leben förderlich; aber blos als Mittel, nicht als Zweck. Und gleichwohl werden beide von den ihr Geweihten als Zweck behandelt. Was nun ferner die Freundschaft und die Liebe betrifft, die als die edelsten Genüsse der Erde betrachtet werden: so ist ihr Gegenstand ein endlicher, ihre Quelle eine endliche, und ihr Ziel ein endliches: der Mensch; wiewohl sie gute Vorübungen für höhere Gefühle sind, aber nicht als solche betrachtet werden, sondern als etwas für sich selbst und um sein selbstwillen. Doch dieß Alles beiläufig.

Weit ausgegriffen und sich weit verbreitet hat diese Auseinandersetzung. Aber hat sie auch ihren Zweck erreicht? oder vielmehr, wird sie ihn erreichen? Gemüther, welche schon für Ansichten, wie die hier vorgetra-

gene, gestimmt sind, werden uns entgegen kommen, und unsere Mangelhaftigkeit durch ihr Besitzthum ergänzen. Allein Solche, denen diese ganze Betrachtungsweise fremd ist, — nun, sie werden uns vielleicht nicht lesen. Aber, wenn sie es denn doch thun, wenn sie ihr Urtheil fällen: wie wird dieses ausfallen? Wahrscheinlich nicht vortheilhaft: denn sie bringen das nicht mit, was wir voraussetzen, worauf wir bauen, worauf die Stütze unserer ganzen Zuversicht beruht: den Glauben an eine heilige Offenbarung. Allein auch der Schreiber dieses hat einst ohne den Glauben geforscht, sich in Abstractionen und Speculationen verlohren; auch er hat einst dem Irdischen gehuldigt und geopfert, wiewohl von Jugend auf gewarnt und gemahnt, und durch ein geheimes Grauen zurückgescheucht von dem sich Verliehren in dem Weltlichen. Auch bei ihm ist es anders geworden. Und so hegt er denn die erfreuliche Zuversicht, daß überall, wo das Göttliche seine Stimme hören läßt, es sey in welcher Form es wolle, dieselbe nicht ganz ungehört vernommen, wenigstens eine Anregung hervorbringen werde zur tieferen Prüfung des eigenen Wesens, zur Untersuchung: ob denn alles an uns so tadellos sey,

und, wenn dieß nicht der Fall, ob nicht das an uns zu Tadelnde seinen Grund in einer gewissen Anlage in uns habe, für die vielleicht kein Name passender ist, als der des Hanges zum Bösen; was nicht gerade Mord und Todtschlag seyn darf, sondern was schon ausgesprochen ist, wenn man den Namen W e l t ausspricht.

X.

Ueber Offenbarung und Wunder.

Von jeher haben sich Gelehrte und Ungelehrte, Laien, und auch wohl Eingeweihete, an die Begriffe: Offenbarung und Wunder, gestoßen, und dieß ist kein geringer Grund gewesen, warum so Viele von einem ächt religiösen Leben zurückgeschreckt worden sind. Man könnte zwar sagen: wer einmal religiösen Sinn hat, dem gehen auch leicht jene Begriffe zu Sinn und Herzen ein, und der Mangel des religiösen Sinnes ist die wahre Quelle des Zweifels und Unglaubens in einem Gebiete, welches jenseits der Grenze der Sinne und

des Verstandes liegt. Allein man kann mit gleichem Recht behaupten, daß der Mangel an Einsicht und Begriff in Betreff jener Gegenstände, und die Unmöglichkeit, oder wenigstens die Schwierigkeit, sie sich als etwas Wahrhafts und Wirkliches zu denken, der Grund von der Irreligiosität oder Glaubens-Scheue bei so Vielen ist: denn nach seiner Ueberzeugung denkt, empfindet und handelt der Mensch, und die Ueberzeugung folgt der jedesmaligen Einsicht. Es käme also nur darauf an, jene Gegenstände in das Gebiet der Einsicht und Begreiflichkeit zu ziehen, wenigstens einen Versuch dazu zu wagen; und es würde, wenn dieß gelungen wäre, ein Haupthinderniß des Unglaubens gehoben seyn. Aber beruht nicht geradezu das Wesen des Glaubens auf dem Nichtbegreifen? und ist nicht dadurch jede Quelle der Untersuchung, da, wo blos geglaubt werden kann, verstopft? Wir halten dieß für einen großen Irrthum, und selbst für die Quelle so vieler Irrthümer, in welche nicht blos viele gutmüthige Herzen, sondern sogar scharfsinnige Geister gerathen sind. Der Glaube hat, unserer Ueberzeugung und Einsicht nach, gar nichts mit der Erkenntniß zu thun, und

steht ihr weder entgegen, noch, gleichsam als ein Surrogat, wo sie nicht ausreicht, zur Seite. Der Glaube steht ganz für sich, auf seinem eigenen Grund und Boden, nehmlich im Gemüthe, im Herzen, und bezieht sich nicht auf Gegenstände der Erkenntniß, sondern auf die der Neigung, des Wunsches, der Hoffnung. „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.“ Die Liebe, das Einverständniß der Gemüther, läßt sich nicht sehen, nicht betasten: sie hängt am Glauben, am Vertrauen, an einem Zuge des Herzens, an einer innern Gewißheit des Gefühls. Aller Glaube gründet sich und bezieht sich auf die Liebe. Lassen wir also bei der Betrachtung der Gegenstände, von denen hier die Rede ist, alles Glauben bei Seite, und bieten wir die ganze Schärfe, den ganzen Umfang unseres Erkenntnißvermögens auf, um über dieselben aufs Reine zu kommen.

Was unter Offenbarung, unter Wundern zu denken sey, darüber ist kein Zweifel. Jene gilt allgemein für die Enthüllung eines höheren Seyns und Wirkens, als das Seyn und Wirken der Dinge ist, ja für die Enthüllung eines höchsten Seyns und Wirkens, eines

höchsten, allmächtigen, allweisen, und alliebenden Geistes, Gott genannt. Diese gelten eben so allgemein für den sichtlichen Erweis der Kraft und Wirkung dieses Geistes in der sichtbaren Welt, auf eine Weise, welche, wie man zu sagen pflegt, den Lauf der Natur unterbricht, und die Gesetze, denen alle Dinge unterworfen sind, gleichsam überspringt und aufhebt. Jedermann sieht, daß es nur darauf ankommt, auf welchen Standpunkt der Betrachtung man sich stellt, um in diesen Begriffen etwas Unstatthaftes und blos Erdachtes, oder etwas Ausgemachtes und in seiner Wirklichkeit Gewisses zu finden. Wie der Glaube, nach den Worten des Apostels, nicht Jedermann's Sache ist: so ist es auch mit dem Zugeständniß übernatürlicher Gegenstände beschaffen. Die Natur zeigt uns keinen Gott, und eben so wenig Wunder, in dem angegebenen Sinne. Alles geht in der Natur, nach unserer Art zu denken, natürlich zu. Es ist eine Welt; warum? und woher? und wozu? das sagt sie uns nicht. Genug, sie ist und besteht, und ihr Recht zu bestehen liegt in ihrem Daseyn. Dieses Daseyn aufzufassen, zu beobachten, in seiner Erscheinungsweise zu verfolgen, ist zum Theil unsern Blicken

vergönnt, zum Theil nicht. Wir trösten uns über das Letztere, und benutzen das Erstere, um uns Erfahrungen, Kenntnisse, Aufschlüsse über die Eigenthümlichkeit alles Seyns, Bestehens, und Wirkens zu verschaffen, und alles dieß für den Kreis unsers eigenen Seyns, Bestehens und Wirkens zu benutzen. So geht unser Leben, so geht das Leben von Generationen dahin; eine Generation baut auf die andere, und eine wird durch die andere belehrt, daß es von jeher so war, wie es ist, daß der Kreislauf der Dinge unabänderlich ist, und daß alles Entstandene verschwindet und im Kreislaufe wieder neu erzeugt wird. Unsere Schlüsse bleiben hier nicht blos bei dem stehen, was wir übersehen können, sondern erstrecken sich auch auf das, was wir nicht übersehen. Wir vermuthen, wir halten es für möglich, ja für wahrscheinlich, daß auch ganze Weltkörper, ja vielleicht ganze Weltsysteme, wie sie gebohren sind, auch nach und nach aussterben können, um andern an ihrer Stelle Platz zu machen, wie auf unserer Erde die Blätter der Bäume dieses Jahres denen des künftigen. Im Ganzen aber sind wir der Meinung, daß die Welt doch wohl bestehen werde, wie sie bisher be-

standen hat, wenn auch im Einzelnen Veränderungen vorgehen. Auch kümmert uns die Uebersicht über das Unübersehbare im Grunde wenig, da wir doch, genau genommen, am Ganzen wenig Antheil haben. Wir sind auf eine kleine, beschränkte Sphäre gewiesen, oder vielmehr wir befinden uns in einer solchen, ebenfalls ohne zu wissen woher? und warum? und wozu? außer, daß es uns klar einleuchtet, es sey wohlgethan, das kurze Daseyn zu genießen. Dieß ist der natürliche Horizont unsers Wissens und Erkennens, der allenfalls dadurch etwas erweitert wird, daß wir den Gesetzen, oder den unabänderlichen Daseyns- und Wirkungs-Weisen der Dinge mit einiger Sorgfalt nachspüren und die Aehnlichkeit und Verschiedenheit zwischen dem Seyn der Dinge und unserm eigenen Seyn aufzufinden bemüht sind. Da überhaupt dafür gesorgt ist, oder, da es sich trifft, daß wir das, was wir bedürfen, und zu Verscheuchung der Schmerzen, der langen Weile, und des Ueberdrusses am Leben, wünschen, so ziemlich vorbereitet, und nur einiger Bearbeitung benöthigt, finden: so lassen wir es uns auch wohl gefallen, daß wir einmal da sind; ja, wenn wir uns recht eingerichtet haben, so gefällt

uns auch wohl das Leben selbst; und wenn es uns nicht zu viel Mühe machte, und wir die gehörige Empfänglichkeit und Thätigkeit behielten, so möchten wir es wohl eine Weile mit ansehen. Ja es giebt Leute, die sich auf alle Weise sperren, von der Welt zu gehen, wenn ihr Ziel gekommen ist, und die es herzlich gern sähen, wenn sie die Sache des Lebens irgend wo anders, wenn es nicht hier seyn kann, von vorn wieder anfangen könnten, besonders wenn es dabei viel Neues zu erfahren gäbe; denn des Alten wird man doch nach gerade überdrüßig. Alle aber denken nicht so. Manchem ist es eine wahre Freude, wenn das Schauspiel dieses Lebens geendigt ist; Andere warten das Ende nicht einmal ab; und einige wünschen sogar, daß sie nie gebohren seyn möchten. Hier ist nun überall nicht an eine Nachfrage nach Offenbarung und Wundern zu denken. Wer sich nicht um die große Welt — wir meinen das Welt-Ganze — kümmert, wer mit der kleinen und dem kleinen Kreise, den er genießend und wirkend beherrscht, zufrieden ist, aber auch wer es nicht ist, wer sich hinweg sehnt, da wo ihm Genuß und That des Lebens auf alle Weise verkümmert wird, findet kein

Interesse an etwas Höherem, keine Beziehung auf etwas Höheres, denkbar und nothwendig; und es gehört eine eigene Stimmung des Gemüths, eine eigene Richtung des Geistes dazu, solchen Gegenständen und Angelegenheiten Geschmack abzugewinnen, und ihnen sogar eine wohl zu beherzigende, ja nicht zurückzuweisende Beziehung auf das Leben einzuräumen. Wenn man sich dieß so vor Augen stellt und bedenkt, sollte man meinen, die Menschen seyen doch ein sehr glückliches und achtungswerthes Geschlecht, daß es ihnen zustehe, sich so als Freiherren zu betragen, gleichsam als reisende Engländer, welche sich mit bedecktem Haupt an die Wirthstafel setzen und die Speise des dargereichten Lebens entweder kaltblütig verschlucken, oder mit Ekel von sich schieben. Man verzeihe uns dieses Bild und diesen Ton, welche beide aus der Bahn unserer Rede zu fallen scheinen; aber das Passende ist überall an seinem Orte. Wir lenken wieder ein. Wir haben mit allem Gesagten nur den natürlichen Standpunkt der Menschen bezeichnen wollen, die blos vor sich hin, oder um sich, aber nicht über sich sehen. Soll dieß, darf dieß der Mensch? ist er so frei, daß es ihm ganz über-

lassen, daß es ganz gleichgültig ist, wie er die Welt und sein eigenes Verhältniß darinne ansehe? überhaupt: wie er lebe? Keineswegs ist er so frei, keineswegs ist ihm eine solche Weise ungestraft zu üben vergönnt. Er ist an eine Menge von Bedürfnissen gebunden, die ihm seine gänzliche Abhängigkeit von einer höheren Gewalt fühlen lassen, wenn er zur Besinnung kommt und nicht in thierischer Dumpfheit hinlebt; er ist mit reichen Kräften und Anlagen versehen, zu deren Gebrauche und Ausbildung er gereizt wird, und die ihn, wenn er sie benutzt, das Daseyn einer höhern Weisheit beurkunden; er besitzt Empfänglichkeit für Gefühle, die, wenn er sein Herz nicht vor ihnen verschließt, ihm das Leben, das Daseyn in der Welt, als ein Geschenk, ein Gut erblicken lassen, und die Welt selbst als eine Anstalt und Einrichtung ihn zu beglücken, kurz, die ihm die Spuren einer Liebe zeigen, die ihm aus Himmel und Erde, aus Blumen und Früchten, wie aus der Sonne, entgegenstrahlt. Und daß er zur Besinnung kommen, daß er seine Kräfte brauchen, daß er fühlen lernen soll, liegt am Tage: die ganze Natur-Einrichtung, die ganze Einrichtung seines eigenen Wesens führt darauf hin.

Er kann sich dem Zuge, der ihn zum Höchsten führt, nur durch absichtlichen, nur durch hartnäckigen Widerstand entziehen. Denn ein Widerstand ist es, wenn er den Gott, der zwar nicht in der Natur ist, aber in der Natur wirkt, der in seinem, des Menschen, eigenen Daseyn wirkt, nicht anerkennen will. Ein jeder, der einen Gott läugnet, kann diese Erfahrung, diese Probe an sich selbst machen. Er will keinen Gott anerkennen, er glaubt keinen Gott zu brauchen, und weiset ihn deshalb mit Gewalt von sich; er giebt sich Mühe, den Gedanken eines Gottes aus seinem Innern zu verbannen, wiewohl ihn dieser Gedanke oft unvermuthet, und ehe er sich dessen versieht, überrascht; aber er schämt sich dieses Gedankens, als einer Schwäche, oder als seiner Freiheit gefährlich; sein Stolz sträubt sich gegen die Anerkennung eines Höhern, als er selbst ist; er giebt sich alle Mühe, den Gedanken eines allmächtigen, allweisen, allgütigen Wesens, als etwas Unstatthaftes, Widersinniges, ja Lächerliches darzustellen, und sich so vor diesem Gespenst seiner Einbildungskraft — wie er sein Gewissen nennt — in Sicherheit zu bringen. Kurz er muß kämpfen, er muß. Aber,

sagt man, es giebt Menschen, denen nie einfiel, einen Gott zu läugnen, weil ihnen der Gedanke an einen Gott nie in den Sinn kam; wo ist hier der Widerstand gegen seine Anerkennung? Giebt es deren, wovon wir uns nur schwer überzeugen würden: so geben sie den Beweis von einer noch unentwickelten Menschheit. Auch das Kind denkt an keinen Gott, und weiß von keinem Gott, eben weil es ein Kind ist. Und gleichwohl, wie leicht geht der Gedanke eines Gottes auch einem Kinde ein, sobald nur der Mensch in ihm zu erwachen anfängt, und man dasselbe auf ein höheres, gütiges Wesen, als die Quelle alles Seyns und Lebens aufmerksam macht. Hier aber ist man erst recht an seinem Platze, und meint gewonnenes Spiel zu haben. „Eben dieß, heißt es, daß man der jungen Phantasie, die alles Wunderbare so gierig ergreift, Phantome aufdrückt und anzwingt, eben dieß macht, daß sie dieselben späterhin nie oder schwer wieder loswerden können, wie dieß z. B. der Fall mit den Gespenstern ist. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Einreden eines Gottes." Ist dieß wahr? Allerdings. Aber was beweiset es? Erstlich daß in dem Menschen eine Neigung zum Wunder=

baren liegt, die er sich nicht giebt, sondern die in ihn gelegt ist, doch wohl wie jede andere Anlage, die ausgebildet werden soll. Zweitens beweiset es, daß die Idee eines höheren Wesens, und wenn es auch ein Gespenst wäre, leicht in dem Menschen Eingang findet, folglich daß die Anlage eine solche Idee zu fassen, ich möchte sagen, daß die Form zu einer solchen Idee, in dem Menschen liegt: denn er würde sie sonst nicht aufnehmen können. Wenn die Idee eines solchen höheren Wesens, durch eine verunstaltete, verzerrte Mittheilung getrübt, verunreinigt wird, wessen ist die Schuld, als des Mittheilenden? Denn das unreife Individuum, dem sie mitgetheilt wird, kann noch nicht urtheilen, noch nicht prüfen, noch nicht das Falsche von dem Wahren sichten. Auch wird das Phantasiebild von Gespenstern späterhin in der Regel wieder verwischt und ausgelöscht. Aber auch der Gedanke eines Gottes, sagen die Gegner. Sehr wahr; häufig genug. Aber warum und wie geschieht das Letztere gleich dem Ersteren? Aus ganz entgegengesetztem Grunde, und auf ganz entgegengesetztem Wege. Der Gedanke, der Begriff, der Glaube der Gespenster geht im spätern Leben ver=

lohren, weil und wenn das klare Bewußtseyn, die Vernunft erwacht; der Gedanke, der Begriff, der Glaube Gottes geht verlohren, wenn der gereifte Mensch in einem wüsten, niedrigen, oder gänzlich zerstreuten, an die Welt gehefteten, an die Welt verlohrenen Leben die Klarheit seines Bewußtseyns, die Zusprache seiner Vernunft verliehrt. Uebrigens ist die Erscheinung allgemein, daß alles Edle im Menschen sich auf eine kindische, unreife, sinnliche Weise, gleichsam spielend, ankündigt. Der größte Maler malte als Kind mit Kohle Fratzen an die Wand; der größte General warf sich zuerst mit andern Knaben im Schmutze herum; der größte Denker dachte zuerst Absurditäten. Was Wunder, wenn das Kind, wenn ein unreifes Volk, das dem Kinde gleich ist, mißgestaltete Geschöpfe der Einbildungskraft als höhere Wesen fürchtet, ja verehrt; liegt doch der Gedanke des Höheren zum Grunde. Und wie bildet sich dieser nach und nach weiter aus! Wie reiniget er sich von den Schlacken, die ihn zuerst umgaben! Wie hat sich im Laufe der Zeiten die rohe Völker-Religion geläutert! und wo dieß noch nicht geschehen, auf welcher niedrigen Stufe wahrer Cultur

stehen diese Völker noch! Nein, es bleibt ausgemacht, nur ein verwildertes, nur ein verschrobenes, nur ein verworfenes Leben kann den Gedanken, die Ueberzeugung vom Daseyn eines Gottes, den Glauben an einen Gott in dem Menschenherzen verlöschen, in dem Menschengeiste austilgen; und gerade die feinsten und subtilsten Denker erfahren oft dieses Schicksal. Läugnen sie einen Gott mit völliger Ueberzeugung? mit Aufrichtigkeit und gutem Willen? Nein, sein Daseyn, sein Wollen und sein Gesetz, sein Wirken und Richten ist ihren Neigungen, ist dem Hange ihres Herzens, ist ihrer Sinnlichkeit, ihrem Stolze, ihrem falschgeleiteten Freiheitstriebe entgegen; auf eine oder die andere Weise ist überall die Gottesläugnerei zu erklären.

Aber wozu dieß Alles? wie führt dieß Alles auf Offenbarung und Wunder hin? Wie werden dadurch beide, wozu der Darsteller dieser Gedanken seine Neigung nicht verbergen kann, als etwas Statthaftes nicht blos, sondern auch Gewisses, beweisen? Es schien uns natürlich die mancherlei Ansichten der im eigentlichen Sinne natürlichen, d. h. auf das Höhere, Ewige, nicht gerichteten Menschen darzustellen, und zu zeigen, wie sie dazu kommen,

gerade so zu denken, wie sie denken; aber auch zu zeigen, daß diese Denkweise ein falsch gerichtetes Leben verrathe, ja beurkunde; woraus denn von selbst folgt, daß man, um richtig über Offenbarung und Wunder zu urtheilen, einen andern, als diesen beschränkten, ja schiefen Standpunkt wählen müsse. Damit war vor der Hand schon genug geleistet, und durch die Abwendung entgegengesetzter Behauptungen dem Beweise für die Wirklichkeit von Offenbarung und Wundern der Weg gebahnt: denn um diesen Beweis ist es uns offenbar zu thun. Mögen ihn die Theologen in ihrem Gebiete versuchen, oder auch gegeben haben; wir versuchen ihn in dem unsrigen: in einem treuen Blicke auf den innern Menschen.

Wer mit sich darüber einig ist, daß wir in einer Erscheinungswelt leben — und wer es nicht ist, beweiset dadurch, daß ihm das klare Bewußtseyn noch nicht aufgegangen und demnach auch noch nicht über Gegenstände desselben abzuurtheilen vergönnt ist —, wer es klar erkennt, daß die ganze Welt, die wir mit unsern Augen erblicken, die wir überhaupt mit unsern Sinnen wahrnehmen, dadurch zu unserm Bewußtseyn gelangt, daß wir sie empfinden, und daß die

ganze unübersehliche Mannigfaltigkeit der Dinge, die den Raum, der Veränderungen, welche die Zeit erfüllen, eben nichts Anderes als Erfüllung des Raums und der Zeit ist, welche beide uns Kant als Vorstellungs-Formen unseres Geistes, folglich stets als etwas Geistiges kennen gelernt hat: dem ist es geläufig, sich vorzustellen, der hat die unbesiegbare Ueberzeugung, daß die ganze, so wahrgenommene, im Bewußtseyn aufgefaßte Welt — und außerhalb unseres Bewußtseyns, folglich unseres geistigen Wesens ist für uns Nichts da — daß dieser ganze Schauplatz unseres Bewußtseyns mit Allem, was er enthält, auch ohne unser Wissen und Erkennen, auch indem wir von dem Gedanken, von der Anschauung einer Körperwelt überzeugt und durchdrungen sind, dennoch nur ein Ganzes von Erscheinungen, nehmlich von erscheinenden Thätigkeiten, von, sich in der Erscheinung und durch dieselbe offenbarenden, wirksamen Kräften ist, die sich nach bestimmten Gesetzen, in bestimmter Form, welche eben ihre Erscheinung ausmacht, zu erkennen geben, und in uns, die wir ebenfalls unter bestimmten Formen, nach bestimmten Gesetzen, entsprechend jenen außer uns, anschauen, in uns Anschauenden die nothwendige Vor-

stellung von einer körperlichen Welt hervorbringen. Wir sind, so lange wir Menschen sind, an den natürlichen und nothwendigen Wahn einer Körperwelt gebannt, den wir nicht los werden, auch wenn wir uns die Wahrheit, daß die ganze Welt blos aus geistig gedachten, geschaffenen und dargestellten Kräften besteht, noch so begreiflich gemacht haben: gerade so, wie wir genöthiget sind fortwährend zu glauben, die Sonne bewege sich um die Erde, auch wenn wir uns mathematisch vom Gegentheil überzeugt haben. Wir befinden uns auf dem gewöhnlichen Standpunkte unseres Lebens in einem wahren Traumzustande. Wie wir im Traume die erscheinenden Bilder nicht sowohl für wirkliche — denn das sind sie: sie sind so wirklich als der Geist, sie sind erscheinende Thätigkeiten unseres Geistes — als vielmehr für körperliche Gegenstände halten, und zwar so, als ob sie für sich selbst, ja durch sich selbst, unabhängig vom schaffenden, gestaltenden Geiste existirten: eben so ergeht es uns im wachen Zustande mit den Gegenständen der Welt, welche wir nicht blos als wirklich, und zwar mit vollem Recht, sondern auch als körperlich und als in und durch sich

selbst bestehend, unabhängig vom Schöpfer-Geiste, betrachten; wiewohl wir hiezu, bei größerer Aufklärung unseres Bewußtseyns, nicht, wie im Traume und in Beziehung auf die Welt des Traumes, genöthiget sind. Das Resultat nun von allem Diesem? Die ganze vor uns ausgebreitete Welt ist eine Erscheinungs-, die ganze Erscheinungs- eine Offenbarungs-Welt; es ist Alles Offenbarung, was wir erblicken, was wir mit allen unsern Sinnen, mit unserm ganzen, vollen Bewußtseyn auffassen; nur daß wir dieß, so lange unser Bewußtseyn seine rechte Klarheit noch nicht erhalten hat, auch noch nicht dafür erkennen. Die ganze Welt ist Eine Offenbarung des Schöpfergeistes, dessen lebendige Vorstellungen und Gedanken wir selbst sind, von ihm durchaus abhängig, ohne ihn durchaus nicht denkbar. Wir selbst sind eine Offenbarung dieses Geistes; er offenbart sich in uns, wie in der Welt; und wir haben nichts zu thun, als ihn aufzufassen, anzuerkennen, zu bewundern, und zu lieben. Je reiner unsere Auffassung, je klarer unsere Erkenntniß: desto mächtiger unsere Bewunderung, desto größer unsere Liebe, desto gesteigerter unser Glück. Doch ich schweife theils ab,

theils greife ich mir selbst vor; wie man denn von einem so erhabenen Gegenstande, als der Quell aller Offenbarung ist, leicht aus seiner Bahn gerissen wird. Offenbarung! hat es nun einen Sinn dieses räthselhafte, ja widersinnig-scheinende Wort? Es hat ihn, und den herrlichsten von der Welt; ja die Welt selbst erhält erst durch dasselbe ihren wahren Sinn, ihre volle Bedeutung. Vor uns steht die Offenbarung des Schöpfer-Geistes in unüberzählbaren Welten und Welt-systemen; vor uns steht sie, aufgethan auf der kleinen Erde in ihren mannigfaltigsten, reichsten, gesteigertsten Bildnngen, deren schönste, vollendetste der Mensch ist. Und der Mensch will sie nicht erkennen, diese Offenbarung! Aber eben weil er das nicht will, weil er sich sträubt die Gottheit zu finden in ihren Werken, weil er, fast möchte man sagen, zu ungeschickt hiezu ist, hat sich der Schöpfer-Gott, wie ein Lehrer zum Kinde, hingestellt, und mit seinem Munde ausgesprochen, was er mit seinem Finger geschrieben hat: daß er der Herr sey, dem Alles unterthan ist, daß er Leben und Odem allenthalben giebt, und daß nur auf seinem Wege Ruhe und Frieden für die Seelen zu finden ist. Dieß sprach Gott

unausgesetzt, die ganze Weltgeschichte hindurch, aus dem Munde seiner Auserwählten, aus der Geschichte selbst der Völker und der Einzelnen. Seine Stimme verstummte nie, ja sie wurde immer lebendiger, bedeutungsvoller, jemehr die Menschenkindheit sich zum Jünglingsalter entfaltete, je mehr sie fähig ward, die Worte vom Himmel zu verstehen, aber auch, je mehr sie deren bedurfte. Denn die aufbrausende Jugend wüthet gegen sich selbst und vergeudet die Kräfte, durch die sie sich Leben und Wohlseyn verschaffen sollte. Endlich übermannt Krankheit die unbesonnene, und der entwickelte Keim des Todes würde sie im bösartigen Fieber hinraffen, wenn nicht Arznei von dem Quell aller Kraft und alles Lebens käme. Und sie kommt. Gott sendet einen Helfer für Alle. Sein ewiges Wort des Lebens wird Fleisch und wohnet unter uns, und träget unsere Krankheit, damit wir Friede haben. Aber gerade der gefährlichste Kranke will nichts von Krankheit wissen, und je näher dem Tode, desto gesunder dünkt er sich in seinem Wahne. Er stößt die Arznei von sich, die ihm zu bitter schmeckt, aber von der er schon, wider Wissen und Willen gekostet hat. Lange noch schüttelt

ihn das Fieber, aber die Krankheit selbst wird nun benutzt, die Krankheit zu vertreiben. Allmählich legt sich die Raserei, die Unruhe verschwindet, die Gesetze des Lebens siegen über den Tumult der Krankheit, und der heilende Saft giebt neue Kräfte, neues Leben. Es wird eine Zeit kommen, wo die errettete Menschheit ihrem Retter danken, wo der verlohrne Sohn in die Arme des Vaters zurückkehren wird. Doch nicht in die ferne Zeit zu blicken ist unser Geschäft, sondern aus der vergangenen Gottes Offenbarung darzuthun. Oder ist es nichts mit aller Offenbarung? ist sie ein Traum? ein Gedicht? eine Lüge? Dann müßte die Schöpfung der Welt und die Geschichte des Menschen-Geschlechtes selbst Traum, Gedicht und Lüge seyn. Allein den Schöpfer können wir, wenn wir mit Besinnung auf sein Werk, die Schöpfung, blicken, nicht läugnen: er steht hinter ihr, er steht hinter der Erscheinungswelt, wie der Menschengeist hinter den Gebilden seiner Phantasie, nur mit dem Unterschiede, daß die göttliche Phantasie wahrhaft schaffende Kraft und ewiges Leben ist. Die Welt würde im Nu verschwinden, wenn die Gottheit ihren schaffenden, belebenden, beseelenden Hauch von ihr zurückzö-

ge. „In ihm leben, weben und sind wir.“ Und er, der das Auge gemacht hat, sollte nicht sehen? der das Ohr gemacht hat, nicht hören? der den Mund zur Rede geschaffen hat, sollte nicht sprechen? er, dessen ganzes Wirken Offenbarung seines göttlichen Wesens ist, sollte sich nicht immer neu durch sein schaffendes Wort, durch das Wort des ewigen Lebens offenbaren? Welcher ungeheure Widerspruch, einen Gott anerkennen, anerkennen müssen, und ihn unwirksam, gleichsam die Hände in den Schoos legend denken! „Aber es waren ja immer nur Menschen, die uns von Gott erzählten, Menschen, sogar bis auf den, welcher behauptete, daß er von Ewigkeit bei dem Vater war.“ Aber es waren von Gott bekräftigte, von Gott erfüllte Menschen: denn wir sehen es ja täglich, was die zu sprechen, zu wirken vermögen, die es nicht sind; wie gebrechlich, wie ohnmächtig, wie nichtig alle ihre Gedanken, ihre Worte, ihre Handlungen sind; dahingegen die, welchen Gott seine Worte in den Mund legte, welchen Gott seine Kraft in die Hände gab, als Wesen höherer Art, rein, untadelich, heilig, vor uns stehen. Und vor Allen Er, der ein Mensch war, wie wir, „nur ohne Sünde;“ warum ihn auch

Gott erhoben und ihm einen Namen gegeben hat, der über alle Namen ist: den seines Sohnes. Oder halten wir die Wunder seines Lebens, und das Wunder seiner Auferstehung für nichts? Das aber ist es eben, woran wir uns alle stoßen, was den Juden unter uns, den Sinnlichen, Hartsinnigen, Ungläubigen ein Aergerniß, und den Griechen unter uns, den scharfsinnigen, den selbstschaffenden, darum aber ebenfalls hartsinnigen und ungläubigen Philosophen eine Thorheit ist. Wenn man auch nothgedrungen einen Gott, und einiger Maßen eine Offenbarung zugiebt: so bittet man sich doch diese letztere so natürlich als möglich aus; und Wunder sind gar zu unnatürliche, ja widernatürliche Dinge. Aber was ist denn das Natürliche an und in der Welt? Ist nicht die ganze Natur ein Wunder? d. h. etwas, das wir nicht begreifen? Oder begreifen wir etwa die Natur? vermögen wir ihr Entstehen, ihr Wirken, ihr Wesen, zu erklären? Dieß ist eben der schwere Wahn, der die sich weise dünkenden unter den Menschen drückt, daß sie meinen, dieß zu können, oder daß sie wenigstens die Hoffnung nicht aufgeben, es könne noch einst dahin kommen. Nein! in diesem Leben nicht! Hier ist das

Land des Glaubens und nicht des Schauens! Dieses Wort des redlichen Paulus bleibt wahr, so lange noch die Erde diese Erde ist, und die Menschen diese Menschen sind. Oder haben wir etwa in unserer Physik die Bahn zur Erklärung der Natur gebrochen? Was erklären wir denn mit allen unsern aufgefundenen sogenannten Natur-Gesetzen? Die letzten elementarischen Natur-Erscheinungen, die wir kennen, beziehen sich auf die sogenannten magnetischen, electrischen und chemischen Verhältnisse. Und was ist denn das Wesen des Magnetismus, der Electricitat, des Chemismus? Sind es nicht hervorbrechende Strahlen eines unbekannten Lichts, das wir nicht zu seiner Quelle verfolgen, dessen schaffende Regel wir nicht ergründen können? Man behilft sich zuletzt mit einem ursprünglichen, nothwendigen Gegensatze. Ist damit etwas ausgesprochen? etwas erklärt? Ist Sinn, und Kraft und Leben in dieser Formel? Ein Gegensatz, wovon? von Stoffen, d. h. von etwas Todtem? Wie kann das Todte das Leben erzeugen! von Kräften? Was für Kräfte mögen dieß seyn? „Die ursprünglich anziehenden und abstoßenden.“ Woran haften diese Kräfte? an Stoffen? Soll das Leben-

de vom Todten getragen, vom Todten erhalten werden? an Nichts? Es hat philosophirende Naturforscher gegeben, welche behaupteten, das Nichts sey der Ursprung aller Dinge. Weiter konnte man es nicht treiben: denn über das Nichts hinaus giebt es nichts weiter. Aber man hat sich und den Resultaten seines Forschens damit zugleich den Stab gebrochen, d. h. man hat damit offenbar beurkundet, daß alle Naturforschung, welche das Wesen der Dinge ergründen will, zu nichts führt. Einen auffallenderen Beweis der menschlichen Ohnmacht kann man doch nicht verlangen! Der Menschen Fleiß, der Menschen Streben ist zu ehren, wenn überhaupt etwas Menschliches zu ehren ist; der Menschen Witz und Scharfsinn ist zu bewundern, wenn überhaupt etwas Menschliches zu bewundern ist. Aber man muß ein Kinderspiel und eine Schul-Uebung, als worinne das ganze Menschenleben besteht, von der Schöpfer-Kunst und Schöpfer-Weisheit, die nur bei dem Schöpfer selbst zu suchen ist, unterscheiden; man muß sich bescheiden, daß man hier in dieser Erscheinungs-Welt Alles eben nur wie „in einem Spiegel" sieht, indem man selbst „an einem dunklem Orte" befindlich ist. Die Erscheinungen

stehen vor uns, der Grund der Erscheinungen ist uns verborgen, d. h. wir sehen ihn nicht, wiewohl wir auf das unwiderlegbarste darauf hingewiesen sind, ihn „Gott" zu nennen. „Gottes Kraft und Wirkung wird ersehen, so man das wahrnimmt an seinen Werken, nehmlich an der Schöpfung der Welt." Und diese Schöpfung geht immer fort aus einer unversiegbaren Quelle, wir übersehen nur den geringsten Theil davon; wir übersehen eigentlich gar nichts, denn es ist uns nur vergönnt, einen dämmernden Blick auf unser nächste Umgebung zu werfen. Wir wissen die Bedeutung, den Grund und Zweck des Daseyns der Steine, Pflanzen und Thiere nicht einmal, außer wiefern wir sie verarbeiten und genießen. Von den Weltkörpern außer unserer Erde, von den unzähligen Sonnen und Sonnen-Systemen, ja Welten-Systemen außer dem, was wir ins Unbestimmte hinaus verfolgen können, wissen wir gar nichts, als daß sich hier vor unseren Augen das Werk eines Meisters hervorthut, der mehr zu thun hat, als für unsere kleine Erde, für dieses Tröpfchen im Meer, für dieses Sandkorn im Stundenglase der Zeit zu sorgen, und der auch dieses mit der unbegreiflichsten Liebe, mit der unerforschlichsten Weisheit, mit

der gränzenlosesten Macht thut. Und diese Macht, deren ganzes Wirken Wunder ist, sollte nicht unsere Maulwurfs-Augen durch Wunder öffnen können, die wir doppelt und dreifach so nennen müssen, weil sie uns noch um Vieles befremdender erscheinen, als diejenigen Wunder ohne Zahl, von welchen wir täglich und stündlich umgeben, und gegen welche wir deshalb stumpf und unempfindlich geworden sind? Der Gott, der da rufte: „es werde Licht," und auf dessen Ruf das Licht ward, in dessen Glanze wir Alles sehen, und dessen Wesen wir nicht begreifen; der Gott, der uns das Leben und das Bewußtseyn gab, dessen Wesen wir eben so wenig begreifen: dieser Gott sollte nicht durch seine Begünstigten, in Kranken Gesundheit, in Todten Leben erwecken können? Er, der die Quelle aller Gesundheit und alles Lebens ist? Dieser Gott sollte nicht seinen Begünstigtsten selbst haben vom Tode erwecken können, und den stumpfsinnigen Menschen einen in die Augen springenden Beweis seiner Macht und eine erfreuliche, eine beseligende Andeutung ihres künftigen Schicksals, der Umwandlung, der Fortdauer, der Erhöhung und Verklärung ihres Lebens haben geben können und geben wollen? Das Wunder der Auf-

erstehung ist kein größeres Wunder, als das der Geburt und des Lebens überhaupt; und wir dürfen uns nicht verwundern, daß es in Gottes Rathschlusse lag, sich eben so herrlich in einem überirdischen Glanz-Momente der Zeit, als in dem unermeßlichen Raume zu offenbaren. Das Licht bricht überall aus dem Dunkel, das Licht ist überall unbegreiflich; und so wollen wir es uns denn mit Anbetung und Dank gefallen lassen, daß es auf dieser dunkeln, dürftigen Erde einen Augenblick gab, wo der Himmel in seiner Herrlichkeit und in seinem überschwenglichen Reichthum nieder stieg, wo ein Gottes-Blitz die Erde erhellte, dessen Strahl die Dämmerung der Vorzeit beleuchtete, ihr Werden, ihre Gestaltung auf sich, als ihren Mittelpunkt bezog, und von diesem Mittelpunkte aus wiederum auf eine nicht zu übersehende Folgezeit sein wohlthätiges, sein aufhellendes, sein die Räthsel des Menschen-Schicksals immer mehr enthüllendes Licht ergoß.

XI.

Ueber Erlösung und Heiligung.

Unter die für unsere Tage veralteten, wenigstens in ihrer reinen Bedeutung nicht sehr gekannten Begriffe gehören die Begriffe der Erlösung und Heiligung. Wer seinem Bedünken nach, an sich selbst schon gut ist, oder durch sich selbst schon gut werden kann, wer sich frei zu fühlen meint von allen Ketten, und rein von allen Flecken, bedarf, seiner Ueberzeugung nach, keiner Erlösung, und ihr Begriff widerstreitet seinem ganzen Wesen, ja scheint dasselbe zu entadeln und zu entwürdigen; weshalb denn die Vorstellung davon geflohen und mit Abneigung, daß ich nicht sage, mit Abscheu, zu-

rückgewiesen wird. Nichts beleidiget den Stolz mehr, als für einen Schwachen zu gelten, wenn man gern ein Starker seyn möchte; und der Stolz ist einer der stärksten Riegel, welcher der Selbsterkenntniß den Eingang in das menschliche Herz verschließt. Diese aber ist es, welche uns ganz andere Vorstellungen von unserm Wesen giebt, als wir vor derselben davon hatten. Vorher, ehe wir uns selbst erkennen, unser wahres Wesen, wie es ist, erfassen, sind wir voller Ansprüche an die Achtung und Anerkennung, Neigung und Dienstfertigkeit Anderer, können uns aber nur schwer entschließen, ihnen, was wir von ihnen wünschen, um ihrer selbst willen, ohne Beziehung auf unsere Personen, auf unser Interesse, widerfahren zu lassen. Dieß Alles ändert sich, wenn die Selbsterkenntniß in uns Platz genommen hat. Hier lernen wir des Dichters Worte verstehen, wenn er spricht:

„Wenn ich bedenke, wie man wenig ist,
und was man ist, das ist man Andern schuldig;"

wo freilich der Dichter auf der einen Seite uns Unrecht zu thun scheint, wenn er unsere eigenen Bemühungen, unser ernstliches, redliches Streben, unsere Arbeit und Anstrengung, unsern Fleiß und unsere Ausdauer nicht

in Anschlag bringt, dafür aber auch auf der andern Seite noch viel zu wenig sagt, wie fern er blos den Einfluß anderer Menschen auf uns beachtet, wiefern er nicht in Anschlag bringt, daß wir, ohne Anlagen und Kräfte, die wir uns selbst nicht gaben, ohne den unsichtbaren, aber freilich gewöhnlich nicht beachteten und erkannten, Schutz unseres ganzen Daseyns von höherer Hand, die so viele Gefahren von uns abwendet, so viele unserer Thorheiten, Irrthümer und Fehltritte uns nicht in der ganzen Schwere ihrer Folgen fühlen läßt, ja im Gegentheil zu unserem Besten wendet, zu Elementen unsers Gedeihens umschafft, die uns endlich so vieles Unverhoffte, Unerwartete, Unverdiente zufließen läßt, worauf wir durch eigene Kraft und Klugheit, durch eigenes Bemühen und Wirken nimmermehr gestoßen seyn, was wir uns nimmermehr aus eigener Macht zu eigen gemacht haben würden, ich sage, daß wir ohne jene höhere Hand und ihr Walten über uns, ohne ihre Gaben und ihre Leitung, nichts, auch gar nichts wären, daß wir nicht einmal wären. Denn was sind wir wohl durch, an, und aus uns selbst? Ist nicht Alles an uns von wo anders her gegeben und geschenkt, oder auch

sogar geborgt und geliehen? Ist nicht die Luft, die wir athmen, die Nahrung die wir zu uns nehmen, Etwas, das wir uns mit aller Kunst und Mühe nicht bereiten können? Ist nicht der Geist, durch den wir denken, ist nicht unser Leben selbst etwas nur Geliehenes? Wer fesselt denn seinen Geist so an sich, daß ihn derselbe niemals verlassen, wer hält denn sein Leben so fest, daß es ihm nicht entrissen werden könnte? Demnach sind wir große Thoren, wenn wir uns auf Alles, was wir sind und haben, etwas einbilden, wenn wir darum von Andern geachtet seyn, darum Andere verachten wollen, bei denen wir unsere Güter, unsere vermeinten Vorzüge nicht bemerken. Dazu kommt, daß Mancher, den wir für arm halten, reicher ist als wir, Mancher, den wir in aller Hinsicht weit zu übertreffen meinen, Eigenschaften besitzt, welche die unsrigen weit überstrahlen. Aber dieß Alles sehen wir nicht, so lange wir nicht zur Selbsterkenntniß gelangt sind. Ja, wir sehen noch vieles mehr nicht: die ganze Summe unserer Fehler und Gebrechen, die Größe unserer Mangelhaftigkeit und Stümperhaftigkeit, den gänzlichen Mangel entweder, oder die große Armuth wenigstens

an den Eigenschaften, welche uns am meisten zieren würden, welche wir uns am ersten erwerben sollten, und unter denen Aufrichtigkeit und Demuth oben an stehen. Demuth! ein verpöntes Wort! Es liegt ein schwerer Fluch über den Menschen, daß sie durch sich selbst die Wahrheit nicht erkennen, sondern von Verblendung zu Verblendung irren, ja taumeln, daß sie der Schwindel des Selbst-Seyns und Selbst-Könnens ergriffen hat, daß ein Jeder, der etwas vermag, auf sich, als auf einen Helden vertraut und die Quelle seines Könnens in sich selbst findet. Aber es ist schon gesagt, wiewohl es nicht genug wiederholt werden kann, daß wir in uns, aus uns, durch uns gar nichts sind und vermögen, weil wir uns weder selbst schaffen noch erhalten, uns weder Talente, noch die Kräfte sie zu bilden und zu üben geben können; und Alles dieß liegt gleichwohl noch in uns. Wie viel weniger dürfen wir uns blähen, über das, was, außer uns liegend, uns begünstiget! Kurz, genau betrachtet ziemt uns nichts mehr als Demuth; und dürften wir auf irgend etwas stolz seyn, so wäre es auf den Besitz dieser Tugend, wenn wir sie besitzen. Aber die Demuth ist auf nichts stolz. Wiewohl es manche Stolze giebt, welche,

da sie die Höhe der Demuth erkennen, auch nach ihr ringen, um nur das Höchste zu besitzen, was der Mensch besitzen kann, und daran ihren Stolz zu weiden. Sie fühlen aber das Lächerliche des Widerspruchs in diesem Streben nicht, und noch weit weniger des Schadens, der für sie selbst daraus entsteht: denn eine stolze Demuth kann nichts anders als ein bloßer Schein, folglich etwas Erheucheltes seyn; und der Charakter des schändlichsten Lasters, das aus der Quelle des Urbösen selbst zu entspringen scheint: der Scheinheiligkeit, ist eben jene, zwar nicht immer stolze, aber doch allezeit falsche, Demuth. Darum ist von der Demuth die Aufrichtigkeit unzertrennlich, und muß es seyn, gleichsam als die verständige, strenge, wohlgesinnte Aufseherin über das zarte, leicht der Gefahr des Falles unterworfene Kind. Einen Augenblick sich der Aufrichtigkeit entzogen: und der Fall ist geschehen! Wer nicht aufrichtig ist, der heuchelt, gegen sich sowohl, als gegen Andere; und giebt es etwas bedauernswertheres und lächerlicheres zugleich, als sich selbst zu betrügen? Und doch, wie gern betrügt sich der Mensch! Wie gern verbirgt er sich vor sich selbst, verheelt sich seine Gebrechen, seine Mängel, seine Fehler, wohl gar seine Laster!

Kaum ist möglich, kaum sollte man es denken, wenn es nicht wahr wäre und es nicht die tägliche Erfahrung bewiese: daß ein Glück begehrendes Wesen, wie der Mensch, dadurch sein eigenstes Streben selbst vernichtet, und so sein Leben selbst als einen Widerspruch, wo nicht erklärt, doch ganz offen darlegt, daß er sich als seinen eigenen Feind behandelt, indem er auf alle Weise bemüht ist, das, was ihm schadet, was sein Leben verunstaltet, verwundet, zerstört, vor sich selbst bestmöglichst zu verbergen. Und gleichwohl thut dieß ein Jeder, der nicht ganz aufrichtig mit sich ist. Und wer ist ganz mit sich aufrichtig? Ein wenig unaufrichtig gegen uns selbst zu seyn, halten wir nicht für sonderlich nachtheilig: es thut uns doch gar zu wohl, Manches an uns nicht zu sehen, über Manches den Schleier des Nicht-Beachtens zu halten. Es würde uns zu sehr stören, aus unserer Ruhe bringen, uns nöthigen, Manches in unsern Verhältnissen anders einzurichten, als es ist, ja Manches an uns selbst anders einzurichten, und am Ende uns gar selbst anders einzurichten, anders zu werden. Dieß gäbe entsetzliche Unbequemlichkeit, würde entsetzliche Confusion in unserm ganzen so wohl zusammengestellten, zusammenhängenden

Leben machen. Nein, es ist besser, so etwas, wie eine einmal gemachte Einrichtung, gar nicht an- und aufzurühren: was würde dieß für Schmerz, für Unheil geben, das ganze schöne Leben würde verdorben, ungenießbar werden. Dieß alles können wir uns ersparen, wenn wir ein wenig unaufrichtig gegen uns sind. Und dieß wird man uns doch erlauben wollen? Bei den vielen Unannehmlichkeiten, die das Leben ohnedieß hat, kann man sich doch die kleine Wohlthat vergönnen, nicht sich selbst Schmerz zu machen, nicht gegen sich selbst zu wüthen. Wir wollen ja sogar in den meisten Fällen aufrichtig seyn; nur mit irgend einer Kleinigkeit, die uns nun aber gerade lieb ist, erlaube man uns, es nicht so genau zu nehmen; es ist gerade ein zarter Fleck, eine zarte Stelle an unserm Wesen, die das Eigene hat, daß sie sogleich bei der Berührung weh thut. Also lieber gar nicht berühren! Es ist, um es rein heraus zu sagen, unser Schooskind, gegen welches wir unnachsichtig seyn sollen; und wer thut dieß gern? wer wüthet gern gegen sein eigen Fleisch und Blut? — Und weil dieß der Mensch nicht thut, weil dieß die Sprache eines Jeden ist, der noch nicht zu wahrer Selbst-Erkenntniß gekommen, so ist ein Jeder, der nur ein wenig, sey

es auch noch so wenig, unaufrichtig gegen sich ist, ein ganzer Heuchler, durch und durch, von Anfang bis zu Ende seines Wesens; denn da, wo er nicht hinblicken, das, was er nicht vor sich selbst aufdecken will, ist eben der schadhafte Fleck an seinem Wesen, der das Ganze verunreiniget, vergiftet, und zur Fäulniß bringt. Wir haben Alle unsere Schoossünden, und diese gestehen wir uns nicht, und gerade diese sind das Nest des Wurmes, der an unserm wahren Leben nagt, der da macht, daß wir nicht gute Früchte bringen. Wir sehen dieß aber nicht, wir glauben es nicht, wir sind verblendet: denn wer läßt sich gern einen „unnützen Knecht" nennen? Wer glaubt nicht, daß er denn doch etwas tauge? einigermaßen wenigstens gut sey? Ein Jeder gesteht seine Fehler ein, meint aber bei allen diesen Fehlern habe er denn doch etwas Gutes. Er nennt sich gewisse gute Eigenschaften an sich selbst, welche Andere nicht haben, oder die er im vorzüglichen Grade besitzt, oder die er wenigstens so gut besitzt als Andere; z. B. Gutherzigkeit, Wohlwollen gegen Andere, Mildthätigkeit, so weit die Kräfte reichen. Es giebt keine schöneren Eigenschaften am Menschen, deshalb nennen wir hier gerade diese. Nun, und diese schönen Eigen=

schaften, wer sie an sich entdeckt hat, halten sie auch Farbe? denn ein guter Stoff muß Farbe halten! Giebt es keinen Fall im Leben, wo sie ihren Dienst versagen? Tausend! Wer ist gutherzig, wohlwollend, mildthätig, gegen die, welche es nicht verdienen? nehmlich, die es nach unserm Urtheile nicht verdienen! Und wie Viele finden sich derer nicht! Eine wie große Menge von Menschen kann also an den Aeußerungen unserer guten Eigenschaften keinen Theil haben! Unsere Güte also, oder das, was an uns gut ist, hat einen sehr beschränkten Wirkungskreis. Doch nein! wir sind im Allgemeinen wohlwollend, mildthätig u. s. w., aber es giebt nur viele Einzelne, gegen die wir es nicht seyn können, weil sie, ich wiederhole es, nach unserm Urtheile, es nicht verdienen, weil sie dessen unwürdig, weil sie Unwürdige sind. Aber indem du hier, d. h. in sehr häufigen Fällen, urtheilst, o guter Mensch, verurtheilst du, d. h. verdammst du, sprichst du das Verdammungs-Urtheil aus. Und kannst du da lieben, wo du verdammst? Und wo du nicht liebst, mußt du da nicht hassen? wenigstens gleichgültig seyn? Nur einmal als Grundregel angenommen, daß wir alle Menschen wie Brüder lieben sol-

len, weil sie alle unsere Brüder sind — eine Regel, die aber Viele nicht gelten lassen; mit denen wir deshalb auch jetzt nicht sprechen wollen, sondern blos mit denen, die sie gelten lassen — also, diese Regel angenommen: sind wir nicht die größten Sünder, indem wir uns unserer Tugenden rühmen? denn wer ein Gebot in vielen Fällen, wer es nur in einem einzigen Falle übertritt, der sündiget, der ist ein Sünder. „Aber man kann ja doch nicht anders handeln, als man urtheilt!" Warum urtheilst du denn aber? Urtheilen ist ja Richten! Warum richtest du denn? Wer hat dich dazu berufen? Wer hat dir Kraft und Macht, wer hat dir Fähigkeit und Einsicht gegeben, zu prüfen, zu entscheiden, was ein Mensch verdiene, oder nicht, ob ein Mensch würdig sey oder unwürdig? Wessen ist er denn unwürdig? Deiner Achtung? Bist du denn ein so hohes, reines, heiliges Wesen, daß auf deine Achtung so gar viel ankäme? Wenn du dir dieß einbildest, so bist du stolz; und wenn du stolz bist, so bist du ein Thor; und auf die Achtung eines Thoren kommt nicht sonderlich viel an. Oder ist jener Verurtheilte deiner Gabe, deiner Wohlthat unwürdig? Was hast du denn zu geben, das du nicht selbst empfangen hättest? Wie kannst du dir ein

Verdienst bei deinem Geben beimessen? Und prüfe dich, wie du giebst, auch da, wo du giebst! Giebst du nicht oft blos, um nur den Anblick des Elends los zu werden? also um dir unangenehme Empfindungen vom Halse zu schaffen? Giebst du nicht oft blos, um deine schöne Seele zu zeigen? Eine schöne Seele, die sich zeigen will! Giebst du nicht oft blos — und dieß ist deine edelste Art zu geben — um dir Gott zum Freunde zu machen? also aus Eigennutz? Man hat einen gemeinen Ausdruck, den ich nicht brauchen will, dessen Bedeutung aber ist: den kleinen Verlust tragen, um den größern Vortheil zu haben. Nun sollen wir auch dieß thun: wir sollen uns Gott zum Freunde machen, weil wir gebrechliche Wesen sind, die ohne ihn nicht leben können. Allein ist denn dieß für uns ein Verdienst? verdient dieß Lob? dürfen wir stolz darauf seyn, daß wir Gottes Freundschaft suchen, um uns wohl zu befinden? — Viele geben aber auch blos, um keine Verantwortlichkeit zu haben: also aus Furcht. Und wer sich fürchtet, ist immer ein Schwacher, er mag sich fürchten, wovor er will. Ist nun die Furcht ein Verdienst? Das möchte eher ein Verdienst seyn, wenn wir unsere Schwäche anerkennen. Und dieß wollen wir denn auch

thun: wir wollen anerkennen, daß wir schwache, gebrechliche Menschen sind; und nicht blos dieß: sondern auch sündige Menschen, die kein eigenes Verdienst haben, die mit jedem Augenblicke straucheln, und die, wenn sie fest und sicher zu stehen meinen, Thoren, und wenn sie sich irgend ein Verdienst anmaßen, ebenfalls Thoren sind. Und was sollen wir denn seyn, wenn wir „wahres Leben und volle Gnüge" haben wollen, wenn uns daran gelegen ist, so beschaffen zu seyn, daß wir zum Gastmahl zugelassen werden können, welches der Herr der Welten denen verheißen hat, die ihn lieben nud seine Gebote halten? Eben dieß sollen wir thun: ihn lieben und seine Gebote halten: heilig seyn, wie er; weil wir außerdem ja keinen Theil an ihm haben können, indem wir sein Gegentheil sind. „Nun so kann ja aber Niemand Theil an ihm haben! Denn wer ist denn heilig unter den Menschen? Wer ist denn so rein, daß kein Flecken an ihm wäre? Wer kann dieß seyn? Vollkommen ist kein Mensch!" Wir sollen aber vollkommen seyn, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist. — „Nun so mag er uns erst die Kräfte dazu hergeben, so mag er uns erst ersetzen, was uns fehlt, und mag das Ungleiche gleich machen! Denn das ist eine un-

billige Forderung, von Schwachen, die sich keine Stärke geben können, weil sie nicht an der Quelle der Kraft sitzen, zu verlangen, daß sie stark seyn, von Kranken, welche die Gebrechlichkeit mit auf die Welt bringen, und sie deshalb, wie alle angebohrne Uebel, nicht los werden können, verlangen, das sie ohne Tadel seyen!" Wird denn aber von euch das Unmögliche verlangt? — „So eigentlich nicht: denn der Mensch kann doch erstaunlich viel, wenn er will." — Ihr rühmt euch abermals ohne Grund, und euer Ruhm ist eitel. Was kann denn der Mensch, wenn ihm das Können nicht gegeben ist? Was will denn der Mensch? Er will wohl unter andern auch das Gute, aber sein Wille zum Guten hat keine Kraft, und sein kräftiger Wille geht nicht auf das Gute. Wie dieß? Was wir Kraft in Menschen nennen, entquillt aus seiner Natur, gehört seiner Natur, seinem ursprünglichen Seyn an: und dieses ist immer auf das Endliche, auf das Gott Entgegengesetzte gerichtet. Machen wir es anders! es ist einmahl so! Es ist uns auch gesagt, warum es so ist: der Mensch selbst hat es verschuldet: im ersten Menschen haben sie Alle gesündiget. „Dieß ist eine harte Lehre; wer mag sie verstehen!" Ja wohl schwer zu fas-

sen, aber doch das einzige Erklärungs-Mittel menschlicher Verderbtheit; oder man müßte diese letztere läugnen, oder das Böse in Gott selbst suchen, oder keinen Gott glauben, welcher letzte Ausweg Alles ins Gleiche bringt. Es hat aber keine Noth: Verderbtheit und heiliges Wesen bezeugen sich einander gegenseitig im Menschen; und wer dem Heiligen anhängt, glaubt auch an einen Gott, und kann nur an einen heiligen Gott glauben, in dem kein Böses ist. Lassen wir demnach lieber die Menschen böse geworden, als Gott ursprünglich böse seyn, und schließen wir von der Wirklichkeit des Verderbens auf die Möglichkeit des Falles; denn daß diese im Menschen liegt, sehen wir alle Tage; das geistige Erbübel aber zu erklären wird Zeit seyn, wenn wir (nicht der Schreiber dieses) die physischen Erb-Urübel, wenn wir die Zeugung und Fortpflanzung überhaupt erklärt haben; was unseres Wissens noch niemand wahrhaft gethan hat, noch auch so leicht thun wird, da das Erklären nicht unsere starke Seite, wohl aber ein sehr kräftiger Beweis unserer unbefugten Anmaßung ist. Jedoch wir scheinen sehr von dem oben eingeschlagenen Wege abgeschweift zu seyn, wiewohl dem in der That nicht so ist. Was konnten wir dafür,

daß die Gegner, die unvermerkt und wider ihr Wissen und Wollen selbst auf den rechten Punkt gestoßen waren, sogleich wieder von demselben absprangen! Wie das? Auf folgende Weise. Sie waren bis dahin, glauben wir, getrieben worden, daß sie zugaben, die Menschen seyen eigentlich verderbte, nichtsnutzige Geschöpfe, von denen geschrieben steht:

„doch aus sich selbst erfährt es Keiner,
„wird aus sich selbst nicht besser und reiner;
„und volle Gnüg' und ewiges Leben
„kann sich kein armer Sünder geben."

Bei diesem Eingeständniß, bei diesem Bewußtseyn verlangten die Gegner, gleichsam mit einem gewissen satyrischen Trotz, von dem Weltenschöpfer: für ihre Schwachheit, Kräfte, für ihren Mangel, Ersatz, für ihre Ungleichheit mit dem Höchsten, Ausgleichung. Ausgleichung! dieses Wort hätte uns unmittelbar zu dem einen Brennpunkte unserer ganzen Untersuchung, zu der Erlösung geführt, wenn sie nicht, indem ihnen Uebergangsweise angedeutet wurde, daß von den Menschen nicht das Unmögliche verlangt werde, sogleich auf ihren früheren Standpunkt des Könnens und Wollens zurückgesprungen

wären. Diesen Schlupfwinkel mußten wir ihnen zerstören; und so hat uns dieses Geschäft zwar unterbrochen, aber doch nun auch hoffentlich freien Weg gebahnt, den wir jetzt verfolgen. Nehmlich für den, der sich nicht entbrechen kann, einen Gott, ein den Menschen verheißenes ewiges Leben, so wie: Heiligkeit, als die Bedingung zu Erlangung eines solchen Lebens, zugleich aber auch die menschliche Unfähigkeit, diese Bedingung aus sich selbst und durch sich selbst zu erfüllen, für einen Solchen muß der Gedanke einer Genugthuung oder Ausgleichung, einer Bürgschaft, und dadurch einer Erlösung von allen den uns drückenden Uebeln, die uns an der Gemeinschaft mit Gott hindern, ein höchst annehmlicher, willkommener, ja erfreulicher und beglückender Gedanke seyn. Nicht darum, weil durch eine solche Veranstaltung, wenn sie sich geschichtlich nachweisen ließe, dem Menschen die Mühe des Selbst-Laufens nach dem Ziele, des Selbst-Ringens um den Siegerkranz, erspart würde und werden sollte — es wird sogleich nachgewiesen werden, daß dieß ein großes Mißverständniß ist: — sondern weil, wie uns dieselbe Quelle sagt, aus welcher wir von der Erlösung wissen, mit diesem Begriffe sich ein anderer nothwendig verbin-

det, ja unmittelbar mit ihm zusammenhängt und einen Theil desselben ausmacht, nehmlich der Begriff der Heiligung durch den Glauben. Zwar ist auch dieser erst klar zu machen, damit er nicht mißverstanden werde, aber einmal wahrhaft klar hingestellt, macht er auch, daß über den Begriff der Erlösung kein Mißverständniß mehr möglich ist. Es ist erst zu erklären, was Heiligung ist, sodann was Glaube, und das Verhältniß des Glaubens zu ihr. Heiligung kann blos den treffen, der nicht heilig ist, aber werden soll und wird. Das Heilig=Werden (rein, fleckenlos Werden) eines vorher Unheiligen, ist Heiligung. Das Werden deutet an, daß mit ihm und in ihm etwas geschieht, unbestimmt, ob durch ihn selbst oder ein anderes Einwirken. Aber die Unbestimmtheit wird sogleich gehoben mit dem Zusatze: durch den Glauben. Der Glaube „ist die gewisse Zuversicht deß, das man hoffet, und nicht zweifelt, an dem, das man nicht siehet." Also hoffende, vertrauende Zuversicht ist Glaube. Diese Hoffnung und Zuversicht muß aber doch einen Gegenstand haben. Welcher kann dieß hier anders seyn, als der, von welchem die Heiligung erwartet wird? Die Heiligung wird also, oder wir werden heilig, nicht durch und aus uns selbst, sondern durch

den Gegenstand unseres Glaubens. Wer ist dieß? der Erlöser, der Heilige selbst, also Gott selbst, in der Gestalt des Erlösers, wie ihn uns die heilige Geschichte aufstellt; folglich auch: göttliche Kraft, göttliches Vermögen. Die heilige Kraft kann aber nicht anders als heilig machen. Wie? die Antwort ist schon gegeben: durch den Glauben. In dem Glauben an Gott, und in dem Glauben an den Erlöser, als welches dasselbe ist, muß demnach eine heiligende Kraft liegen. Liegt aber heiligende Kraft im Glauben, so liegt auch erlösende in ihm. Wie wir heilig sind, so sind wir erlöst, und wir sind und werden heilig so, wie wir glauben. Was heißt das: wie wir glauben? Nichts anderes, als: in dem Grade, in dem Maße unseres Glaubens: denn der vertrauende, zuversichtliche Glaube kann nur Einer seyn; es giebt nur Ein Vertrauen, nur Eine Zuversicht, die man entweder hat, oder nicht hat; und keine andere Verschiedenheit, außer dem Haben und Nicht-haben, ist hier denkbar, als die des Grades. Der Glaube ist demnach die Bedingung der Heiligung, wie die Heiligung die Bedingung der Erlösung. Läßt sich aber keines dieser Stücke von einander trennen: so gehören sie ja zu Einem Wesen: und so ist ja Erlösung, und Heiligung

durch den Glauben Eines und dasselbe. Wir wären also nicht erlöset, wenn wir nicht durch den Glauben geheiliget wären? und, da der Glaube Grade hat, wir wären nur in dem Grade geheiligt und erlöst, wie wir glaubten? Ueberhaupt, wie ist es möglich, daß der Glaube Heiligung und Erlösung herbeiführen kann? Das Letzte dadurch, weil der Glaube ein reiner, heiliger Zustand ist, wie Jeder an und in sich erfährt, der da glaubt, und so lange er in dem Zustande des Glaubens ist. Ein Solcher ist „wieder in seiner Mutter Leib gegangen;" alle Zweifel, alle Sorgen haben ihn verlassen; keine ungestüme Begierde drängt ihn; er ist ruhig, und in dieser Ruhe heiter, klar, und rein durch sein ganzes Wesen. So weit sich demnach sein Glaube erstreckt: so weit verbreitet sich diese Ruhe, Klarheit, Heiterkeit, Reinheit, Heiligkeit. Aber man kann nicht zugleich glauben, und auch nicht glauben. Deßwegen bilden sich Diejenigen etwas ganz falsches ein, welche meinen zu glauben, und doch zweifeln; was bei dem besten Willen das Schicksal der Anfänger im Glauben ist: denn der Glaube hat seine Virtuosität, wie jede eigentlich-menschliche Kunst; und die Stufen dieser heiligen Kunstschule werden durch die Grade der Gemüthsläuterung bezeich-

net: je geläuterter das Gemüth, desto reiner, und folglich auch, desto kräftiger der Glaube. Aber hebt sich dieß einander nicht auf: Gemüthsläuterung und Glaube, indem jedes von beiden zur Bedingung des andern gemacht wird? Ohne Glauben, sagten wir, keine Heiligung, oder Gemüthsläuterung; als welches dasselbe ist. Nun sagen wir wieder: ohne geläutertes Gemüth kein Glaube. Wie kann da Eines die Stütze des Andern seyn, wenn Jedes des Andern als seiner Stütze bedarf? In dem nach Läuterung sich sehnenden Gemüth — und auch diese Sehnsucht ist ein Geschenk von oben — wird die Empfänglichkeit für den Glauben aufgeschlossen. Diese, bis zu einem gewissen Grade gesteigert, zieht nun das Himmelskind den Glauben aus seinem Aether herab. Dadurch wird das Herz zur Heiligung bereitet. Durch die erlangte Heiligungsfähigkeit wird das Glauben-Wesen, kräftiger, als Anfangs, angezogen. Nun breitet sich die Heiligung allmählich im Herzen aus, und mit ihr wächst, wie die Macht des Glaubens, so wiederum ihre eigene Macht, bis das göttliche Werk vollendet ist; welches freilich oft durch die vorwaltende Empfänglichkeit für das Irdisch-Endliche und Böse gehemmt und unterbrochen wird. So geschieht diese Umwand-

lung im Menschen, man könnte sagen, ganz nach natürlich-organischen Gesetzen, nur angefacht und unterhalten durch ein höheres Prinzip, wie alles Leben: und diese Umwandlung ist ja das geforderte neue Leben. So führt der Glaube, durch die Heiligung, Erlösung herbei, Erlösung nehmlich im irdischen Leibe, die, wie gezeigt worden, nur Grad-weise Statt finden kann, weil der Glaube, wie Alles, Maß und Ziel hat; und wir sind hier auf der Erde ganz eigentlich nur in dem Grade erlöset, wie wir geheiligt sind, und nur in dem Maß geheiligt, wie wir glauben. So müssen wir ja aber doch unsere Erlösung selbst zu Stande bringen, und mit ihr unsere Heiligung? Wer auf sich und auf das Gesagte Acht gehabt hat, wird nicht so fragen. Wie alles Lebendige nicht ohne Licht und Luft, die des Himmels sind, so kann auch dieses Leben des Glaubens, der Heiligung und der Erlösung, wie schon gesagt, nur von oben, wie angefacht, so unterhalten werden. Aber, könnte man sagen, dieß ist doch immer noch keine rechte Erlösung, ist nicht das, was oben Ausgleichung, Genugthuung, Bürgschaft genannt wurde, jene Erlösung, die uns das ewige Leben nach dem Tode verbürgt. Ganz wahr! Sehr richtig bezieht man sich hier auf

das Leben nach dem Tode, welches etwas für sich ist. Weil es dieses aber ist: so können wir auch nichts dafür thun, so mußte für uns, statt unserer, gethan, gewirkt werden. Und daß dieß geschehen sey, lehrt uns derselbe Glaube, welcher unsere irdische Heiligung und allmähliche Erlösung von unserer alten Erbfeindin, der Schlange: Sünde, bewirkt. Aber glauben wir denn, daß wir so unbedingt erlöst sind? daß wir durch den Tod Jesu carte blanche in jenes Himmelreich haben, welches sich nach dem Tode des irdischen Leibes aufschließen wird? Keinesweges! Heiligung heißt die Bedingung, unter welcher allein wir in das Reich Gottes eingehen können. Daß uns ein solches Reich bereitet ist, haben wir unserm Erlöser zu danken; daß uns die Heiligung auf dieser Erde, und in diesem sterblichen, sündigen Leibe nur möglich ist, haben wir ihm gleichfalls zu danken; aber annehmen müssen wir, was uns geboten wird, verschmähen dürfen wir das Brod des ewigen Lebens nicht, oder wir sterben eines schmählichen Hungertodes. Wie aber die, welche nichts vom Glauben wissen und wußten? ruft man uns noch am Schlusse dieses unseres Glaubensbekennt-

nisses zu. Wir antworten darauf: „Wer Gott fürchtet und Recht thut in allerlei Volk, der ist ihm angenehm.“ — Wie aber ohne Glauben? Wer so wandelt, Jude oder Heide, beweist, daß er ihn hat. Woher aber? Von daher, von wo alle gute Gaben kommen.

XII.

Ueber die Liebe.

Wenn uns Jemand einen neuen, vorher nie geahndeten Sinn aufschlösse, der nicht blos zarter und feiner wäre, als die übrigen, die wir besitzen, sondern welcher auch die Empfindungen der übrigen so übersehen, ordnen, berichtigen lehrte, daß wir das Verhältniß eines jeden zu dem andern, und den Antheil, den er an der Harmonie des Gesammt-Empfindens hat, klar erkennen lernten, wobei der neue Sinn sich, als alle die übrigen in sich fassend und aufgelöst enthaltend, zeigte, klarer als sie alle, schärfer als sie alle, eindringender als sie alle: so würden wir, obschon immer noch in der alten und selben Welt

fortlebend, doch gleichsam in eine neue eingetreten zu seyn glauben, Alles unter neuen Beziehungen wahrnehmen, diese Beziehungen alle wunderbar deutlich vor uns aufgeschlossen finden, und nun nach dem Maße unserer Erkenntniß alle Gegenstände auf eine neue Weise behandeln, in dieser neuen Thätigkeit uns selbst freier und entwickelter fühlen, und in diesem Gefühl nicht blos einen höheren Grad von Leben und Wohlseyn, sondern auch eine neue, bisher ungekannte Art von Leben und Wohlseyn, gleichsam in eine höhere Lebenssphäre gerückt, genießen. Einen solchen Sinn hat uns die reine und unverfälschte Lehre Christus und der Apostel in der Liebe aufgeschlossen, welche wir heutzutage Religion zu nennen pflegen, deren eigentlichstes Wesen und volle Summe demnach die Liebe, nach der Bedeutung jener Lehre, ist. Wir lernen in dieser Lehre das alte, Jahrtausende hindurch von tausend mal tausend Zungen ausgesprochene Wort: Liebe, nicht blos von einer neuen Seite, sondern in einem ganz neuen Wesen, in einem ganz neuen Sinn, in ganz neuen Beziehungen kennen. Wir werden durch diese Kenntniß wahrhaft und wirklich in eine ganz neue, uns bisher verschlossene Welt versetzt, oder vielmehr, die

die alte und bekannte Welt steht, von einem neuen, überirdischen Lichte bestrahlt, vor unsern Augen da, wir sehen in ihr, was wir vorher nicht sahen, den Keim unendlicher Entwickelung, unendlicher Harmonie, und einer überschwenglichen Fülle von unzerstörbarem Leben und Glück, dessen Theilnehmer und Mitgenossen wir, als Bürger in dieser neuen Welt, zu seyn uns berufen, und unerschütterlich gewiß für alle Ewigkeit bestätiget finden. Wie mag dieß zugehen? welche Liebe ist dieß? welches ist ihr Wesen? wie wird sie erzeugt, genährt und gepflegt? und wie mögen wir uns ihrer und alles dessen was sie mit sich führt, auf eine unverliehrbare Weise versichern? Die erste, ja die einzige Bedingung zu ihr zu gelangen, sie zu besitzen und festzuhalten ist diese: daß wir „von neuem gebohren werden.“ Wie kann ein Mensch von neuem gebohren werden? Mag er auch wieder in seiner Mutter Leib zurück gehen? Die Vorschrift, welche der Meister in dieser neuen Kunst uns dazu giebt, ist: „Werdet wie die Kinder!“ Werfen wir einen Blick auf die Kinder, und sehen, wie sie sind, was ihr Wesen und das Element ist, in dem sie leben, wie sie die Welt auffassen und auf die Welt zurückwirken, und wie sich in dieser ihrer Art

des Seyns, Empfindens und Lebens befinden. Es versteht sich, daß wir hier nicht schon verzogene, verdorbene, von dem Schmutz der Welt schon befleckte, sondern ganz reine, sich eben erst, wie junge Knospen, erschließende Kinder-Seelen vor Augen haben, in denen der, allen Menschen einwohnende, Hang zum Bösen noch nicht erwacht, der Trieb, diesem Hange zu folgen, noch nicht rege geworden ist. Wie das zarte Grün der hervorbrechenden Blätter an Sträuchern und Bäumen im Frühling noch nicht von dem sengenden Strahle der Sonne gedunkelt, noch nicht von der Schwüle der Luft ermattet, noch nicht vom Staube der Erde entfärbt, noch nicht von giftigen Insekten bekrochen und zernagt ist, sondern wie sich die jungen Blätter frisch und fröhlich dem Frühlingshimmel, der Frühlingsluft und der Frühlingssonne entgegen entfalten, zart und weich, in schützende Wolle gehüllt, kaum noch vom Licht mit Farbe begrüßt, die reiche Fülle der Entwickelung nur andeutend, nicht erschließend: so die neugebohrnen Kinder-Seelen, die sich mit ihren jungen Sinnen der Welt öffnen, die Welt im reinen Glanz und Duft und Thau des Morgens trinken, und im unerschöpften, seligen Gefühl des Daseyns, desselben sorg-

los, zweifellos gewiß, durch innere Sicherheit bewahrt und geschützt, still-glücklich lächeln und lieben. Alles kommt ihnen, sie kommen Allem mit Freundlichkeit, mit Liebe entgegen, und diese Freundlichkeit und diese Liebe ist ihr Glück. Was für eine Liebe ist dieß? eine Liebe, die nichts sondert, nichts vorzieht, nichts verschmäht, Alles aufnimmt, Allem entgegen kommt, an Allem, wie es ist, Wohlgefallen findet, Allem, wie es ist, zulächelt, aufmerksam, unpartheiisch, ohne Neid, ohne Haß, ohne Selbstsucht. Dieß ist das glückliche Leben, das glückliche Gefühl der ersten Kindheit. Und wie diese Kinder sollen wir werden, so leben, so fühlen, so lieben. Wie ist dieß möglich? Auf dem gewöhnlichen Wege des Menschen-Seyns und Menschen-Lebens nicht! Was hätten wir aber wohl für Aufgaben zu lösen, wenn wir die Bedingungen eines solchen kindlichen Daseyns erfüllen wollten? Wir müßten uns jene Lebendigkeit und Frische des kindlichen Gefühls, jene Sicherheit und Sorglosigkeit des kindlichen Daseyns, jene Freundlichkeit und Heiterkeit der unbefangenen, ungetrübten, reinen und ruhigen kindlichen Liebe aneignen. Wie ist dieß möglich! Wie ist dieß einem Leben möglich, das durch Jahre, Bestre-

bungen, Geschäfte, Verhältnisse, Sorgen, Unglücksfälle, Körper- und Seelen-Weh, durch unwiderstehliche, auf einzelne Gegenstände gerichtete, Leidenschaften, durch vereitelte Wünsche und Hoffnungen, durch das fliehende und nichtige Leben selbst, welches so viel verspricht und so wenig hält, durch Alles dieses abgerieben, abgestumpft, gelähmt, erschöpft, getrübt und verkümmert wird! In einem so beschaffenen Leben ist dieß Alles freilich nicht möglich. Allein es soll alle Mühe angewendet werden, damit die sämmlichen, eben genannten Beschwerden des Lebens nicht Statt finden. Wie aber? Es giebt nur Einen Weg hiezu, den uns ebenfalls die Kinder zeigen und der einem Jeden geöffnet ist: den Weg des Glaubens. Im Glauben sind die Kinder die eigentlichen, die ächten Virtuosen, und das Geheimniß ihres Glücks liegt nur im Glauben. Dieß ist die Wurzel aus welcher ihnen die ganze Sicherheit, Freudigkeit und Freundlichkeit des Daseyns entspringt. Aus dem Glauben geht die Liebe hervor. Der Glaube ist der Zustand, welcher dem tiefsten Wesen der Gottheit am nächsten verwandt ist: er ist Einigkeit in sich selbst. Die Einigkeit macht selig; und darum ist das Himmel-

reich das Eigenthum der Kinder. Der Zweifel, der Zwiespalt, die Trennung ist das Gegentheil des Glaubens. Auf dem Zwiespalt, auf der Trennung ruht der Fluch der Hölle, und die ersten Menschen fielen durch die Unterscheidung des Guten und des Bösen. Nicht das Erkennen macht unglücklich, sondern das Unterscheiden, das Trennen. Nur wo der Weg Einer bleibt ist Sicherheit, wo sich die Wege trennen, entsteht Ungewißheit, Zweifel, und mit dem Zweifel die Furcht, welche der Tod des wahren Lebens ist. Sobald der Mensch zu fürchten anfängt, ist auch seine Ruhe, und mit der Ruhe das Glück verschwunden. Und warum ist das Kind so ruhig? weil es der Liebe vertraut, aus deren Schoose es entsprang, in deren Schoose es ruht. Glaube ohne Liebe ist nicht denkbar; Vertrauen ohne einen Gegenstand, dem man vertraut, ein Unding. Daher sind Glaube und Liebe unzertrennlich, und wer den Glauben hat, hat auch die Liebe; und wenn der Glaube selig macht, so ist es um der Liebe willen, die bei ihm ist, die sich von ihm nicht trennen läßt. Der Glaube ohne die Liebe ist kein nütze; es ist ein falscher Glaube, das heißt: kein wahrer, gar kein Glaube, ein bloßes Scheinbild,

eine Einbildung, ein Wahn. Daher alle Diejenigen, welche den Glauben zu haben wähnen und nicht zugleich die Liebe besitzen, Betrogene sind. Sie betrügen sich selbst. Der Glaube ist nichts isolirtes, nichts getrenntes; alle Trennung hebt ihn auf. Daher man nur dann wahrhaft in und mit sich selbst einig ist, wenn man mit dem einig ist, was zu unserm Wesen gehört. Wer blos mit sich selbst und für sich selbst einig ist, hat blos die Seligkeit der Selbstgenügsamkeit, d. h. ein falsches, täuschendes Gefühl von Wohlseyn, das jeden Augenblick unterbrochen und nicht blos unterbrochen, sondern auf das empfindlichste, schmerzlichste verletzt wird durch Alles, was dieses scheinbar-süße Ruhen in sich selbst stört; und dieß ist eben nicht mehr als Alles, das ganze Seyn, die ganze Einrichtung der Dinge, die Welt, und ihr Schöpfer selbst. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey." Alles dringt auf uns ein, um uns aus unserer Selbstgenügsamkeit herauszureißen, und darum wenden wir uns wiederum feindlich gegen Alles, was so auf uns eindringt; wir sind in einem beständigen Kampfe dagegen begriffen; und aller Kampf setzt Zwiespalt und Feindschaft voraus; wo aber diese sind, da ist der Haß, und wo

der Haß ist, da ist die Liebe und die Seligkeit fern. Daher die Selbstgnügsamen, die auf ihr eigenes Selbst zurückgewiesenen und sich zurückweisenden, wenn sie den Glauben zu haben vermeinen, sich blos an einem Trugbild weiden, das sie äfft, und immerfort an ihrer Ruhe nagt. Der Glaube ohne die Liebe zerstört sich selbst und ist sein eigener Feind, er ist kein Glaube; denn wie möchte Glaube mit Feindschaft und Zerstörung bestehen, da sein Wesen Eintracht und Liebe ist. Selbst-liebe aber ist keine Liebe, da ihr Element Haß alles Fremden ist. Das Kind liebt nicht sich selbst; es liebt die Mutter, und Alles, wovon es umgeben ist, und ist in dieser Liebe selig. Das ist die wahre Seligkeit, die aus der Einigkeit mit dem, was uns umgiebt, hervorgeht. Das ist die Wahrheit: denn Wahrheit ist die Harmonie des Innern mit dem Aeußern, das Eine, ungetrennte, unverletzte, heilige Seyn. Und dieß ist die Liebe. Wahrheit und Liebe sind immer beisammen, sind Eines. Und darum ist auch der Glaube und die Wahrheit Eines, und wer im Glauben ist, ist in der Wahrheit. Darum leben die Kinder in der Wahrheit, weil sie im Glauben leben. „Wir sind aber keine Kinder mehr, die wir vor uns selbst in der Welt

stehen, die wir an uns selbst gewiesen sind, die wir mündig und selbstständig geworden sind. Wo wäre die Mutter, die wir lieben, der wir vertrauen, in welcher wir glaubensvoll und mit fester, heiterer Sicherheit ruhen sollten?" Sie ist dennoch da, sie ist um uns, in uns, überall, in ihr leben, weben und sind wir: es ist die Wahrheit, es ist das heilige Seyn, es ist die Gottheit selbst. Diese sollen wir lieben, ihr anhangen, ihr vertrauen, in ihr ruhen, wie das Kind seine Mutter liebt, ihr anhangt, ihr vertraut, in ihr ruht, und in dieser Liebe, in diesem Vertrauen, in dieser Ruhe selig ist. Der Glaube macht selig, die Liebe macht selig; und so ist es denn kein Zweifel, daß uns der Glaube an Gott, die Liebe zu Gott selig machen werde. Wie aber zu diesem Glauben, zu dieser Liebe gelangen? Es ist schon gesagt: wenn wir von uns selbst ablassen, uns von uns selbst losmachen, uns nicht angehören, sondern dem, der uns Alle trägt und für uns Alle sorgt auf alle Weise. Das Kind vertraut nicht sich selbst, sorgt nicht für sich selbst, verläßt sich nicht auf sich selbst, hofft nichts von sich selbst: und so sollen auch wir kindlich gesinnt seyn, und alle unsere Sorge auf Gott werfen. Das heißt Gott lieben, das heißt Gott vertrauen,

und durch dieses Vertrauen beweisen wir unsere Liebe. Zweifeln wir aber an Gott, und vertrauen blos uns selbst, so sind wir von Gott getrennt, so lieben wir ihn nicht. Haben wir aber diese Liebe durch Aufopferung unseres selbstischen Wesens errungen, durch gänzliche Hingabe desselben an das Wesen, von dem wir stammen, in dem wir sind, das unserer mit liebendem Auge wahrnimmt, uns mit liebender Hand beschützt: so haben wir auch Alles: denn wir lieben, was Er liebt: die Menschen, unsere Brüder, und sind in dieser Liebe selig. Und sollten wir die Menschen dann nicht lieben, da wir ja das lieben müssen, was Gott liebt? Denn jeder Liebende liebt das, was dem Gegenstande seiner Liebe angenehm ist. Aber nicht blos die Menschen werden wir dann lieben, sondern die ganze Einrichtung der Dinge, wie sie Gott gemacht hat. Wir werden also mit der Welt zufrieden seyn, wie sie ist, wir werden in ihr die Entwickelung des göttlichen Rathschlusses, die Offenbarung der göttlichen Liebe erblicken, und so wird uns jeder Gegenstand, jedes Verhältniß aller Gegenstände heilig, ja eine Quelle von Freude seyn, da wir ja überall nur die liebende, die ordnende, die segnende und Alles zum Glück führende Vaterhand erblicken. Wir

sehen, wenn wir Gott lieben, die Welt mit andern Augen an, als früher hin, wo wir noch keine Liebe kannten, als die zu uns selbst und zu den Dingen um unsertwillen. Nun wird uns nichts mehr anstößig seyn, uns nichts mehr beleidigen: denn überall sehen wir ja nur Gott in seinem Walten und Schaffen, und haben Freude an diesem Walten und Schaffen, als ob es unser eigenes Werk wäre; ja wir machen es zu unserem eigenen Werke, und freuen uns darüber, wie sich das Kind freut, der Mutter nach Kräften förderlich zu seyn. Und so entsteht uns ein neues Leben. Es ist das oben beschriebene Leben, wo uns ein neuer Sinn aufgeht, wo uns Alles klar wird, was uns vorher dunkel war, wo sich Alles löset, was verworren, alles einigt, was getrennt war, wo wir überall nur der Harmonie, dem Ineinandergreifen, dem Zusammentreffen zu Einem Zwecke, zu dem Zwecke der Weltbeglückung begegnen. Nun stört uns kein Wogen und Toben scheinbar feindlicher Kräfte mehr: das Buch der Menschengeschichte, das Buch der Natur selbst wird uns verständlich; unser Blick schärft sich: wir lernen zusammenfassen, ordnen, erkennen, und, je mehr wir erkennen, desto mehr anbeten, lieben, glauben, selig seyn. Die Welt wird uns zu einem

großen Drama, in welchem sich das Geheimniß der Liebe enthüllt, und wo wir zugleich befriedigte Zuschauer und beglückte Mitwirkende sind; zu einer großen musikalischen Symphonie, wo sich uns, jemehr wir davon verstehen lernen, desto mehr die scheinbaren Mißtöne zu fröhlichen Accorden auflösen. Und so schwimmen wir — wenn der Ausdruck nicht zu stark ist; er kann aber nicht stark genug gewählt werden — in einem unübersehbaren Meere von immer steigender Klarheit, Heiterkeit und fröhlicher Lebendigkeit. Es ist nicht übertrieben, es ist nur in schwachen Zügen kümmerlich ausgedrückt, was die Seele Dessen erfüllt, der einen Tropfen aus dem Meer dieser Liebe gekostet hat, welche allein das Leben beseliget. Es ist Liebe, es ist die reinste Liebe, was derjenige fühlt, der es gewagt hat, von sich selbst zu scheiden, und sein Leben in Gott, in dem Gegenstand seiner Liebe aufgehen zu lassen. Wer jemals menschlich-irdisch geliebt hat, der Jüngling, die Jungfrau, weiß es, welche Veränderung, welche Umgestaltung im Innern, im ganzen Leben vorgeht, wenn sich die Knospe dieser Liebe erschlossen hat. Eine andere Welt steht vor den Augen da, alles glänzt im rosenfarbnen Lichte, alles lacht in Heiterkeit und Freude, alles

grünt und blüht, die ganze Welt ist ein duftender Garten, ein Zaubermährchen voll lieblicher Bilder, voll süßer Phantasien, geworden, oder vielmehr die wirkliche, lebendige Gegenwart der süßesten Ahndungen, der lieblichsten Träume ist vor den Liebenden hingezaubert. So, nein nicht so, unvergleichbar schöner, herrlicher, entzückender, beseligender erwacht das Leben dem, dem die Liebe Gottes aufgegangen ist, der statt des einzelnen, irdischen, vergänglichen, mängelvollen Gegenstandes, den Unendlichen, Ewigen, das Urbild der Schönheit und Vollkommenheit liebt. Seine Liebe ist kein Traum, kein vorübergehender Rausch, wie die irdische Liebe flüchtiger, entfliehender Jugend, sie ist das Erwachen zu ewiger Jugend selbst, und das beseligende Festhalten dessen, was dieser Jugend ewige Dauer verleiht. Es ist kein Traum, Gott zu lieben, es ist ein Erwachen aus dem Traume, der früherhin unser Leben fesselte, und mit den mannigfaltigsten Trugbildern der Lust und des Kummers erfüllte. Diese Liebe ist unser unzerstörbares, einzig genügendes, einzig vollkommen befriedigendes Leben. Und um dieser Liebe willen sollten wir nicht jede andere Liebe, sowohl die unserer selbst, als der irdischen Dinge, aufgeben? und, wo nicht aufgeben,

doch wenigstens unterordnen? Aber es hat keine Noth. Wer die höhere geschmekt hat, begehrt der niederen nicht, oder er faßt alles, was niedere, irdische, vergängliche Liebe heißt, unter die höhere auf, wandelt es um in einen Theil jener Liebe, löset es auf in das Element derselben, giebt ihm ihr Gepräge, ihren Charakter, ihre Farbe, ihr eigenes Wesen. Nicht so, daß er sich täuscht und das Irdische zu seinem Gott macht, und so das Göttliche zu ehren, zu lieben, zu erfassen wähnt, sondern umgekehrt so, daß er die Strahlen der göttlichen Liebe auch in allem Irdischen erblickt, und dasselbe darum mit liebendem Auge betrachtet, weil es, wiewohl mangelhaft und in schwachen Zügen, ein Abbild des Göttlichen ist, welches sich in allen seinen Werken offenbart und darum auch in allen seinen Werken geliebt seyn will, nur dergestalt, daß über dem Geschöpf nicht der Schöpfer vergessen werde. Wer den Schöpfer immer vor Augen und im Herzen hat, wird sich nie an das Geschöpf und in dem Geschöpf verliehren, sondern dasselbe blos als Mittel betrachten, die Liebe des Höchsten in sich zu entflammen und immer neu zu unterhalten. Und so führt die Liebe, welche wir meinen, den Menschen herrlich durch das Leben, und von ihr kann man mit vol-

lem, klarem und reinem Bewußtseyn flehen, was der Dichter von ihrer dunkel gefühlten Gegenwart in der Natur flehte:

„Führe mich an deiner Hand
„wie das Kind am Gängelband!“

Und das thut sie denn auch, diese Liebe, und gewährt es einem Jeden, dem daran ernstlich gelegen ist. Sie führt uns durchs Leben, sie thut uns dasselbe auf, sie erheitert es uns mit jedem Schritte, den wir darinne weiter vorwärts thun. Dieß ist die Liebe, auf die uns der Meister verwies, dieß die Liebe, die er uns gebot, und die uns nur durch Kinder-Sinn zu Theil werden kann. Wir dürfen uns dieses Kinder-Sinnes nicht schämen. Ein solches Kind ist groß im Himmelreich, ein solches Kind ist selig, ein solches Kind ist göttlicher Natur. Und eine größere Natur als die göttliche kann sich doch Niemand aneignen wollen? Alle Größe, aller Stolz der Welt verschwindet vor dieser Kinder-Einfalt, ja er verschwindet nicht blos gegen sie als etwas Kleines, sondern er wird auch davon zu Nichte. Leerer Dünkel, Trug und Täuschung ist Alles, was nicht auf diesen Felsen gebaut wird. Fest steht er, und wenn Alles in Nacht versinkt, vergoldet die ewige Sonne seinen Gipfel mit den Strahlen einer ewigen Morgenröthe.

Anhang.

Blicke in das Himmelreich.

(Aus Selbst-Unterhaltungen.)

Blicke in das Himmelreich.

1.

In welche selige Verhältnisse tritt der Mensch, dessen ganzes Leben fortwährende Religion wird! Wie verschönert sich ihm mit jedem Schritte sein Daseyn, wie ebenen sich vor ihm alle ungleichen Verbinduugen der Dinge und der Menschen! In welchen neuen Beziehungen, in welchem Zusammenhange erscheint ihm das unendliche Gewirr der ungleichartigsten Kräfte und Bestrebungen! Er sieht zwar nicht mit Augen die Einheit, in welche zuletzt alles zusammenfließt, aber er ahndet sie, nach der Alles hinstrebt, mit beruhigendem, ja mit entzückendem Gefühl.

2.

Wie fühlte ich mich oft so glücklich, wenn ich mich auf Augenblicke in dem Aether der Religion befand, mein ganzes Daseyn geläutert und verklärt, in himmlischer Ruhe und Sicherheit, mit unaussprechlicher Heiterkeit auf die Welt und auf ihre Verhältnisse blickend. Alles Unebene hatte sich ausgeglichen, alles Widrige war mir angenehm, ungewöhnlicher Lebensmuth, ungewöhnliche Kraft und Lust im Wirken und Empfinden beseelte mich, und in Allem fühlte ich nur Gottes-Kraft und Gottes-Lust. Alle Beziehungen, alle Handlungen meines Lebens waren mir heilig, die geringste ein Mit-Klang in der göttlichen Harmonie. Ich erschien mir als opfernd mein Wesen der Heiligkeit, um Seligkeit dafür einzutauschen. Wie das Gold durch Hingabe der Schlacken nur gereinigt wird, so fühlte ich mich auch durch Hinwegwerfung alles Gemeinen edler und reicher, und ich erkannte es klar, daß der wahre Schatz des Lebens in den Tiefen der gereinigten Seele verborgen ist. Hier fließt die Zauberquelle, die uns das Leben zum Paradiese schafft und jede Stelle um uns

her mit Blumen und Früchten schmückt, ungeweihten Augen und unreinen Händen verborgen.

3.

Der religiöse Mensch ist immerdar im Dienste des Heiligen befangen. Jeder Schritt, den er thut, ist ein Schritt weiter in das Himmelreich. Das Himmelreich ist das Leben und Weben im seligen Geschäft. Jeder Gedanke, jeder Entschluß, jedes Vorrücken in That und Ausführung nach der Richtschnur des heiligen Gesetzes erweitert den Kreis des wahren Lebens, welches ganz in Freiheit, Heiterkeit, Klarheit, und warmer, wonnevoller Liebe ist.

4.

So lange der Mensch noch nicht von der Religion beseelt und belebt ist, so lange sie noch nicht der Urquell alles seines Denkens, Empfindens und Handelns ist, führt er ein traumgleiches Leben. Er wird von Unruhe und von der Nichtigkeit irdischer Pläne umhergetrieben, deren keiner, auch wenn er realisirt wird, ihn befriediget; er strebt von einem zum andern, und findet nirgends einen Ruhe- oder Mittelpunkt seines Daseyns, an dem er haften, von dem aus er mit Heiterkeit und

Ruhe die Welt um sich her empfinden, auf die Welt um sich her wirken könne. Ja er ahndet einen solchen nicht einmal; und treibt ihn ja ein dunkles Streben darnach hin, so sucht er ihn, wo er nicht zu finden ist, nehmlich außer sich. Nur wem das Licht der Religion aufgegangen ist, erblickt alles, und sich selbst, in diesem Lichte: kein Zweifel drückt ihn mehr, keine Furcht ängstigt ihn mehr. Mit heiterer Zuversicht faßt er das Leben auf, und mit Liebe und Freudigkeit verweilt er auf jedem Punkte desselben. Er schaut nicht mit Bedauren rückwärts, nicht mit Ungeduld vorwärts: wo er ist, da ist er an seiner Stelle, die ihm gefällt, und die er, wie einen angenehmen Garten, bebaut, und mit Blumen und Früchten schmückt. Wenn das Ziel des Lebens Weisheit ist, so ist der, welcher Religion besitzt, an diesem Ziele, das sich ihm immer mehr verschönert, je tiefer er in demselben einwurzelt. Weisheit erlangt nur, wer sich keusch und rein erhält von den Befleckungen der Welt; und wer dieß thut, der ist auch glücklich. Er bedarf und sucht kein anderes Glück, als das in seinem Innern wohnt und das ihm in immer größerer Fülle zuströmt, je mehr er sich läutert. Nur die Un-

reinen sind unglücklich, für die Reinen giebt es kein Uebel und kein Verderben.

5.

Die Religion ist das Hangen am göttlichen Gebot, dessen höchster Ausdruck die Liebe ist. Dieses Gebot, den lebendigen Mittelpunkt und das reinste Wesen der Religion bezeichnend, ist so deutlich, so unzweideutig, daß es nicht zu begreifen ist, einmal: wie man statt dieses innerlichen Wesens etwas Aeußerliches als Religion festhalten konnte; zweitens: wie man im Stande war, auf das Sectiren zu verfallen, in Zwiespalt zu gerathen, ja sich mit tödlichem Haß zu verfolgen, da ja das eigentliche, wahrste, einzige Wesen der Religion die Vertilgung alles Hasses ist. Nicht an äußerlichen Zeichen, nicht an Worten und Gebehrden, sondern allein an der Liebe kann man den Jünger Christi erkennen.

6.

Dem Heiligen opfern, ist der Anfang und das Ende aller Religion. Ihr Wesen ist Liebe, und Liebe ist Hingabe. Jeder Augenblick im Leben bringt etwas mit sich, das man dem Heiligen opfern muß, wenn man rein und frei bleiben, d. h. wahrhaft leben und lieben

will. Was wird aber geopfert? Unsere Endlichkeit, die Schranken unseres selbstischen Wesens. Gieb dich diesen Schranken hin, und du bist vernichtet; weise sie zurück von dir, und du lebst. Dein Leben wächst in dem Maße, wie du den Kreis deiner Freiheit erweiterst. In diesem Kreise erst wird dein geistiger Mensch gebohren mit seinen Sinnen und mit seinen Gliedern. In diesem Kreise erst erkennst du die Herrlichkeit der Welt und des göttlichen Daseyns. Ohne dieses Erkennen bist du todt, mit ihm lebst du in vollkommener Lust und Kraft. Das Endliche ist ohnmächtig und arm, das Göttliche reich und kräftig. Zu diesem Leben sind wir berufen, sind wir gebohren. Wir wandeln Alle umher als Keime, die von dem Göttlichen befruchtet werden sollen. Wir sind vergänglich, wenn wir an dem Irdischen festhalten; wir sind unvergänglich, wenn wir das Himmlische in uns aufnehmen. Dieses allein giebt uns Gehalt und Werth, und die Anwartschaft und die Fähigkeit zu unendlicher Entwickelung. Ein neuer, freier, überschwenglich genußreicher Wirkungskreis öffnet sich für den Religiösen; eine Welt schließt sich ihm auf, voll von immer steigender Schönheit und Herrlichkeit, eine Welt, von

deren Daseyn der Mensch nichts ahndet, in dessen Herzen der Funke der Religion noch nicht entzündet ist.

7.

Der Gedanke an Gott muß uns überall durchs Leben begleiten. Er ist das Band, durch welches alle unsere Erfahrungen und Empfindungen, alle unsere Ansichten, Entschlüsse und Handlungen zu Einer Harmonie verknüpft werden, und ohne welches unser Leben zerrissen ist und in immerwährenden Mißtönen erklingt. Der Gedanke an Gott ist der leitende Faden, welcher uns durch das große Labyrinth des Lebens sicher führt, der Anker, den wir überall sicher auswerfen können, wo uns Stürme oder Untiefen bedrohen. Er hält uns fest, er zertheilt die Wolken, die sich unaufhörlich um unser Leben lagern, und läßt uns unter einem heitern, ruhigen Himmel leben.

8.

Willst du alle Tage Festtag haben, willst du, daß in jedem Augenblicke des Lebens die Welt um dich her dir voll Glanz und Fröhlichkeit erscheinen soll: so tritt nicht aus dem Kreise heraus, den das Gefühl des Heiligen um dich zieht, so ruhe immerfort im Schoose der

Gottheit. Du lebst dann wie ein Kind, sorglos, fröhlich; du erblickst überall nur Harmonie: alles Zerrissene, Widerwärtige im Leben ist verschwunden, alles Ungleiche ausgeglichen, und das ist der Himmel. Denn wo keine ängstlichen Sorgen, keine peinlichen Bestrebungen, keine ungeduldigen Erwartungen, keine vereitelten Wünsche und Hoffnungen mehr sind, wo alles, wie es ist und kommt, willkommen ist und angenehm: da sind alle irdischen Störungen verschwunden, da hat das Reich der Himmel angefangen. Zweifle nicht, daß es einen Zustand giebt, in dem du dieß alles erfährst: er stellt sich ein in den Augenblicken der Weihe und Heiligung, und die Kunst ist nur, ihn festzuhalten und zur bleibenden Stimmung zu machen. „Das Himmelreich ist inwendig, in euch."

9.

O daß ich Kraft hätte mich zu halten auf dieser Höhe, von welcher herab die Aussicht über die Welt so klar ist, und auf welcher uns ein so reiner Aether umgiebt.

10.

Der Mensch, dessen Hauptaugenmerk religiöse Existenz ist, ist in jedem Augenblicke und an jedem Aufent-

halte zweckmäßig und mit Liebe beschäftiget. Die irdischen Zwecke wechseln mit den Verhältnissen, finden auf allen Seiten Anstoß, und befriedigen den Geist nicht, der, auch wider seinen Willen, immer nach dem Unendlichen hinstrebt. In dem Weltleben ist kein Fertigwerden. Eine stete Unruhe treibt uns darinne herum, so lange wir uns in seinen Kreisen bewegen. Ist ein Geschäft vollendet, so ruft uns das andere wieder zu neuer Unruhe auf, und wir freuen uns nie der Vollendung: denn im Augenblicke der Vollendung stirbt die Freude oder wird mit neuen Sorgen unterbrochen. Eben so ist es mit der Liebe zu den irdischen Gegenständen beschaffen. So lange wir nach ihnen streben, sind wir in einer peinlichen Unruhe, und besitzen wir sie, so sind wir nicht befriedigt. Befriedigung und Ruhe, wonach Jeder strebt, finden wir nur in der sich gleich bleibenden heiligen Ansicht und Behandlung der Dinge. Das Leben und Weben in Religion erhält uns in einer Thätigkeit, die nicht ermüdet, und in einer Ruhe, die nicht gestört wird. Alles, was wir mit religiöser Stimmung und Beziehung verrichten, geht auf einen festen, unwandelbaren Zweck aus; und selbst die Behandlung veränder-

licher Dinge erhält dadurch das Gepräg des Ewigen. Das Vergängliche selbst wird durch Religion geheiligt und in eine höhere Region hinaufgezogen. Hier ist ein beständiges Aufblühen, hier stirbt nichts ab, hier veraltet nichts, hier erhebt sich keine Trauer über die Vergangenheit, keine Furcht vor der Zukunft, hier regt und bewegt sich eine immer heitere Gegenwart.

11.

Wie fängt man es an, um religiös zu seyn? Man fängt an mit Aufmerksamkeit und Strenge auf sich zu sehen, jedes verdorbene Gefühl, jeden ungereimten, schiefen Gedanken auf die Seite zu bringen, jedem verkehrten Vorsatze zu widerstehen, mit einem Worte, die Flecken von der Seele abzuwaschen, sich zu läutern, zu reinigen. Diese erste Arbeit ist ganz negativ: denn mit ungewaschenen Füßen darf man nicht ins Himmelreich treten; eine eherne Mauer versperrt uns den Zugang. In dem Maße, wie dieses Läuterungsgeschäft fortgesetzt wird, wird es ruhig, klar und heiter in der Seele, das reine Wesen der Seele tritt wie eine Sonne in uns hervor und verscheucht die trüben Nebel der falschen Neigungen, Bestrebungen, Gefühle und

Gedanken, die bisher unser Leben in steter Unruhe, in stetem Zwiespalt und Mißvergnügen unterhielten. Eine heitere Thätigkeit erwacht in uns, eine Kraft wird rege, deren Streben es ist, die Fesseln, die uns binden und am freien Wirken hindern, abzuwerfen, die Schranken, die unsern Gesichtskreis verengen, zu entfernen. Und nun beginnt das positive Verfahren gegen die Unordnung und Verwirrung unsers Daseyns. Wir fangen an zu sichten und zu sondern, zu ordnen und zu stellen. Das Zweckwidrige, das Verworrene wird zurückgeschoben und bei Seite gelegt, das Klare, Unmittelbare, Nächste und Nothwendige ergriffen und festgehalten. Maß und Ziel wird überall bestimmt und gehandhabt, und nach und nach alles umher in Grenzen eingeschlossen, aus denen es nicht heraustreten darf. So wird allmählig das Gemüth frei, der Geist fängt an zu bilden und zu schaffen, und was er bildet und schafft, ist ein Abdruck der heiligen Neigung, der Liebe, welche nun anfängt die Seele zu beleben. Die alten Fäden des Lebensgewebes, welche von außen her angeknüpft waren und das Gemüth nach außen zogen, sind abgerissen oder abgefallen, und ein neues

Gewebe beginnt, welches seinen Anfangspunkt in der Seele selbst hat, und auf Darstellung der Ordnung, der Harmonie, der Ruhe und der Klarheit ausgeht. Mit diesem Gewebe werden nun alle Gegenstände und Verhältnisse umsponnen, und, indem sie davon berührt werden, heilig gemacht; und so berührt nichts unheiliges den Menschen mehr, und stört das Wachsthum der Seelenklarheit und Heiterkeit nicht, in welcher sich der Himmel mit seiner Seligkeit anbaut; und dieser Zustand der Seele ist Religion.

12.

Sollte es denn nicht möglich seyn, in ununterbrochener Ruhe und Heiterkeit zu leben? Die religiöse Stimmung ist sie denn nur die Gabe günstiger Augenblicke? kann sie denn nicht als bleibendes Eigenthum erworben, errungen werden? Das Gefühl von Wohlseyn, von Sicherheit, von Freiheit und Heiterkeit, was sie mit sich führt, ist mit nichts zu vergleichen, und um so schmerzlicher ist es, wenn es nach einem kurzen Besitz wieder entflieht. Gehört denn so viel Phantasie, so viel Anstrengung des Willens dazu, um sie zu erhalten? warum wäre sie denn den Geistes-Armen em-

pfohlen worden? Wenn man sie in Stunden der Verzweiflung in sich erwecken kann, warum sollte sie in ruhigen Stunden nicht an uns gebunden werden können? Hat denn der tägliche Verbrauch der Kräfte, hat denn die tägliche Zerstreuung so viel Gewalt über den Menschen, daß dadurch das Heilige aus seiner Brust nothwendig verdrängt werden muß? Ich weiß es nicht, bis jetzt aber ist es mir noch nicht gelungen, nicht etwa unausgesetzt, sondern auch nur lange anhaltend diese Stimmung zu erhalten, welche den Menschen so wahrhaft beseligt. Es ist aber doch das erste und nothwendigste, dafür zu sorgen, daß sie uns nicht verlasse; so viel sehe ich ein: und kein Streben darf diesem Streben vorgehen; und ohne ernstliches Bemühen macht man sie sich nicht zu eigen, aber mit ihr hat man auch den schönsten Besitz des Lebens errungen. Also nur immer mit erneuter Anstrengung darauf hingearbeitet, diesen schönen Gleichgewichtspunkt des Lebens zu behaupten! Er ist der Keim aller wahren Vollkommenheit und alles wahren Glücks. Nur religiöse Stimmung, und alles Ungerade ebnet sich! Strenge Aufmerksamkeit, strenges Wachen, das ist das erste, um hier Land zu gewinnen.

13.

Was ist Religion ohne Liebe? Wahrhaftig nur ein tönendes Erz: Und an wem können wir die Liebe zunächst beweisen, als an den Menschen? Wie wahr: „so jemand spricht, er liebe Gott, und hasset seinen Bruder, wie kann er Gott lieben?“ Ja die Liebe ist die erste und heiligste Pflicht! An der Liebe kann man erkennen, ob ein Mensch wahrhaft Religion hat. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“. Die Liebe haucht unserm Leben erst Leben ein. Je weiter der Mensch von der Liebe zu seines Gleichen entfernt ist, desto verwahrloseter ist er.

14.

Ihr heiligen Männer, ihr Apostel, jetzt begreife ich euern glühenden Eifer, mit welchem ihr die Sünde als den ärgsten Feind, den Tod des Menschen, ja als seine Hölle verfolgt. Unermeßlich, unaussprechlich ist der Schade, den uns die Sünde bringt: sie verschließt uns das Reich des Himmels, das Reich des Lebens, des Lichts, des Friedens, der Liebe, der Freude, der Seligkeit. Wie in eine Zauberwelt, ja mehr, wahrhaft und wirklich in eine Wunderwelt sind wir versetzt, wenn

der Stein des Anstoßes, die Sünde, von uns weggewälzt ist. Da sehen, da leben, da wachsen und grünen und blühen wir, und wenn wir auch Greise wären, ja als Greise am schönsten; und fast ist keine Scheidewand mehr zwischen uns und dem Himmel.

15.

Der Glaube ist der Liebe Keim, die Hoffnung der Liebe Frucht. Darum ist die Liebe Alles in Allem, und die größte unter ihnen, wie Paulus sagt. Darum stellt er sie auch in die Mitte, als die polarische Indifferenz, deren Contractions-Punkt der Glaube, der Expansions-Punkt die Hoffnung ist. Der Glaube ist empfangend, die Hoffnung mittheilend. So geht das Gesetz der werdenden und der vollendeten Naturen in das Gebiet der geistigen Welt über.

16

Allerdings kann die religiöse Stimmung unser bleibendes Eigenthum werden: ich weiß es, denn ich erfahre es täglich, wenn auch noch nicht unausgesetzt, weil ich noch zu großer Stümper, zu sehr Lehrling in dieser Kunst aller Künste bin. Muß es sich doch auch der Seiltänzer gefallen lassen zu wanken und zu fallen,

ehe er des Gleichgewichts Meister geworden ist: und dieß ist doch nur eine verächtliche Kunst, weil sie das ganze Leben daran setzt, das mechanische, körperliche Gleichgewicht bei anscheinendem Naturwiderspruche festzuhalten. Wie sehr beschämen uns aber die Aequilibristen; und wie tief sind wir in der Thorheit versunken, daß wir für das Wesen des Lebens nicht thun wollen, was jene für seinen Schatten thun!

17.

Was ist Glaube? Ein Stein des Anstoßes, über den die Meisten so tüchtig stolpern, daß sie das Wiederaufstehen vergessen. Wenn Jemandem zugemuthet wird, zu glauben: so ist das erste, daß er dieser Zumuthung ein a b e r, das heißt: den Zweifel, den Todfeind, das Gegentheil des Glaubens entgegen setzt. Jeder will Bürgschaft haben, wenn er glauben soll. Und weil der Glaube, den die Schrift als Einsatz, als Entree in den Concert- Schauspiel- und Speise-Saal des ewigen Lebens, d. h. der Seligkeit ohne Ende, verlangt, weil dieser Glaube seine Bürgschaft nur in sich selbst hat: so ist der Glaube ein wahres Vexirspiel für den Unwürdigen, Verwahrloseten, Verdorbenen.

Wessen Herz verschlossen und in der Selbstsucht versunken ist, der kann nicht glauben. Ihm ist der Glaube ein Kinderspiel, eine Posse, ein Gängelband für Unmündige. Ein Gängelband ist er auch; wer sich aber daran hält und von ihm leiten läßt, wird geradezu in den Schoos des Glücks geführt. Er ist eine Wunderkraft, die, sobald sie sich des Menschen bemächtigt hat, ihn in den Himmel hebt: denn sie befreiet ihn von Zweifel und Furcht. Wer noch zweifelt und fürchtet, der glaubt nicht. Nur in den Augenblicken glauben wir, wo wir nicht zweifeln und nichts fürchten. Ein Kind zweifelt nicht und fürchtet nicht: es glaubt; und darum ist es so glücklich. Es kennt nicht Sorge noch Angst; diese kennt blos der Zweifel, der vom Kindersinn abgewichen ist. Wie glaubt denn das Kind? Mit dem Verstande? Gott behüte! blos mit dem Herzen. Jedem das Seine! Der Verstand muß denken. Glauben kann er gar nicht, wenn er auch wollte. Er ist zum Denken da, wie der Fuß zum Gehen, wie die Hand zum Greifen. Kann der Verstand lieben? das heißt eben so viel als: kann das Auge hören? Der Glaube ist ein Vertrauen, ein Hoffen des Her-

zens auf Gott, den wir nicht sehen, nicht begreifen und dennoch anerkennen durch unsern Glauben. Im Zustande des Glaubens, indem wir uns zum Glauben erheben und im Glauben sind, werden wir uns selbst entrückt und tauchen uns gleichsam in die gegenwärtige Gottheit ein, wie das Kind sich in den Schoos der Mutter verbirgt, mit voller Gewißheit, daß es im Schoose der Mutter ist. Wir denken uns bei dem Glauben die Gottheit nicht; sie ist kein Produkt und kein Gegenstand unsrer Phantasie: sondern unser frommer Glaube zweifelt nicht an ihrer Wirklichkeit, an ihrem Daseyn, an ihrem Gegenwärtigseyn, und nimmt seine Richtung unmittelbar auf sie hin, gleichsam als auf eine gegenwärtige Person, auf einen Vater, in dessen Gewalt und Schutz wir sind, der uns nichts begegnen läßt, was uns nicht gut ist, und der alles zu unserm Besten lenkt. So hat das Kind unbeschränktes Vertrauen zu Vater und Mutter, die es sieht, und so sollen wir unbeschränktes Vertrauen zu dem Vater haben, den wir nicht sehen. Und dieser kindliche Sinn, dieses kindliche Vertrauen ohne Furcht und Zweifel, heißt Glaube.

18.

Wer im Glauben ist und lebt, der ist über alle Kümmerniß der Erde erhaben, er ist ein höherer Mensch als andere, er lebt in einer andern Region als sie. Diese treiben sich blind in den Kreisen des zeitlichen Daseyns umher, suchen Ruhe und finden sie nicht, hangen entweder an der Vergangenheit, die nur ein Schatten, oder an der Zukunft, die nur ein Traumbild ist: die Gegenwart ist ihnen mangelhaft, lästig, und drückend, oder sie fliegt ihnen im wilden Rausche vorüber, welcher Abspannung und Langeweile nach sich läßt. In dem schönen Element des Glaubens wohnt eine stets heitre Gegenwart; die Stürme und Wolken des Lebens erreichen diesen Aether nicht, der das Himmelreich ist, in welchem steter Frühling herrscht. Im reinen und ungetrübten Zustande des Glaubens erscheint uns die Vergangenheit als Keim, die Gegenwart als Wachsthum, die Zukunft als Vollendung. Wer sollte in diesem Zustande die Vergangenheit bedauern, oder als schöneres Daseyn wieder herbeirufen? Wer wollte in der Entwickelung rückwärts gehn? Wer, im Elemente des Glaubens athmend, sollte die Gegen-

wart vernachlässigen oder beseufzen oder verwünschen? Treibt sie doch, durch Regen oder Sonnenschein, durch Sturm und Gewitter, immer neue Knospen des Lebens aus uns hervor, wenn wir sonst noch Lebens-Saft und Kraft in uns haben. Und wenn wir sie nicht mehr haben: so haucht sie uns der Glaube durch seinen göttlichen Athem von neuem ein. Wir werden durch den Glauben täglich neu gebohren, wir werden immer jünger, bis wir, zur Reinheit der Kinder hinaufgeläutert, die geringe, abgenutzte Hülle abwerfen und „durch den Odem des ewiglebenden erquickt" in neuentfalteter, schönergestalteter Kraft, zu höherer Erkenntniß, zu seliger Liebe, zu wahrem und lebendigem Schaffen und Bilden, in das Reich Gottes eingehen, gleichsam als Tagvögel, im blauen Aether aus tausend Blumenkelchen trinkend, da wir hier nur den Raupen gleichen, welche auf beschmutzten Blättern kümmerliche, bittere Nahrung erkriechen. So ist es, und so wird es seyn, so gewiß wir sind, die wir im Glauben leben. Das Himmelreich des Glaubens ist uns Bürge für das des Schauens. Die Kraft, welche niedere Sinne erschafft und niedere Kräfte, schon hier auf der Erde,

zeigt uns ebenfalls schon hier, daß sie auch höhere Sinne und Kräfte und höheres Leben gestalten kann. Wer im Element des Glaubens lebt, erwartet diese höhere Entwickelung ruhig, sie entgeht ihm nicht, und muß vorbereitet werden. Wir können wenig hinzu thun, aber wir müssen alles thun, was wir können. Faule Knechte kann kein Herr brauchen. Für das Uebrige haben wir nicht zu sorgen: das ist schon abgemacht. Wer zu Gäste geht, braucht nicht für den Tisch zu sorgen.

19.

Ist es der Glaube allein, der uns selig macht? Ja! denn im Zustande des Glaubens sündigen wir nicht; und die Sünde allein ist es, die uns unselig macht. Je höher unser Glaube steigt, desto höher steigen wir in den Himmel. Je tiefer wir in die Sünde hinabsinken, desto tiefer in den Unglauben und in die Hölle, die, wie der Himmel, in uns ist.

20.

Was ist aber Sünde? Die Sünde ist der Abfall von Gott, das Verläugnen des Heiligen in uns, unserer Vernunft, des Geistes der in uns wohnt, des reinen, freien, fleckenlosen Bewußtseyns. Die Sünde

ist: das Vergessen, daß wir Kinder des Höchsten sind, das Aufhören, vor den Augen des Vaters, in der Gegenwart Gottes, zu leben. In dem Augenblicke, wo uns Gottes Gegenwart aus den Augen verschwindet, wo wir das Bewußtseyn des Heiligen fahren lassen, wo wir uns in Selbstvergessenheit nicht mehr nach dem heiligen Gesetz der Freiheit bestimmen, sondern uns durch irgend etwas Aeußeres ziehen und leiten lassen: in dem Augenblicke sündigen wir. Der erste Grad der Sünde ist das Einschlafen des innern Menschen, welcher immer wachen, das Verschließen des innern Auges, das immer offen seyn sollte. Darum sagt der Heiland: „Wachet!" Der zweite Grad der Sünde ist ein blindes Nachgeben dem uns von außen angehenden, Begierde oder Furcht aufregenden, Reize. Der dritte Grad der Sünde, gleichsam die gereifte, vollendete Sünde ist die freiwillige Hingabe unserer Selbst an das Aeußere, es heiße nun Lust oder Schmerz, so daß nun in unserm Bewußtseyn kein anderer Inhalt mehr vorhanden ist, als die Beziehung unseres Wesens auf die Gegenstände unserer Lust oder unserer Schmerzen. Hier ist Gott ganz aus dem Kreise un-

sers Bewußtseyns verbannt, es ist ein durch das Endliche beschränktes, unheiliges Bewußtseyn geworden; unheilig, weil nichts heiliges mehr darinne vorkommt. Ein Mensch, der kein anderes Bewußtseyn kennt als dieses, führt ein unheiliges Leben. Hatte er es nie besser gewußt, war er nie vorher in die Region des Heiligen gedrungen, so ist ihm dieser Zustand natürlich: er ist ein natürlicher Mensch, „der nichts vom Geiste Gottes vernimmt!" War er aber schon dem Heiligen geweiht: so ist er ein gefallener, und fällt in dem Maße, wie er mit Lust und Liebe sündigt, immer tiefer, bis in den Abgrund der Hölle, den er aber nicht eher erkennt, als bis er darinne ist. Die größte Entfernung vom Heiligen ist die tiefste Hölle; und wie das Heilige, wenn es sich im Bewußtseyn offenbaret, Licht ist, und Kraft, und Wärme, und Leben, und Heiterkeit, und fröhliches gedeihliches Schaffen, und Freude an diesem Schaffen: so ist die Hölle, wenn sie im Bewußtseyn erscheint, Finsterniß, Ohnmacht, Kälte, Tod und Vernichtung, Haß und Grimm gegen alles Seyn und Leben, und unseliger Zerstörungstrieb. Wie sich aus dem Menschen der Himmel entwickelt:

so auch die Hölle; und wie der Keim ewiger Seligkeit in uns liegt: so auch jener der ewigen Verdammniß. „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammlet, der zerstreuet.“

21.

Es giebt Augenblicke des Kleinmuths, der Verzagtheit, der Kraftertödtung im Leben, besonders nach schweren Verschuldungen, nach glänzenden Siegen der Sünde, wo uns das ganze Gefühl unserer Geisterwürde auf eine Zeit lang verläßt, (glücklich, wer nie so tief sank!) wo alles aus zu seyn scheint, keine Aussicht, keine Hoffnung, keine Zuversicht und Erwartung, kein Wunsch und Wille. In solchen Augenblicken bemeistert sich unserer der Unmuth und Verdruß; dieß sind die Augenblicke, wo der Mensch sein Daseyn zu verwünschen geneigt ist, und aufgelegt mit Gott zu rechten. Thor! spüre der Quelle dieses Zustandes nach, und sinke voll Schaam und Reue nieder. Kleinmuth, Verzagtheit, Kraftertödtung ist unser Werk auf eine oder die andere Weise. Wer Gott nicht verläßt, den verläßt Gott auch nicht; und jeder Augenblick, in seiner Gegenwart verlebt, ist ein Augenblick der Kräftigung, der

wachsenden Klarheit des Erkennens aller wahren und richtigen Verhältnisse der Dinge, endlich ein Augenblick echter Seligkeit, wo das Gefühl reiner Liebe unser Wesen durchdringt, wie ein Strahl der neubelebenden Frühlingssonne. Der Mensch, den Gottes Geist erfüllt, lernt in sich Kräfte kennen, die er vorher nie ahndete; oder vielmehr: er lernt jetzt erst die Bedeutung, den Inhalt, den Umfang, die Möglichkeit der Veredlung, Steigerung, Ausbreitung derjenigen Kräfte einsehen, deren er sich blind und maschinenmäßig zu geringem Gebrauche und auf niederer Stufe der Anwendung im gemeinen Leben bedient. Ja, es ist keine Lüge, so wenig als eine bloße poetische Ansicht, daß der Mensch nach Gottes Bilde geschaffen sey, daß wir „seines Geschlechts" sind. Wahrhaft göttliche Kraft wohnt in uns, sie darf nur entwickelt, nur geübt, nur geläutert, nur durch den Gebrauch gesteigert werden. Was wir „Wille" nennen, ist ein verborgener Schatz, eine wahrhaft göttliche Eigenschaft, ein Theil der Kraft, durch welche der Schöpfer von Ewigkeit her schafft und zeugt, und durch welche Christus und die Apostel Wunder thaten. Auf unserm Standpunkte, und wie wir unsern Willen kennen, muß

uns so etwas als leere Phantasie, als Traum und Mährchen vorkommen. Aber wenn wir uns nur entschließen könnten, wollen zu lernen, so würden wir wohl von Stufe zu Stufe die Macht dieser göttlichen uns einwohnenden Kraft erfahren. So aber liegt sie nur wie ein Keim in uns, der nicht aufgeht. Unser Wille muß von Jugend auf Sklavendienste verrichten und sich von unsern Neigungen und Bedürfnissen bestimmen lassen, erwacht daher niemals zum eignen, freien Leben. So ist es auch mit unserm Geiste — dem Vermögen der Erkenntniß — beschaffen. „Seyd nicht Kindern der Erkenntniß!" sagt Paulus. Aber wir bleiben es, so lange unser Geist, wie unser Wille, den Sorgen und Begierden des Lebens fröhnen muß: weil unser Herz, unser Gemüth an dem Scheinleben hängt, dessen Opfer Christus verlangt, wenn wir, schon auf dieser Welt, in das Himmelreich eingehen wollen. Es mag auch wohl wörtlich wahr seyn, was Christus sagt: „So ihr Glauben habt als ein Senfkorn" u. s. w. Aber der Glaube ist ein Gut, das nur durch aufrichtiges Bestreben alles Unlautere aus uns zu scheiden, errungen wird. In dem Maße wie der Mensch geläu-

tert (reines, kindliches Herzens) ist, glaubt er; mehr nicht. Und erst im Zustande des Glaubens (des Gott-Vertrauens, der Religion) erwacht der reine Wille in seiner Kraft und seinem Einflusse, erwacht die reine Klarheit der Erkenntniß, die richtige Schätzung der Dinge und die richtige Beziehung unseres Lebens auf die Dinge, erwacht endlich die reine innige Liebe zu Gott und allen seinen Menschen, welcher Paulus 1. Cor. 13. ein so köstliches Denkmal gesetzt hat, und in welcher allein wir das Wesen und die Fülle der Gottheit und Seligkeit empfinden, und die Bürgschaft ewigen unverwelklichen Lebens.

22.

Man findet zuweilen im Traum ein Stück Geld, eine kleine Münze, auf der Straße; nicht weit davon wieder eine, und noch eine, und immer mehrere, und immer größere, bis man es nicht mehr übersehen kann, und des Reichthums kein Ende ist, so daß man sich gegen alle Unfälle gedeckt, ja überglücklich fühlt. Gerade so ist es, wenn das Himmelreich in unser Alltagsleben einzieht. Mitten in unsre Sorgen und Mühen, in unseren Kummer und unsere Furcht, in unsern Schmerz

und unsere Resignation blitzt ein heller Strahl von Trost und Hoffnung, von Wonne des Wiederfindens und Neu-Erlebens; Nichts ist verlohren gegangen, Alles ist noch gut zu machen, ja, es ist schon gut gemacht, und die unüberwindlichen Hindernisse, die uns drückten, sind verschwunden. Nichts stellt sich uns in den Weg, wir dürfen frei und ungehindert vorwärts gehen; die Bahn ist gebrochen, der Weg geebnet, die Aussicht auf ein heiteres, immer klares Leben liegt im Morgenglanze vor uns da. Das ist ein Augenblick, wo es uns vergönnt ist, in das Himmelreich zu schauen, ja wo wir es, als schon in der Anlage unseres Wesens vorbereitet, in uns gewahr werden. Verharren wir nun in dieser Stimmung: so wird uns immer wohler und leichter, alle Dornen des äußern Lebens verliehren ihren Stachel und verwandeln sich unter seinen Tritten in Blumen. Ohne Bild zu sprechen: so wie wir in Gottes Liebe eindringen, indem wir unser eigenes nichtiges d. h. selbstisches Daseyn aufgeben, fällt eine Beschränkung nach der andern, die unser Leben einengte und peinigte, hinweg, und der Schmerz wird durch Freude, die Dunkelheit und Ver-

worrenheit durch Klarheit und Uebersicht, das Gefühl der Ohnmacht durch Kraftgefühl verdrängt, und dieß Alles nimmt stufenweise zu, ich möchte sagen: überhand, wie etwas, das man nicht bewältigen kann; und zwar nimmt es zu in dem Maße, wie die Liebe wächst. Wir haben das ganze Wonnefühl jenes Traumes, nur unendlich gesteigert durch das lebendige Bewußtseyn, daß dieß Alles kein Traum ist, sondern die wahrhaftigste allerseligste Gewißheit.

25.

O wie thöricht und verblendet seyd ihr Menschen, die ihr euch frei wähnt, während die Welt tausend Fesseln um euch schlägt. Frei ist kein Mensch, als den Gott frei macht, und nur der rechte Knecht Gottes ist recht frei. Aber ihr begreift das nicht, ihr könnt es nicht begreifen, weil ihr es nicht begreifen wollt, denn euer Wille wird von den Stricken der Welt gehalten und gebändiget. Dünkel und Uebermuth erheben euch zum stolzen Wahn einer Freiheit, die jeden Augenblick an Klippen scheitert nnd in Untiefen versinkt, aus denen ihr euch nicht retten könnt. Nichts gefährlicher als die Ruhe und Sicherheit, in der ihr

lebt: sie ist die Ruhe des Todkranken, der darum ruhig ist, weil er nicht weiß wie krank er ist. Ihr träumt, ihr phantasirt, wie Kranke dieser Art; ihr träumt euch glücklich und selig, während das fürchterlichste Fieber in euren Adern tobt. Erwacht, würdet ihr euch in der tiefsten Kraftlosigkeit fühlen und den Arzt erflehen.

24.

In dem Gebote der Liebe gab uns der Meister das Gebot selig zu seyn. Ein größeres Glück als die Liebe kennt selbst der Schöpfer nicht: darum schafft er und beglückt Alles was ihn nicht verschmäht; und auch dieß wohl zuletzt. Wenn die Menschen nur zu lieben suchten, sie würden nach keinem andern Glück streben. Das Begehren aber ist keine Liebe, sondern das Geben, und zwar freundlich und von Herzen geben, nicht an seinen eigenen, sondern an den Vortheil des Andern denken, ihn fördern. Das bringt Entzücken, mit dem alle Erdenfreude so wenig zu vergleichen ist, als der Lampe Licht mit dem der Sonne. Die Apostel hatten es weit gebracht im Lieben. Das ist's, worinne ihre Virtuosität liegt. Lieber Himmel! wenn man sich auf

der Erde liebte, wir brauchten keine neue, oder vielmehr, sie würde neu werden. Wie sollen wir lieben? Alle wie uns selbst, Gott über Alles. Was heißt das: Gott lieben? Kennen wir ihn denn? Seine Bekanntschaft suchen, heißt ihn lieben.

25.

Wir lieben die Thiere weit uneigennütziger, vielleicht auch weit aufrichtiger, als die Menschen. Ein Hund, ein Vogel — welche Theilnahme schenken wir ihnen. Allenfalls ziehen uns noch die Kinder rein an sich. Nun, wie die Kinder, sollen wir Jeden lieben!

26.

Wer versteht das Gesagte? Verstehe ich mich selbst in den Stunden der Verworrenheit? Die Menschen wissen nicht, wie krank sie sind, sie würden sich sonst keinen Augenblick vom Arzte entfernen. „Inwendig in euch ist das Himmelreich!" O daß man es suchte, und, gefunden, zu behalten strebte und verstünde! — Der Gott-suchende Mensch kann es nicht vermeiden, mystisch zu werden; er ist es aber nicht für sich: denn er weiß wohl, was er will, was er sucht und hat, was er schaut und empfindet: das Leben in aller seiner Herr-

lichkeit; er ist nur für die mystisch, die da blind sind für das ewige Licht und erstorben für das ewige Leben, welches beides in uns kund und offenbar werden soll und kann. In wem der neue Mensch offenbar und lebendig wird, der Christus des Apostels: der blickt nicht blos ins Himmelreich, der hat es, unzerstörbar, unvergänglich; und er sieht in ungetrübter Klarheit, daß Jeder blind ist, der es nicht hat. Er ist ein Wachender, in der Mitte von Träumenden und Schlafenden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinroth, Johann Christian August

Gesammelte Blätter

Bd.: 2. Band

Leipzig 1818

P.o.germ. 593 r-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110749-9